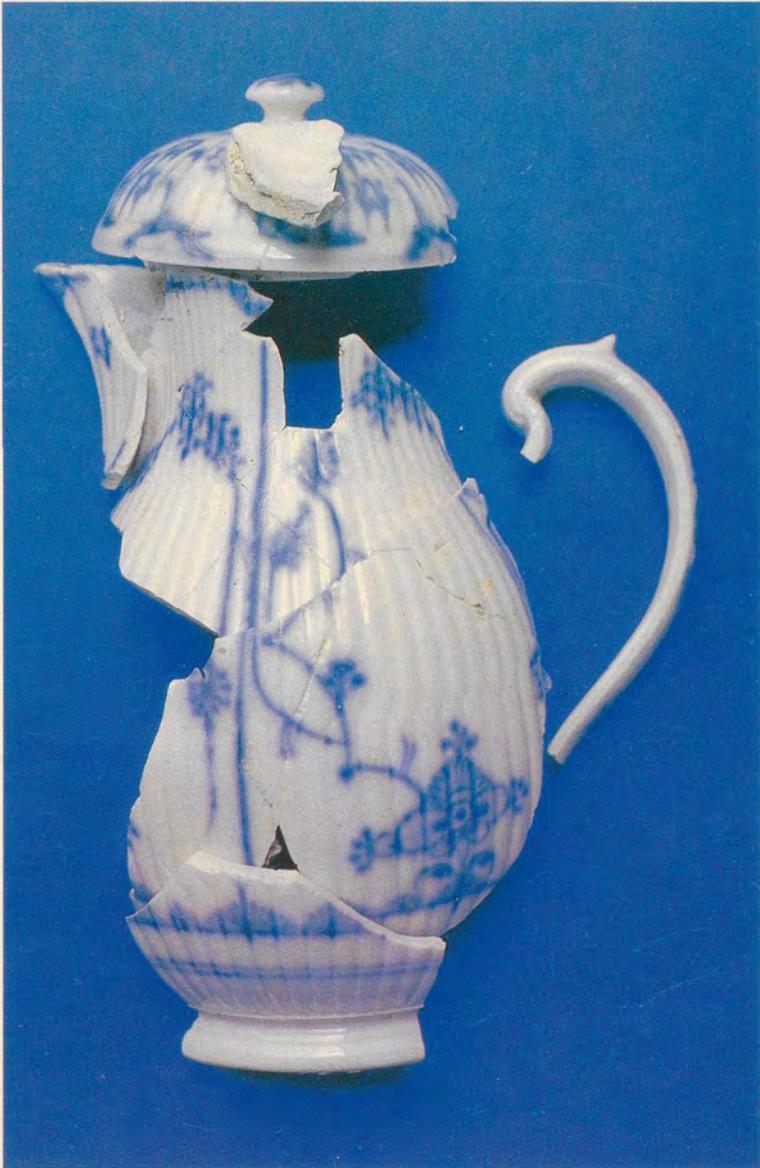


ZA 4772, 1986



39/1986 Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

31/ 04. 01. 87

LUDWIGSBURGER
GESCHICHTSBLÄTTER

Umschlagbild

Fragmente einer Kanne mit Reliefierung in »gebrochenem Stabmuster« und Bemalung in Unterglasurblau nach Meißner bzw. ostasiatischen Vorbildern, Ludwigsburg um 1760–1780, gefunden beim »alten Brennhaus« der ehemaligen »Herzoglich-Württembergischen Porcellan-Fabrique«, Dezember 1984

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e.V.

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 39

Mit 68 Abbildungen



1986

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG E.V.

ZA 4772, 1986

1986

Mit der Erlaubnis



ISSN 0179-1842

Herausgegeben vom Historischen Verein
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Redaktion: Dr. Wolfgang Schmierer, Tamm

unter Mitarbeit von Dr. Franz Mögle-Hofacker, Bietigheim-Bissingen
und Dr. Norbert Stein, Ludwigsburg

Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Für den Inhalt zeichnen die Verfasser verantwortlich

Gesamtherstellung: Offsetdruckerei Karl Stiller, Remseck 2

Inhalt

Mitarbeiter dieses Bandes	4
Vorwort (<i>Wolfgang Bollacher</i>)	5
Die Ludwigsburger Porzellan- und Fayencemanufaktur 1758–1824 im Lichte neuer Grabungsfunde. Von <i>Kurt A. Schupp</i>	7
Bürgerliches Geistesleben im Reichsritterschaftlichen Dorf Heutingsheim im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert: Pfarrer Johann Friedrich Christmann und Oberamtmann Johann Mader. Von <i>Franziska Gräfin Adelman</i>	31
Die wissenschaftliche Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg. Von <i>Rudolf A. Paulus</i>	77
Mörikes Verhältnis zum Katholizismus. Von <i>Hans Janssen</i>	181
Der Gemeinderat in Kornwestheim 1880–1980. Strukturen und Wandlungen einer kommunalen Führungselite. Von <i>Willi A. Boelcke</i>	185
Berichte und Notizen Veranstaltungen des Historischen Vereins 1985/86 (<i>Markus Otto</i>)	201
Rückblick auf das Jahr 1985 (<i>Herbert Saar</i>)	211
Buchbesprechungen	221
Bildnachweis	223
Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900–1986	224

Mitarbeiter dieses Bandes

Adelmann, Franziska Gräfin, Steinheim-Kleinbottwar
Dr. Boelcke, Willi, A., Professor, Stuttgart
Dr. Bollacher, Wolfgang, Rechtsanwalt, Ludwigsburg
Janssen, Hans, Dipl. Bibliothekar a. D., Hannover
Dr. Kretschmar, Robert, Staatsarchivrat, Ingersheim
Dr. Mögle-Hofacker, Franz, Staatsarchivrat, Bietigheim-Bissingen
Otto, Markus, Apotheker i. R., Bietigheim-Bissingen
Dr. Paulus, Rudolf A., Traben-Trarbach
Saar, Herbert, Pressereferent, Ludwigsburg
Dr. Schmierer, Wolfgang, Oberstaatsarchivrat, Tamm
Schupp, Kurt A., Graphiker, Ludwigsburg
Dr. Stein, Norbert, Staatsarchivrat, Ludwigsburg

Vorwort

In diesem Jahr wurde der 200. Geburtstag Justinus Kerners begangen, der am 18. September 1786 in Ludwigsburg geboren wurde. Stadt und Städtisches Museum Ludwigsburg haben mit einer Feierstunde im Ordenssaal des Schlosses und mit einer Ausstellung des Mannes gedacht, der als Arzt und schwäbischer Dichter gleichermaßen herausragt.

Von Kerners Werken sei an dieser Stelle das »Bilderbuch aus meiner Knabenzeit« erwähnt, eine von romantischer Lebensstimmung, Schlichtheit und Liebe zur Heimat getragene Autobiographie, die erkennen läßt, daß schon den Knaben das Geheimnisvolle und Unfaßbare anzog, das dann den Mann so sehr beschäftigte. Darüber hinaus gewährt das »Bilderbuch« Einblicke in das Ludwigsburg des ausgehenden Jahrhunderts, das von den großen Erschütterungen der Zeit nicht unberührt blieb. Wie durch einen Guckkasten kann der Leser auf Glanz und Reichtum des Hofes sehen, auf Licht und Schatten des herzoglichen Regiments und auf Biederkeit und Einfachheit oft origineller Bürger. Es ist noch immer ein Genuß, diese Lebenserinnerungen zu lesen, die zugleich Geschichtsschreibung sind.

Aber nicht nur des schwäbischen Romantikers und Ludwigsburger Historiographen durfte man sich 1986 erinnern, durch den großartigen Münzfund im Stadtkern von Marbach auch eines anonymen reichen Kaufmanns, der im »dunklen« Mittelalter in dieser Stadt lebte, und durch die Grabungsergebnisse von Bietigheim-Bissingen, Ludwigsburg-Hoheneck, Kornwestheim und vor allem Walheim der römischen Zeit. Was mag der Boden, was mögen alte Häuser unserer Heimat noch bergen?

Daß die Arbeit von Markus Otto über die Scheibenstiftungen für das Großbottwarer Rathaus dazu angeregt hat, die Scheiben nachzubilden und wieder am alten Platze, von dem sie einst ausgebrochen wurden, einzufügen, zeigt, daß die historische Forschung unseres Vereins auf die Gegenwart wirkt, und gewiß nicht *l'art pour l'art* ist.

Der neue Band der Ludwigsburger Geschichtsblätter mit Beiträgen von Gräfin Adelman, Boelcke, Janssen, Paulus und Schupp erscheint pünktlich zum Jahresende. Daß dies geschehen kann, ist das Verdienst von Dr. Wolfgang Schmierer und seinen Mitarbeitern, die wieder die Redaktionsarbeit geleistet haben, ebenso von Stadt und Landkreis Ludwigsburg, die den Verein und seine Arbeit seit langem freundlich unterstützen. Hierfür sei allen herzlich gedankt.

Möge der neue Band eine große Schar von Lesern finden.

Im November 1986

Dr. Wolfgang Bollacher

Die Ludwigsburger Porzellan- und Fayence- manufaktur 1758–1824 im Lichte neuer Grabungsfunde*

Von Kurt A. Schupp

Die Ludwigsburger Porzellanmanufaktur, 1758 von Herzog Carl Eugen in seiner zweiten Residenzstadt ins Leben gerufen, hat einen herausragenden Beitrag zur europäischen Porzellankunst des 18. und beginnenden 19. Jh. geleistet. Die Arbeiten von Beyer und Louis etwa stehen hinter denen Kändlers in Meißen, Melchior in Höchst und Bustellis in Nymphenburg nicht zurück. Was der gebürtige Dresdner Riedel in Ludwigsburg an Geschirrmodellen geschaffen hat – man denke nur an das Service für die Marchesa Giovanelli-Martinengo – behauptet sich mühelos neben Spitzenerzeugnissen anderer Manufakturen, und Maler wie Steinkopf, Danhofer und Kirschner zählen zur ersten Garnitur.

Trotz ihrer bedeutenden Leistungen geriet die Manufaktur nach ihrer Schließung 1824 mehr und mehr in Vergessenheit. Das änderte sich erst, als man gegen Ende des 19. Jh. der Porzellankunst des Rokoko wieder Beachtung schenkte. 1875 erwarb der württembergische Staat die 680 Stücke umfassende Sammlung von Ludwigsburger Porzellan des Stuttgarter Konditors Murschel, die zum Grundstock der Bestände des Landesmuseums wurde. Der von Otto Wanner-Brandt zur Ausstellung Ludwigsburger Porzellans im Stuttgarter Neuen Schloß 1906 herausgegebene Katalog versuchte eine erste Inventarisierung aller bis dahin bekannten Modelle. Zwar erschienen über die Ludwigsburger Porzellanmanufaktur inzwischen verschiedene kleinere Publikationen, eine den heutigen Kenntnisstand zusammenfassende wissenschaftliche Darstellung steht jedoch noch aus.

Bei allen Bemühungen um die Dokumentation der Ludwigsburger Manufaktur standen historische und kunstgeschichtliche Gesichtspunkte im Vordergrund. Die technischen Aspekte der Porzellanherstellung im 18. Jh. wurden dagegen eher beiläufig behandelt, schon deshalb, weil es im einzelnen an exakten Informationen mangelte. Von Produktionsanlagen und -mitteln aus der Frühzeit des europäischen Porzellans hat sich ganz allgemein nicht allzu viel erhalten. So muß es als außerordentlicher Glücksfall betrachtet werden, daß nun in Ludwigsburg – worauf alle bisherigen Ergebnisse hindeuten – auf dem Wege einer archäologischen Grabung ein reichhaltiger Bestand an Material jeder Art aus der einstigen Porzellanmanufaktur Herzog Carl Eugens wiedergewonnen werden kann. Was hier an authentischen Zeugnissen zutage kommt, gibt uns einen lebendigen Begriff von Technik und Kunsthandwerk, aber auch vom arbeitsreichen Werktag in einem Unternehmen der vorindustriellen Zeit.

Die Grundlagen für die Porzellanherstellung im Manufakturbetrieb, d. h. durch arbeitsteilige Handfertigung, hatte Johann Friedrich Böttger in Dresden und Meißen geschaffen. Als er in seinem Laboratorium auf der Dresdner Jungfernbastei am 15. Januar 1708 die ersten gelungenen Brennergebnisse aus dem Ofen nehmen konnte, war damit zwar das Prinzip der Porzellanherstellung gefunden, an dessen Enträtselung der mit ihm in Zusammenarbeit verbundene Naturwissenschaftler Ehrenfried Walther von

* Wesentlich veränderte und erweiterte Fassung des am 13. 2. 1986 vor dem Historischen Verein Ludwigsburg gehaltenen Vortrags.

Tschirnhaus maßgeblichen Anteil hatte. Bis zur technischen Verwertbarkeit der Erfindung war jedoch noch ein weiter Weg zu gehen. Er kostete Böttger mehr als ein Jahrzehnt fieberhafter, aufreibender Arbeit und schließlich Gesundheit und Leben.

Seit dem 16. Jh. hatte man sich in Europa vergeblich bemüht, dem Geheimnis der Herstellung des chinesischen Porzellans auf die Spur zu kommen. Diese Bemühungen hatten einen ganz realen wirtschaftlichen Hintergrund, denn besonders im 17. und beginnenden 18. Jh. importierten die englischen, holländischen, portugiesischen und schwedischen Ostindiengesellschaften große Mengen chinesischen und japanischen Porzellans nach Europa. Erst vor wenigen Jahren wurde ein vor der holländischen Küste gesunkenes Schiff mit einer Ladung chinesischen Porzellans entdeckt. Der Engländer Michael Hatcher fand 1983 und 1985 im Südchinesischen Meer und vor der Malakka-Straße die Wracks zweier Schiffe, die mit einer Ladung Porzellan nach Batavia bzw. Europa unterwegs gewesen waren.

So war die Entdeckung, die Tschirnhaus und Böttger 1708 in Dresden gelang, von außerordentlicher Bedeutung. Aus dieser Sicht wird deutlich, warum bis heute von Porzellan als »weißem Gold« gesprochen wird. Ein regelrechtes Porzellanfieber brach nach dieser Entdeckung in Europa und insbesondere in den deutschen Fürstentümern aus. Sachsen konnte sein Monopol nur wenig mehr als ein Jahrzehnt bewahren. Schon 1720 gründete der Hofkriegsratsagent Du Paquier in Wien eine Porzellanmanufaktur mit Hilfe der abgeworbenen Meißner »Arkanisten« Stöltzel und Hunger. Aus Wien und Meißen sollten auch die beiden Männer kommen, die die tragenden Säulen der Ludwigsburger Manufaktur wurden: Ringle und Riedel.

Erste Versuche, auch in Württemberg eine Porzellanmanufaktur zu gründen, wurden schon zur Regierungszeit Herzog Eberhard Ludwigs unternommen, nicht lange nach dem Erfolg Du Paquiers in Wien. 1724 taucht einer der reisenden Abenteurer und Scharlatane dieses Zeitalters der Casanova und Cagliostro, der sächsische Glas- und Spiegelmacher Elias Vater als angeblicher Arkanist in Ludwigsburg auf. Fünf Jahre später, 1729, erbietet er sich in München, »so schenes Porzellan zu machen, als derley in Sachsen zu haben«; aber auch hier bleibt er erfolglos. 1730 legt ein gewisser Johann Leonhard Preiß Porzellanproben vor. 1736 entsteht unter der Leitung von Johann Philipp Weißbrod ein Betrieb, der nun wirklich Porzellan produziert – leider kennen wir bis heute die Fabrikationsstätte nicht. 1737 sollte die Porzellanfabrik das Haus des herzoglichen Finanzberaters Süß Oppenheimer in der Mömpelgardstraße beziehen. Oppenheimer hatte schon 2000 fl. für die Gründung der Fabrik vorgeschossen, die er sich später wieder aus der Staatskasse ersetzen ließ. Der Tod des Herzogs Karl Alexander machte allen diesen Plänen ein Ende; die Rentkammer lehnte die weitere Finanzierung des Unternehmens ab und wollte erst untersuchen, was »bey Einrichtung dieses Wercks von dem Süß und Complicibus vor menées gespielt worden«. Administrator Carl Rudolf verfügte am 16. 8. 1737, falls der Porzellanfabrikdirektor Weißbrod dieses Werk nicht selbst übernehmen wolle, müsse man es bis auf bessere Zeiten auf sich beruhen lassen.

Die so beschworenen besseren Zeiten schienen sich bald nach dem Regierungsantritt Herzog Carl Eugens anzukündigen. Den Anstoß zur nächsten Runde der Entwicklung gab die Entdeckung einer weißen Erde bei Hornberg (Kreis Wolfach). Sie bildete die materielle Grundlage zur Errichtung einer Porzellanmanufaktur in Calw, für die die Handelsleute Johann Georg Zahn mit den Gebrüdern Johann Jacob und Christoph Moses Dörtenbach 1751 ein herzogliches Privileg erhielten. Die Manufaktur kam jedoch, wie das einzige aus ihrer Produktion erhalten gebliebene Stück im Calwer Museum zeigt, offensichtlich über die Herstellung von Fayence nicht hinaus.

In einem Inventarbuch des Staatlichen Museums für Naturkunde Stuttgart wird eine

Im Gottes Gnaden Carl,
Herzog zu Württemberg und Teck,
 Graf zu Mömpelgart, Herr zu Duden-
 heim und Zuffingen, &c.
 Ritter des goldenen Vlieses, und des Eöbl. Schwäbischen
 Creyses General-Feld-Marschall, &c.

Lieber Getreuer!

Sinnach bey Uns die Handels-Leute Johann Georg Zahn, auch Johann Jacob und Christoph Moses die Gebrüdere Dörtenbach zu Calm, in Untertänigkeit angelüchet zu ihrer vorhabenden Porcellain-Fabrique ihnen die weiters ausgebetene gnädigte *Privilegia* zu ertheilen, und solche durch den öffentlichen Druck bekandt machen zu lassen. Und Wir nun denen *Supplicanten* in sothanem ihrem Gesuch gnädigt willfahret. Als wird dir beygehendes *Privilegium* des Endes hiermit zugesertiget, um solches deinen Stadt- und Amts-Untergebenen so viel inthern davon zu wissen nöthig seyn mag, behödig zu *publiciren*, und sie zugleich anzueinern, so viel etwan zu Beförderung eines so nüglichen Vorhabens in ihren Kräfften seyn mag, ihres Orts williglich benzutragen. Da Wir Uns anebenens gnädigt zu dir versehen, du werdest dich hiernach sträctlich achten, und dir eifrig angelegen seyn lassen, hierunter Unsr Landes-Väterliche Absicht und gnädigte Willens-Meynung zum Vollzug zu bringen. Daran beschreibet Unsr gnädigster Will und Meynung. Datum Stutgart den 12. Augusti 1751.

Ex speciali Resolutione.

Privileg Herzog Carl Eugens für die Calwer Porzellanfabrik 1751

Probe von Hornberger Porzellanerde erwähnt, die im Museum noch erhalten ist. Weiter findet sich folgende Eintragung: »Erste Porcellain-Probe, wie Sie Serenissimo ao: 1756 von Christian Frid. Canz unth. praesenthirt worden. Mit Vitro Saturni.«¹

Woher stammte die dem Herzog präsentierte Probe? Und wer war Christian Friedrich Canz?

Im gleichen Jahr, 1756, begann der Ingenieurhauptmann Bonifatius Christoph Häcker in Heilbronn mit Versuchen zur Porzellanherstellung, von Carl Eugen finanziell unterstützt. Nachdem er Ende 1756 seine Absicht mitgeteilt hatte, seinen Betrieb nach Ludwigsburg zu verlegen, erhielt er 1757 ein herzogliches Privileg, das ihm unter anderem eine zwanzigjährige Steuerfreiheit für seine kapitalarme Porzellanfabrik zusicherte. Viel Vertrauen scheint der Herzog jedoch in Häckhers Unternehmung nicht gesetzt zu haben, denn schon 1756 bewilligte er 300 Gulden »zur Retour des Mahlers Weißbrod aus England«. Man erinnerte sich offenbar daran, daß die Porzellanproduktion in Ludwigsburg 20 Jahre zuvor unter Weißbrods Leitung durchaus erfolgversprechend angelaufen war. 1758 werden für ihn, dem wieder die technische Leitung der Fabrik anvertraut wird, 600 holländische Gulden jährlich ausgesetzt.

Mit dem Dekret vom 5. April, in dem der berühmte Satz steht, Porzellan sei »notwendiges Attribut des Glanzes und der Würde«, hatte der Herzog inzwischen die Manufaktur in eigene Regie übernommen. Für ihn war aus der Sache nun offensichtlich eine Prestigeangelegenheit geworden. Überall, von Sachsen nicht zu reden, in Österreich, Bayern, Preußen, im braunschweigischen Fürstentum und im kurmainzischen Höchst florierten Porzellanfabriken, nur in Württemberg sollte die Produktion nicht in Gang kommen? Allen Widrigkeiten zum Trotz – Rohmaterialien mußten von weither bezogen werden, auch Brennholz gab es nicht in der näheren Umgebung – trieb Carl Eugen seine Pläne energisch voran. Aber noch waren die Schwierigkeiten nicht zu Ende.

Der Betrieb wurde zunächst in der Talkaserne – der »Lochkaserne«, wie die Ludwigsburger sagten, untergebracht, unter der Direktion des Bergrats Johann Gottfried Trothe aus Merseburg. In den Akten des Hauptstaatsarchivs Stuttgart findet sich über diesen Direktor eine anonyme Notiz, die nichtsdestoweniger offensichtlich von einem Insider stammt. »Er« – Gottfried Trothe – heißt es da, »trieb's kein Dreivierteljahr, konnte kein Porc. zustand bringen.« Die folgende Stelle ist etwas dunkel, jedenfalls



*Die ehemalige Talkaserne in Ludwigsburg.
Lithographie aus dem frühen 19. Jahrhundert, Ausschnitt*

scheint es bei ihm finanzielle Unregelmäßigkeiten gegeben zu haben und er wurde deshalb »auch wegen sonstiger malversation auch pcto. Bigamie auf 10 Jahre in hiesiges Zuchthaus condemnirt, die er richtig außgestanden«. Bei diesen zehn Jahren glaubt man die Handschrift Carl Eugens zu erkennen, auch Schubart saß zehn Jahre auf dem Asperg. Das war eine harte Strafe, aber hier war für den Herzog offenbar die Grenze des Erträglichen überschritten, weil seine Porzellanfabrik immer noch nicht réüssieren wollte.

Mit dem Arkanisten Ringler, der am 1. Februar 1759 seine Arbeit in Ludwigsburg begann², war endlich der Mann gefunden, der die technischen Probleme des Unternehmens in den Griff bekam. Ringler, ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten, hatte schon vor seiner Ludwigsburger Direktorenzeit den Manufakturen in Höchst, Straßburg und Nymphenburg zum Start verholfen. Seine Bedeutung für die Ludwigsburger Manufaktur kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Joseph Jakob Ringler, geboren in Wien am 12. Juli 1730 als Sohn eines Schulmeisters bei St. Stephan, trat schon in jungen Jahren in die Wiener Manufaktur ein und erlangte seine Kenntnis des Arkanums, wie es heißt, »durch die Freundschaft mit der Tochter des Direktors«. Die Porzellanplakette von Johann Valentin Sonnenschein, die ihn 1775 als Fünfundvierzigjährigen darstellt, zeigt das Profil eines selbstbewußten, energischen Mannes in souveräner Haltung; das leichte Lächeln in seinem Mundwinkel scheint

anzudeuten, daß er mit der Welt durchaus im reinen war und mit ihr zurechtkam. Dazu paßt auch der Vermerk, der sich in einem Protokollbuch im Staatsarchiv findet. Dort wird moniert, daß er zur Ausübung seiner religiösen Pflichten das »Chais'chen« der Porzellanfabrik benützte. Als gebürtiger Wiener war Ringler natürlich katholisch. In Ludwigsburg gab es aber damals keine katholische Kirche, abgesehen von dem zu sakralem Zweck eingerichteten »Gartenhaus« des Schloßbaumeisters Frisoni, in dem



*Herzog Carl Eugen,
der Gründer der Manufaktur.
Porträt von J. Chr. Schlotterbeck, 1782*

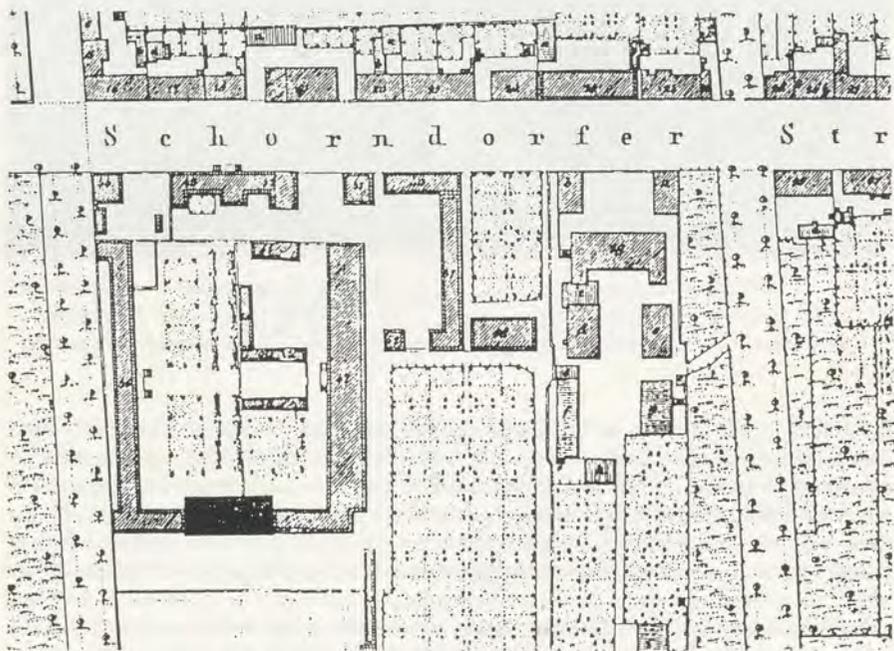


*J.J. Ringler, Direktor der Ludwigsburger
Manufaktur 1759–1802, Porzellan-
plakette von J. V. Sonnenschein, um 1775*

die Italiener, die damals in Ludwigsburg eine zahlreiche Gemeinde bildeten, ihren Gottesdienst hielten, und das sich stadteinwärts direkt an die Gebäude der Manufaktur anschloß. Dort aber ging Ringler, aus welchen Gründen auch immer, offenbar nicht zur Messe. So mußte er wohl sonntags in die katholische Enklave Öffingen fahren, die dem Augsburger Domkapitel gehörte, und das tat er dann gewissermaßen mit dem Dienstwagen. Trotz dieser kleinen Denunziation – wobei übrigens noch höheren Orts angefragt wurde, was denn da zu geschehen habe, muß das Betriebsklima in der Porzellanfabrik recht gut gewesen sein. So hat sich, wie berichtet wird, aus dem Kreis der »Porzellaner« nie eine ernsthafte Klage gegen Ringler erhoben. Ein weiteres Indiz dafür ist auch neben der langen Direktorenzeit Ringlers von 1759 bis 1802 in der Tatsache zu sehen, daß viele Mitarbeiter sehr lange blieben. Man war allerdings auch bestrebt, gute Leute nicht nur zu gewinnen, sondern sie auch an der Manufaktur zu halten. So schreibt zum Beispiel der Herzog an den Intendanten Rieger am 15. Oktober 1759, der Maler Steinkopf solle nach Ludwigsburg berufen werden, die von ihm bei Hannong in Frankenthal gegebene Kautionskaution solle man erlegen, und nun wörtlich: »dagegen aber ist derselbe zu veranlassen, daß er sich davor, wo nicht ad dies vitae, doch wenigstens auf 10 oder 20 Jahre in Meinen Diensten zu bleiben obligiere«.³

Die zweite tragende Säule des Unternehmens, der aus Meißen kommende Obermaler und Ober-Farben-Laborant Gottlieb Friedrich Riedel, steht ab 15. Mai 1759 in der

Gehaltsliste.⁴ Riedel, 1724 in Dresden geboren, war von 1743 bis 1756 in Meißen als Porzellanmaler tätig, anschließend für kurze Zeit in Höchst. Gleich zu Beginn des Siebenjährigen Krieges 1756 wurde Sachsen von preußischen Truppen besetzt, und König Friedrich studierte höchstpersönlich bei dieser günstigen Gelegenheit eingehend Anlagen und Betrieb der Meißner Manufaktur, um die hier gewonnenen Erkenntnisse für seine Berliner Porzellanfabrik nutzbar zu machen. Es scheint, daß Riedel durch diese Ereignisse veranlaßt wurde, nach Höchst zu gehen, vielleicht zusammen mit dem Meißner Malereidirektor Höroldt, der zur gleichen Zeit nach Frankfurt am Main flüchtete. Auf diese Weise hätte also Friedrich der Große indirekt sozusagen Entwicklungshilfe für die Ludwigsburger Porzellanmanufaktur geleistet: 1757 erhielt Riedel in Frankenthal eine Anstellung als Tier- und Vogelmaler und wurde dort »Director der Malerey«; als Obermaler kam er dann zwei Jahre darauf nach Ludwigsburg, wo er in zwanzigjähriger Tätigkeit die künstlerische Entwicklung der Porzellanmanufaktur maßgebend beeinflusste. 1779 ging er nach Augsburg, um sich dort als Kupferstecher und Verleger niederzulassen. Er starb 1784.



Die Gebäude der Porzellanfabrik im Primärkataster von 1831

Die Verlegung der Porzellanfabrik in das »Jägerhaus« an der Schorndorfer Straße war schon 1758 geplant worden, als der herzogliche Rentkammer- und Landbaumeister Johann Adam Groß d.J. den Auftrag erhielt, das Jägerhaus⁵ für die Porzellanfabrik umzubauen. Der Mittelbau war 1713 von Johann Friedrich Nette begonnen worden. Vollendet und ausgebaut wurde das Gebäude erst im Jahre 1718. Nach den Rentkammerakten⁶ sollte es »auf das Hubertusfest völlig instand gebracht werden«. Die beiden Flügelbauten sind spätere Zutaten. Auf dem Legerschen Stadtplan von 1726 sind sie

jedenfalls noch nicht verzeichnet, wohl aber das Hauptgebäude, das demnach nicht, wie Belschner angibt, erst 1728 erbaut worden sein kann. Für die Flügelbauten ergibt sich eine Entstehungszeit zwischen 1726 und etwa 1760.

Die Tätigkeit des Baumeisters Groß ist archivalisch vielfach belegt. Am 20. Mai 1759 z. B. veranschlagt er für den Bau des neuen Gebäudes der Porzellanfabrik – damit ist wohl eines der Bauwerke hinter dem Jägerhaus gemeint, vielleicht das Brennhaus oder das Farbenlaboratorium – 6339 Gulden. Unter dem 16. Juni 1760 bestimmt ein Dekret, der Baumeister Groß habe die Erweiterungsbauten für die Manufaktur unverzüglich auszuführen, angeschlossen ist eine Anweisung für die Rentkammer über 4023 Gulden 51 Kreuzer.

Über die Bauten der Porzellanfabrik sind wir durch eine Lithographie aus dem frühen 19. Jh.⁷ und einen dieser Darstellung fast genau entsprechenden Plan von 1831⁸ recht gut im Bilde. Darüber hinaus findet sich in der Kassenrechnung für Georgii 1783–1784 folgende Beschreibung des Fabrikkomplexes⁹:

»Das ehemalige Jägerhaus neben dem Frisonischen Gartenhaus, welches zu einer



*Das Jägerhaus mit den beiden
Pavillons.
Malerei auf einem Teller, um 1780*



*Das Gartenhaus des Schloßbaumeisters
Frisoni, Malerei auf einer Kanne aus dem
sog. Löwenservice, um 1780*

Porzellanfabrik und zwar die untere Etage zum Magazin, Comptoir und Arbeitszimmer, die obere hingegen theils zur Wohnung vor den Herrn Director Ringler und Buchhalter Hartmann, auch theils zu einem Magazin vors weiße Geschirr eingerichtet ist ... Die beiden vor dem Corps de Logis an der Schorndorfer Straße aufgeführten Pavillons, davon der rechte an der Allee situierte der Hauptmännin de Becke als Directrice der Fayencerie mit alleiniger Ausnahme der im untern Stockwerk sich befindenden Packkammer zur Bewohnung eingeräumt, der linke an das Frisonische Gartenhaus anstoßende Pavillon aber, im obern Stock von Herrn Kassier Jäger zum Logis gebraucht wird, die untere Etage für die Schreibstube, die Registratur, den Portier.« Hinter dem Hauptbau im Hof stand rechts das alte Brennhaus, das unten Brenn- und Verglühofen, oben die Glasur- und Kapseldrehstube enthielt; daneben eine »ehemals vors Englische Werk erbaute Holtz-Hütte, die jetzt zur Aufbewahrung der Porzellanerdenfässer dient; oberhalb dem alten Brennhaus ein zweistöckiger, der Fayencerie gewidmeter langer Bau. Ditto links am Hauptbau ein zweistöckiger Bau; die oberen Zimmer dienen für Maler und Possiers, der untere Theil zum Porzellaneinschmelzen und zum Farbenlaboratorio; die Wohnung daneben hat der Brennmeister Walcher gratis. Ober diesem liegt das neue Brennhaus und daneben die Pferdestallung in gemeinsamem einstockigem Bau. Quer oben im Hof unterhalb des Kassiers Garten das

1778 erbaute Brennholzhaus für die Fayencerie. Ganz oben im Garten ein besonderes Holzmagazin, eine Remise und eine Modellhütte.« Der »Kuchengarten hinter der Fabrik« wurde 1760 dem Direktor und dem Kassier überlassen. Eineinhalb Stunden entfernt bei Bissingen im Bruchwiesental lag die 1777 verbesserte Porzellanmühle, durch einen eigenen Weg mit der Chaussee verbunden. Der Berliner Buchhändler und Verleger Christoph Friedrich Nicolai, der die Fabrik im Juli 1781 besichtigte, gibt an, sie habe vier Brennöfen und zwei Emailfeuer oder Schmelzöfen zur Malerei.

Die Blütezeit der Manufaktur lag im Jahrzehnt zwischen 1760 und 1770. Die Zahl der Mitarbeiter erreichte 1766 ihren höchsten Stand mit 154 Köpfen. Damals bezog man die Manufaktur auch in glanzvolle Festlichkeiten ein: »Am 11. Juli 1767 wurde zur Feier der Rückkehr des seit 1764 hier residierenden Herzogs Carl aus Venedig eine großartige Illumination in Ludwigsburg veranstaltet. Die Gebäude der »Herzogl. ächten Porcelain-Fabrique waren mit freyem Feuer von etlich 1000 Glass-Ampeln illuminirt«. Am Portal zeigte sich über allegorischen Figuren das herzogliche Wappen nebst dem Fürstenhut in transparenter Malerei. »Sodann ware das Portal nach dem Raum des Hofes perspectivisch geziert. Es stellte eine Einsicht in einen Garten vor, in deren Mitte sich eine Grotte von Porcelain präsentirte, da aus einem Frazen-Kopf das Wasser auf 2 große Muscheln abfiel und sich in ein Reservoir senkte. Nebenzu waren 6 Thermes (sic!) zu jeder Seiten 3 gestellt, welche Köpfe der Weltweisen vorstelleten. Übrigens ware das Parterre mit lebendigen Blumen sehr häufig geziert, und mit lauter Porcellain-Scherben bestellt, und nach der Zeichnung ausgestreut ...«¹⁰ Späte Zeugen dieser Festlichkeit finden sich noch heute in Gestalt zahlreicher Porzellanscherben in der Erde des Gartens an der Ostseite des Jägerhauses.

Die Fabrikationsanlagen der Porzellanmanufaktur wurden zumindest teilweise auch von der wohl 1760 gegründeten herzoglichen Fayencemanufaktur mitgenutzt. Die Direktion des Fayencebetriebs lag in den Händen der schon erwähnten Seraphia de Becke. Sie war die Witwe des Adam Friedrich von Löwenfinck, der wie seine beiden Brüder in Meißen als Porzellanmaler gearbeitet hatte. Nach seiner Lehrzeit 1727–1734 war er über Bayreuth, Ansbach, Fulda und Höchst als Direktor zur Hannongschen Fayencefabrik nach Hagenau gegangen. Als er 1754 starb, übernahm Seraphia seine Funktion und leitete von 1761 ab auch noch die Straßburger Fayencemanufaktur. 1762 kam sie nach Ludwigsburg, heiratete hier den Direktor der Fayencefabrik, den damaligen Hauptmann de Becke, und leitete den Betrieb offenbar sehr erfolgreich bis zum Jahre 1795.

Neben der Fayencerie bestand seit 1776 eine Steingutfabrik und seit 1786 eine Ofenfabrik in der Schorndorfer Straße 42. Alle diese Nebenbetriebe sind wohl als Versuche anzusehen, durch bessere Ausnutzung der vorhandenen Anlagen und Herstellung gängiger und billiger Ware die Porzellanfabrik nicht allzu tief in die roten Zahlen rutschen zu lassen. Sie blieb jedoch auf Zuschüsse angewiesen, wie übrigens fast alle diese Unternehmen, auch wenn Carl Eugen 1771 erklärt hatte, daß sie »nunmehr ohne einen Beitrag von sich selbst subsistieren solle«.

Das Ende der Porzellanfabrik kam nach einem letzten Aufschwung unter König Friedrich um 1810 im Jahre 1824, als König Wilhelm I. die Schließung des unrentablen Betriebs verfügte. Warenlager und Einrichtung wurden versteigert, die Modelle verschleudert oder dem Verderben überlassen, die Gipsformen nach Regensburg und von dort an die Steingutfabrik Eduard Kick in Amberg verkauft, die sie eine Zeitlang in Steingut ausformte. In die verlassenen Räume der Manufaktur zog die Tuchfabrik ein, nach 1842 die Strafanstalt mit Werkstätten. Schließlich entstand auf dem Areal die Metall- und Lackierwarenfabrik; auch sie wurde vor wenigen Jahren abgerissen. Nur das »Jägerhaus« mit seinen beiden Trabanten blieb stehen und geriet langsam in einen

immer desolateren Zustand, bis die Stadt Ludwigsburg die Gebäude erwarb und sich entschloß, sie zu renovieren. Die Restaurierung wurde der Wüstenrot Städtebau- und Entwicklungsgesellschaft übertragen und betraf zunächst nur das Hauptgebäude. Die beiden Flügelbauten sollen folgen.

Bei einer Ortsbesichtigung am 8. Dezember 1984 fanden sich nahe der Südwestecke des Hauptgebäudes halb im Boden steckend Porzellanscherben mit blauer Unterglasurmalerei und der Marke der Manufaktur auf den Unterseite des Bodens einer Tasse. Eine Sondierung am Nachmittag desselben Tages erbrachte so umfangreiches Material an Porzellan- und Fayencescherben, daß der Verdacht nahelag, es handle sich dabei um eine Abfallgrube der Manufaktur. Ein halbes Jahr später, am 26. Juni 1985, wurde in unmittelbarer Nähe der ersten Fundstelle bei Planierungsarbeiten ein Gewölbe aus Schamottesteinen und Ziegeln angeschnitten, das bis dahin unter dem Zementestrich eines inzwischen abgebrochenen Anbaus verborgen gewesen war, offensichtlich ein Teil eines Brennofens.

Das von den Funden verständigte Landesdenkmalamt begann Mitte Oktober 1985 unter der Leitung von Dr. Hartmut Schäfer mit einer Grabung, die sich zunächst bis in den Frühsommer 1986 hinzog, dann aus Termingründen unterbrochen werden mußte und im Herbst weitergeführt werden soll. Dabei wurde das westliche Drittel des »alten Brennhauses« mit insgesamt vier Öfen verschiedener Bauarten aufgedeckt. Im bisher nur teilweise oberflächlich freigelegten Ostteil scheinen sich Reste mindestens eines weiteren Ofens abzuzeichnen. Die Zahl der registrierten Fundstücke hat inzwischen die Zehntausend weit überschritten. Darunter sind große Mengen Porzellanfragmente, vor allem mit Malerei in Unterglasurblau, aber auch viele andere: Bruchstücke von Figuren, Fehlbrände jeder Art, Brennproben von Überglasurfarben, Brennkapseln und Schamotteplatten aller Größen, alle Arten von Brennhilfsmitteln, die Einblicke in die technischen Verfahren geben, Brennkegel, Gipsformen, Werkzeuge und Geräte. Als besonders fundreich erwies sich eine zwischen zwei Öfen liegende, etwa $2,6 \times 3 \times 1,5$ m messende Bedienungsgrube, die mit nicht mehr brauchbarem Material verfüllt worden war. Hier fanden sich neben Porzellan- und Fayencescherben, von denen die letzteren größtenteils unglasiert geblieben waren, große Mengen vorgeglühten Porzellans aus der Zeit zwischen 1793 und 1797 und Rohmaterialien wie Porzellanerde, Feldspat und Quarz. Hier kam auch, in viele Stücke zerbrochen, ein besonderer Fund zutage: das Teilstück eines Tafelaufsatzes in Architekturform, bemalt und vergoldet. Vor allem aber wurde hier erstmals zahlreiches Material aus der Produktion der Ofenfabrik entdeckt, von deren Erzeugnissen bisher nichts bekannt war.

Zunächst steht noch die Aufdeckung der restlichen Fläche des alten Brennhauses an. Auch soll geprüft werden, ob sich im Farbenlaboratorium und im neuen Brennhaus mit dem 1779 erbauten Rundofen Befunde ergeben, die eine Untersuchung rechtfertigen. Schließlich wäre noch an den gut erhaltenen Brunnen der Manufaktur zu denken, der nur etwa bis zum Grundwasserspiegel verfüllt ist und vielleicht auch an das Areal der »oben im Kuchengarten« gelegenen Modellhütte. Inzwischen wurde die Öffentlichkeit durch eine Ausstellung im Städtischen Museum von April bis August 1986 mit der Präsentation exemplarischer Fundstücke über das Geschehen in der Umgebung des Jägerhauses informiert. Ein abschließender Bericht über die Grabung wird wohl erst in Jahren möglich sein. Angesichts der bisherigen Ergebnisse scheint jedoch eine Zwischenbilanz gerechtfertigt.

Ein Teil des Porzellan-Fundmaterials wurde bereits bei der Sondierungsgrabung im Dezember 1984 geborgen. Die Massierung dieser Porzellan- und Fayencebruchstücke an einer Stelle schien darauf hinzudeuten, daß sich hier eine Abfallgrube der Manufaktur befand. Es stellte sich zwar später heraus, daß es sich dabei nur um eine vergleichs-

weise begrenzte Scherbenhäufung handelte, nichtsdestoweniger wurden hier besonders interessante Stücke gefunden.

Darunter sind zunächst einmal Tellerbruchstücke mit reicher Ranken- und Rocailenreliefierung auf dem Tellerrand, der sog. Fahne. Sie gehören zu dem bekannten und berühmten Service, das 1763 von Herzog Carl Eugen der Marchesa Giovanelli-Martino in Venedig zum Geschenk gemacht wurde. Zu diesem Service haben sich zahlreiche Entwürfe Riedels erhalten, die 1762 datiert sind.

Vorbild dieses Services ist offensichtlich das von dem Augsburger Goldschmied Gottfried Satzger 1759–61 geschaffene silbervergoldete Lever-Service¹¹ Carl Eugens, dessen Formen Riedel jedoch frei und eigenschöpferisch in Porzellan umgesetzt hat.

Unter dem Fundmaterial findet sich weiter eine große Zahl von Fragmenten von Tellern, Schalen, Tassen usw. mit dem für die Manufaktur Ludwigsburg typischen Schuppenmuster. Dieses Schuppendedekor, die plastische Gliederung der Porzellanoberfläche in schuppenartiger Reliefierung, die sich je nach der Form der Gefäße verengt oder erweitert, dient wie auch andere Oberflächenbehandlungen dem Zweck, das Licht auf der Oberfläche des Porzellans vielfach zu spiegeln und zu reflektieren, das Material glitzern und leuchten zu lassen. Das Schuppendedekor, offenbar eine eigenständige Schöpfung Riedels, ist ein Ludwigsburger Charakteristikum geblieben.

Ein weiterer Teil des Fundmaterials besteht aus Bruchstücken von Tellern, Tassen, Terrinen und Schalen mit Flechtrand-Muster. Dieses Flechtrand-Relief erscheint in den verschiedensten Ausführungen, einmal sehr fein auf Tassen und kleinen Schalen, dann wieder gröber auf Tellern, Platten und Terrinen, aber immer von erstaunlicher Regelmäßigkeit und Exaktheit. Im Gegensatz zum Schuppenmuster wurde die Reliefbordüre in Form von Weidengeflecht von nahezu allen europäischen Manufakturen verwendet. In Meißen erscheint dieses Muster seit Anfang der 1730er Jahre. Die einfache Form mit rechtwinkligem Flechtwerk und geraden Zwischenstegen wurde als »Alt-Ozier« bezeichnet. Zweifellos kam die Flechtwerk-Reliefbordüre mit Riedel 1759 nach Ludwigsburg. Auf einer Preisliste der Ludwigsburger Manufaktur aus der Zeit um 1780¹², die sich im Staatsarchiv Ludwigsburg befindet, wird dieses Porzellan mit Flechtrand unter der Bezeichnung »en osier« angeboten.

Das Gros des Porzellan-Fundmaterials besteht aus Stücken mit blauer Unterglasurmalerei, wobei zwei Arten zu unterscheiden sind: einmal die mehr graphische Auffassung des sogenannten Strohlblumen-Dekors nach Meißner Vorbild, das wiederum ostasiatischen Anregungen folgte und der Dekoration von Kaffee- und Teegeschirr vorbehalten war, und zum zweiten die großflächig-malerisch aufgefaßte Dekoration von Tafelgeschirr, wie es in der Preisliste von 1780 zu finden ist.

Blau gemalt wurden nach der Preisliste Tafelgeschirr, Déjeuners, Kaffee- und Teeservices, insgesamt eine stattliche Zahl von Modellen, die natürlich zu entsprechend höherem Preis auch in bunter Überglasurmalerei mit Goldstaffierung oder farbigem Rand zu haben waren.

1 *Verglühofen. Erhalten ist der Feuerungsraum mit Gewölbebändern*

2 *Tassenböden: Marke der Ludwigsburger Manufaktur mit Malerzeichen S*

3 *Malerzeichen B*

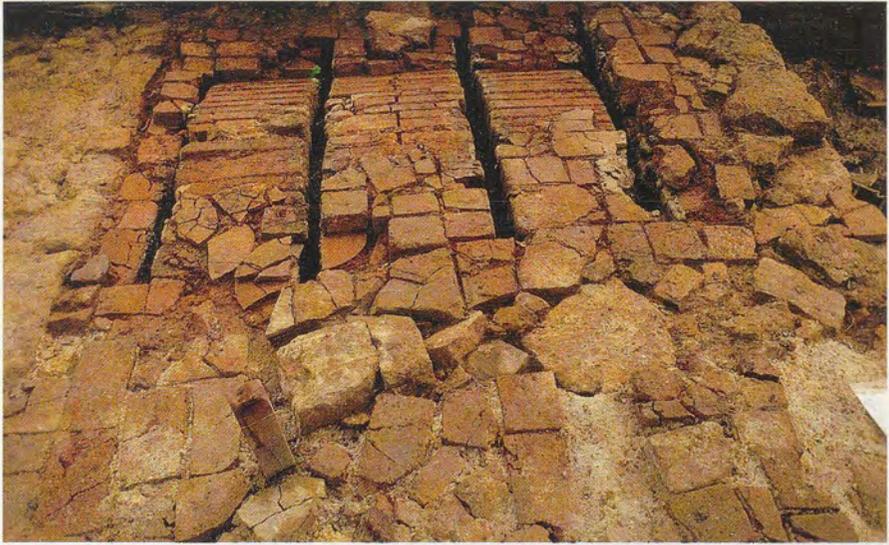
4 *Malerzeichen M*

5 *Bodenstück einer Steinguttasse mit Malerzeichen W*

6 *Untertasse mit Strohlblumenedekor*

7 *Tassenbruchstück mit Malerei in Unterglasurblau*

8 *Tassenbruchstücke, rechts mit fehlerhafter Glasurmischung*



1



2



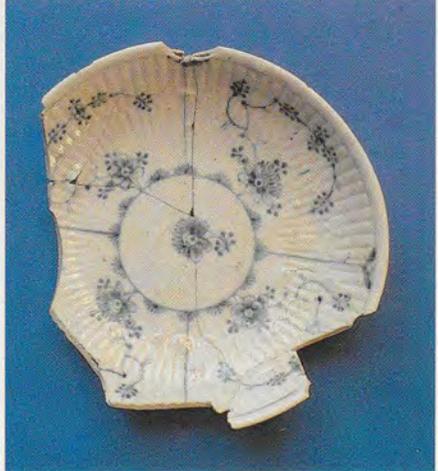
3



4



5



6



7



8

Dieses Porzellan mit blauer Unterglasurmalerei ist für uns deshalb von so besonderem Interesse, weil wir heute in unseren Museen und Sammlungen nur selten noch etwas davon sehen. War es einst gängige, in großen Stückzahlen hergestellte Ware, ist es heute fast zur Rarität geworden. Das hat einen ganz einfachen Grund: dieses »blau gemahlte« Geschirr war für den täglichen Gebrauch bestimmt, es wurde im Gegensatz zum Zierporzellan, das meist wohlverwahrt in Schränken und Vitrinen stand, häufig benutzt und ging infolgedessen mit der Zeit den Weg aller Zerbrechlichen. So kommt es, daß von all den schönen »Caffee-, Thee- und Milchkannen, Zucker-Dosen, Spühl-Kumpen, Thee-Flaschen, Zucker-Schalen, Chocolat-Tassen, Caffee-Tassen, Chocolat-Bechern und Sous-coupes«, die als »Blau gemahlt« in der Preisliste stehen, fast nichts mehr da ist. In der Sammlung des Württ. Landesmuseums im Ludwigsburger Schloß ist nur ein kleines Teekännchen zu sehen, das mit einem Druck Gottfried Leinfelders d. Ä. um 1790 dekoriert ist.

Thee - Gwth.	Eingel. Größe.										Eingel. Größe.									
	1/2 Zoll	1 Zoll	1 1/2 Zoll	2 Zoll	2 1/2 Zoll	3 Zoll	3 1/2 Zoll	4 Zoll	4 1/2 Zoll	5 Zoll	1/2 Zoll	1 Zoll	1 1/2 Zoll	2 Zoll	2 1/2 Zoll	3 Zoll	3 1/2 Zoll	4 Zoll	4 1/2 Zoll	5 Zoll
Gewicht mit Beschriftung und braunem Rand.	1:70	2:10	2:10	1:50	1:50	1:12	1:8	1:70	1:12	1:12	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10
Detto, leeres Gerat.																				
Gewicht mit Guirlandes und braunem Rand.	2:10	2:10	2:10	1:45	1:45	1:10	1:12	1:10	1:12	1:12	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10
Detto, Detto, weiß Mosaque-Einfassung.	2:70	2:15	2:15	2:10	2:10	1:15	1:15	1:15	1:15	1:15	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10
Gewicht mit Bild, Landschaften oder Figuren, und braunem Rand.	2:20	2:15	2:15	1:40	1:40	1:10	1:12	1:10	1:12	1:12	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10
Gewicht mit Beschriftung und goldenem Rand.	2:20	2:15	2:15	1:40	1:40	1:10	1:12	1:10	1:12	1:12	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10
Detto, leeres Gerat.																				
Gewicht mit Guirlandes, Detto.	2:20	2:15	2:15	1:40	1:40	1:10	1:12	1:10	1:12	1:12	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10
Detto, leeres Gerat.																				
Gewicht mit Guirlandes und Mosaque-Einfassung, Detto.	2:10	2:10	2:10	1:40	1:40	1:10	1:12	1:10	1:12	1:12	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10
Detto, leeres Gerat.																				
Gewicht mit Bild, mit goldenem Rand.	2:10	2:10	2:10	1:40	1:40	1:10	1:12	1:10	1:12	1:12	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10
Detto, leeres Gerat.																				
Gewicht mit Landschaften, mit goldenem Rand.	2:10	2:10	2:10	1:40	1:40	1:10	1:12	1:10	1:12	1:12	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10
Detto, leeres Gerat.																				
Detto, Detto, weiß Mosaque-Einfassung.	2:10	2:10	2:10	1:40	1:40	1:10	1:12	1:10	1:12	1:12	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10
Detto, Detto, leeres Gerat.																				
Gewicht mit Battailles, mit goldenem Rand.	2:10	2:10	2:10	1:40	1:40	1:10	1:12	1:10	1:12	1:12	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10
Detto, leeres Gerat.																				
Gewicht mit gelbem Figuren.	2:10	2:10	2:10	1:40	1:40	1:10	1:12	1:10	1:12	1:12	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10
Detto, leeres Gerat.																				
Gewicht mit Figuren über Kisten, en Miniature.	2:10	2:10	2:10	1:40	1:40	1:10	1:12	1:10	1:12	1:12	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10	2:10
Detto, leeres Gerat.																				
Wass gemahlt.	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10
Detto.	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10
Detto.	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10
Detto.	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10
Detto.	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10
Detto.	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10
Detto.	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10	1:10

Seite aus einer Preisliste der »Herzoglich-Württembergischen Porcellan-Fabrique zu Ludwigsburg« um 1780

Dabei muß die Produktion von unterglasurblau-bemaltem Geschirr beträchtlich gewesen sein, was schon aus der Zahl der bei der Porzellanfabrik beschäftigten Blaumaler hervorgeht. In Bürks Württ. Adreßbuch von 1765 werden neben den 17 Buntmalern mit 9 Lehrlingen 5 Blaumaler und 3 Lehrlinge genannt, das heißt, fast ein Viertel der Gesamtzahl der Maler waren auf Blaumalerei spezialisiert. Zieht man noch in Betracht, daß die Blaumalerei schon von der Technik her ein rasches, züiges Arbeiten voraussetzte, so erscheint die Annahme berechtigt, daß ein sehr großer, wenn nicht der überwiegende Teil der Gesamtproduktion aus Geschirr mit blauer Unterglasurmalerei bestand.

Im Gegensatz zur Überglasurmalerei, bei der die Farben auf das bereits fertige Por-

zellan nach dem Garbrand aufgetragen und in einem dritten Brand bei ca. 800–900° in die Glasur eingeschmolzen werden, erhält bei der Blaumalerei der vorgeglühte Scherben sein Dekor bereits vor Glasieren und Garbrand. Die hohen Temperaturen des Garbrands überstehen jedoch nur wenige Farben unverändert. Im 18. Jh. kannte man nur eine Unterglasurfarbe, das aus Kobaltoxyd gewonnene Blau. Dieser Farbstoff besaß allerdings die unangenehme Eigenschaft, sich in der Glasur, wenn sie entsprechend zusammengesetzt war, zu lösen, wodurch die Konturen der Malerei verschwammen. Für diesen Vorgang gibt es bei der inzwischen geborgenen Ludwigsburger Fehlbrandware zahlreiche Beispiele.

Im alten China bezog man das Kobalterz aus Westasien. Aus einem persischen Steinbuch von 1301 ist bekannt, daß dieses Mineral in der Nähe von Keshan gewonnen wurde. Aber auch in Europa gab und gibt es Kobalterze, vor allem in Schweden und in der Nähe von Aue im Erzgebirge. In der Ludwigsburger Manufaktur scheint Kobalt-

184	Ludwigsburg.	Ludwigsburg.	185
	Kof- und Stadt-Apothekere.	Oeconomi-Inspector.	
	Herr E. G. v. d. Witt, und	Herr Hubert Gref.	
	Herr Carl Friedrich N. v. d. Witt.	Offizier. Herr Christian Jäger.	
	Herrn Gottlieb Jacob, und Johann Heinrich	Buchhalter. Vacat.	
	Bischoff, Gehülde.		
	oooooooooooooooooooooooooooo	Ober: Mahler und d. mahliger Ober: Jaz	
	Garnison.	ben Libovant.	
	Garnison: Prediger.	Herr Gottlieb Friedrich Riedel.	
	Herr M. Heinrich Friedrich Olshausen.	Farben: Libovant. Herr Klöpffer.	
	Cazamen: Ober: Inspector.	Ober: Bossier. Herr Louis.	
	Herr Ebnspurger.	Ober: Dreher. Herr Vernau.	
	Hauschneider. Christian Ludwig Hiesler.	Ober: Brennmeister.	
	Zucht- und Arbeit-Haus.	Herr Bonaventura Waldert.	
	Zuchtbaus-Pfeger.	17. Bunt-Mahler, 9. Lehrling.	
	Herr Jacob Heinrich W. d. Rath, Cammerath,	2. Wäler.	
	Pfarrer.	12. Bossiers.	
	Herr M. Mattheus Friedrich W. d. Rath.	3. Formier, 13. Lehrling.	
	Fabrik-Zuchhalter.	1. Galanterie-Arbeiter, 1. Lehrling.	
	Herr Christoph Altermann.	2. Verbuger.	
	Hausmeister. Herr Heinrich Günther W. d. Rath.	7. Dreher.	
	Fabrik-Meister. Herr Johann Peter Kalk.	1. Formier, 6. Lehrling.	
	Hauschneider. Joh. Christoph Gruminger.	5. Blau-Mahler, 3. Lehrling.	
	Herzogliche ächte Porcellaine-Fabrique.	5. Caspel-Dreher.	
	Intendant.	6. Ordinaire-Brenner.	
	Herr Geheimder Leactions-Rath W. d. Rath.	2. Einschmeitzer.	
	Direktor.	1. Modell- & Schreiner.	
	Herr Joseph Jacob Ringler.	2. Porcellaine-Gehülde.	
	Gen. Director.	1. Porcellainet-Wäler.	
	Herr Johann Philipp Weisbrod.	1. Zimmermann.	
	Oeco-	8. Handlanger.	
		1. Porrier.	
		1. Einhufer.	
		2. Pferd-Knechte.	
		20 5	12-

Die Mitarbeiter der Manufaktur in Bürks Württembergischem Adreßbuch von 1765

blau aus den um 1700 entstandenen Farbmühlen Alpirsbach und Wittichen im Fürstenbergischen verwendet worden zu sein. Die Calwer Manufaktur von Zahn und Dörtchen bezog bis um 1775 ihr Kobaltblau aus Alpirsbach. Hauptabnehmer des württembergischen und fürstenbergischen Kobaltblaus (Smalte) waren zumindest in der Zeit von 1740 bis 1750 die Delfter Manufakturen.¹³

Als Bindemittel der Farbe wurde im Gegensatz zu den für die Überglasurmalerei benutzten Farben, die wie auch heute noch mit Terpentinöl oder »Spicköl« angerieben wurden, Melasse, also Zuckersirup, verwendet. Wichtig war vor allem, die richtige Konsistenz der Farbe zu finden. Der Farbauftrag geschah nach den gegebenen Vorlagen mit spitzem Pinsel grundsätzlich aus freier Hand. Für ornamentale Rahmen oder Mu-

ster wurde eine gewisse Grundeinteilung vorgezeichnet. Zum Abschluß erhielt jedes Stück auf der Unterseite innerhalb des Standrings die Fabrikmarke der Manufaktur; auch sie wurde aufgemalt, nicht gestempelt, in Ludwigsburg zunächst bis um 1770 der Herzogshut mit den beiden spiegelbildlich verschlungenen C Carl Eugens. Darunter setzte der Maler sein Monogramm.¹⁴

Bei der Malerei auf dem verglühten, noch porösen, leicht saugenden und sehr empfindlichen Scherben mußte jeder Pinselstrich sitzen, eine Korrekturmöglichkeit gab es nicht: »Diese Malerei aus dem Handgelenk ist von einer unnachahmlichen natürlichen Frische und einer selbstverständlichen Leichtigkeit, die in einer oft unglaublichen Routine ihre technischen und künstlerischen Voraussetzungen hat.«¹⁵

Wenn man in späterer Zeit sich mechanischer Hilfsmittel bediente, um die Produktion zu erhöhen und zu verbilligen, so kündigen sich damit schon in gewissem Sinne Verfallserscheinungen an, denn die Frische, Lebendigkeit und Unmittelbarkeit der Malerei ging dadurch verloren. Ein Druckverfahren, das auch mit Unterglasurblau angewandt werden konnte, führte Pierre Berthevin, der ehemalige Direktor der schwedischen Manufaktur Marieberg in Deutschland ein, als er 1769 nach Frankenthal kam.¹⁶ Die Fabrik in Frankenthal war in den siebziger Jahren wohl die einzige Manufaktur in Deutschland, die dieses Verfahren anwandte. Die nun vorliegenden Ludwigsburger Stücke, die wohl in die 1760er und 1770er Jahre datiert werden können, sind mit Sicherheit handbemalt. Dafür sprechen einmal die Abweichungen und Unregelmäßigkeiten im Dekor – es gibt keine zwei Stücke, die gleich wären –, die unterschiedlichen »Handschriften«, die man feststellen kann und die sich in der wechselnden Behandlung zahlreicher Details ausdrücken, und nicht zuletzt die Malerzeichen, die die Dekoration auf jedem Stück als die Arbeit einer bestimmten Person ausweisen.

Wir kennen aus den Akten der Manufaktur die Namen einer ganzen Reihe von Malern, wobei dort meist genau zwischen »Bunt-Mahlern« und »Blau-Mahlern« unterschieden wird. Manche Maler waren auch in beiden Sätteln gerecht. Ob es nun möglich sein wird, die Namen der Maler in Verbindung mit den Malerzeichen zu bringen, erscheint allerdings vorerst nicht sicher. Man kann zwar anhand der bekannten Arbeitsdaten der Maler eine gewisse Eingrenzung und Zuordnung der Signaturen vornehmen, es bleiben aber immer noch zu viele alternative Möglichkeiten, als daß man hier schon etwas Definitives aussagen könnte.

Um die Schwierigkeiten, die sich dabei ergeben, zu verdeutlichen, sei als Beispiel angeführt, daß für das Malerzeichen »B« im Zeitraum zwischen 1759 und 1765 allein mindestens vier Maler in Betracht kommen: Johann Christoph Barsch (1759–1764 in Ludwigsburg genannt), Benjamin Burger (1763 f), Johann Georg Benschel (1764) und Johann Michael Burkhardt (1764). Beim Malerzeichen »D« handelt es sich allerdings mit hoher Wahrscheinlichkeit um die Signatur von Joseph Distel aus Höchst (1759, 1762), beim Zeichen »F« um die von Johann Martin Franz (1761). Mit »W« signierte wohl Johann Michael Winckler (1764). Für das Malerzeichen »S« kommt vermutlich der Oberblaumaler Johann Ulrich Sperl in Frage. Möglich ist allerdings auch, daß der Blaumaler Johann Martin Schönhardt (1764) dieses Zeichen benutzte.

Die Böden der Teller, Tassen und Kannen tragen noch eine weitere Art von Markierungen: es sind in die noch weiche Masse unmittelbar nach dem Drehen bzw. Ausformen eingestempelte Zahlen und Buchstaben. Diese Markierungen erscheinen auch auf dem Porzellan anderer Manufakturen. Die Zahlen werden als sogenannte Massennummern interpretiert. In den liegenden »Wiener« Öfen, in denen anfänglich bis zum Bau des Rundofens 1779 gebrannt wurde, waren die Hitzegrade unterschiedlich, so daß, um die Öfen auszunutzen, mit verschiedenen Masse- und Glasurmischungen gearbeitet werden mußte. Diese wurden dann mit Zahlen bezeichnet und das Brenngut in den

Markierungen auf Porzellan-Bodenstücken

Tassen		Teller			
Stempel	Malerzeichen	Stempel	Malerzeichen		
2	ST	2	ST	D	
		2	ST	D	
		2	ST	D	
		2	· ·		
		2	W	F	
		2	W		
3	O				
III	O				
III	R				
3	RA	D	3	R.	D
3	RA	u			
3	RA				
3	RA				
3	RH	B			
.	RH				
3	RS	u			
3	.S				
3	· ·		3	ST	K
3	ST				
3	ST				
3	ST				
.	ST				
4	O	S			
4	O				
4	O				
4	O				
4	O				
4	.	M			
4	RS		4	RS	
			4	R.	K
			4	ST	K
	K		X		W.
	X				

entsprechenden Temperaturzonen aufgestellt. Die Abbildungen des liegenden Ofens in der Abhandlung »L'art de la Porcelaine« der Enzyklopädie Diderots zeigen drei Temperaturzonen in diesem Ofen. Tatsächlich erscheinen auf einem Querschnitt von über 30 Porzellan-Bodenfragmenten nur die Zahlen 2, 3 und 4. Die Buchstaben sind wahrscheinlich als Formerzeichen anzusehen.

Für Diderots 1771 erschienene »Art de la Porcelaine« hat die Ludwigsburger Manufaktur Modell gestanden. Der Verfasser, Nicolas Chrétien de Thy, Comte de Milly, trat als französischer Offizier 1759 nach dem Gefecht bei Minden im Siebenjährigen Krieg in württembergische Dienste und kam als Hofkavalier Herzog Carl Eugens nach

Ludwigsburg. Hier entdeckte er sein Interesse für die Porzellanfabrikation; er ging in der Manufaktur ein und aus und eignete sich auf diese Weise eingehende Kenntnisse des Metiers an, die er später in Paris in seinem Werk über die Porzellanherstellung niederlegte. In der Tat mutet uns manches, etwa in den Illustrationen dieses Werkes, wenn wir es mit unseren Grabungsfunden vergleichen, merkwürdig vertraut an.

Milly verdanken wir auch die Beschreibung einer besonderen Art von Porzellanerzeugnissen, die sich zur Zeit Carl Eugens großer Beliebtheit erfreuten und die mehr oder weniger als Einzelstücke mit enormem Aufwand in der Manufaktur hergestellt wurden; es sind Tafelaufsätze, aus vielen Teilen bestehend, mit Figuren besetzt, als Zierde festlicher Tafeln gedacht. Außer einigen schriftlichen Nachrichten war davon nichts auf uns gekommen. Nun hat die Grabung am Jägerhaus ein Teilstück eines solchen Exemplars ans Licht gebracht, auf das die Beschreibung Millys exakt zutrifft: »On y exécute des morceaux d'architecture pour la décoration des desserts d'une grandeur énorme; nous en avons vu paroître sur la table du duc de quatre et cinq pieds de haut et du meilleur goût.« (»Man verfertigt dort Stücke aus der Baukunst, mit denen man den Nachtschisch besetzt, von ausnehmender Größe; wir haben auf der herzoglichen Tafel einige gesehen, welche 4 bis 5 Fuß hoch und nach dem besten Geschmack gearbeitet waren.«)

Auch Uriot, ehemals Schauspieler, dann Bibliothekar und Panegyriker Carl Eugens, beschreibt einen Tafelaufsatz aus dem Jahre 1764, der für ein Fest im Innenhof des Ludwigsburger Schlosses aufgebaut war. Der große Hof war in einen Feenpalast verwandelt; in seiner Mitte erhob sich eine säulengetragene Rotunde. Unter ihr stand die Tafel, die der Aufsatz zierte: »Dieser Aufsatz ging aus einem Bassin von 17 Fuß Länge und 11 Fuß Breite hervor. Er bestand aus weißem Porzellan und war für dieses Fest von den besten Kräften der Ludwigsburger Manufaktur hergestellt. In der Menge seiner Figuren schien sich die Bildhauerkunst selbst übertroffen zu haben. Das Mittelstück, das sich sechs Fuß über den Wasserspiegel erhob, zeigte Neptun auf einem von vier Seepferden gezogenen Wagen, umgeben von Delphinen, die sich alle von der Höhe eines Felsens auf eine von Tritonen und Najaden gebildete Kaskade stürzen zu wollen schienen ...«¹⁷ Das Ganze war mit Grotten und Felsen umgeben, belebt mit Fluß- und Windgöttern, Delphinen, Tritonen, Eroten, Fischern, mit Fontänen und Wasserfällen. Es trifft wohl den Kern der Sache, wenn Peter Lahnstein vom »aberwitzigen Luxus dieser Hofhaltung« spricht.¹⁸

Diese Tafelaufsätze bestanden, wie auch das nun im alten Brennhaus aufgefundene Stück zeigt, aus einzelnen Teilen, was schon aus technischen Gründen erforderlich war. Das bemalte, marmorierte und vergoldete Stück stellt die Hälfte einer Bogenterrasse dar mit einer Balustrade und dem Ansatz einer geschweiften Treppe. Sein Vorbild ist wohl in der Terrasse des Schlosses Solitude zu sehen. Dafür sprechen mehrere Gründe: Das Stück stammt aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem letzten Drittel des 18. Jh., aus der Regierungszeit Carl Eugens, der Zeit also, für die diese Tafelaufsätze bezeugt sind. Die Seeterrasse des Schlosses Monrepos, die zunächst als architektonisches Vorbild in Anspruch genommen wurde, entstand erst 1801–1804 durch die Umbauten Thourets im Zusammenhang mit der Tieferlegung des Seespiegels. Auch fehlt der Terrasse von Monrepos die Freitreppe. Demnach spricht alles dafür, in diesem Stück den Teil eines Porzellanmodells des Schlosses Solitude zu sehen. Schloß Solitude, 1769 vollendet, war einer der Lieblingsaufenthalte Carl Eugens, während er das Seeschloß Monrepos seit 1767 in auffälliger Weise mied.¹⁹

Die Tafelaufsätze waren, wie schon gesagt, vielfach mit Figuren belebt. Von diesen konnten bisher nur Teile gefunden werden, die sich allerdings so gut wie gar nicht in bisher bekannte Figuren oder Gruppen eingliedern lassen. Glanzstück ist das fast voll-

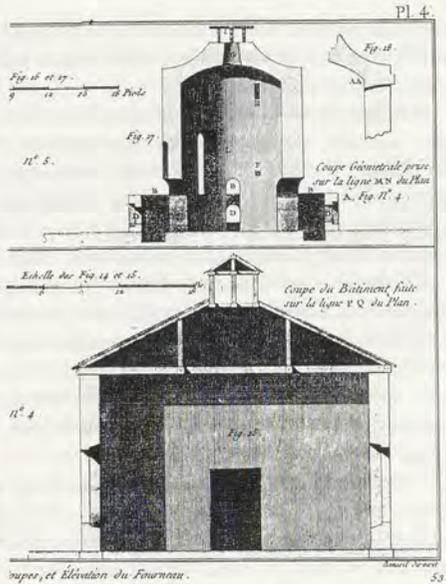
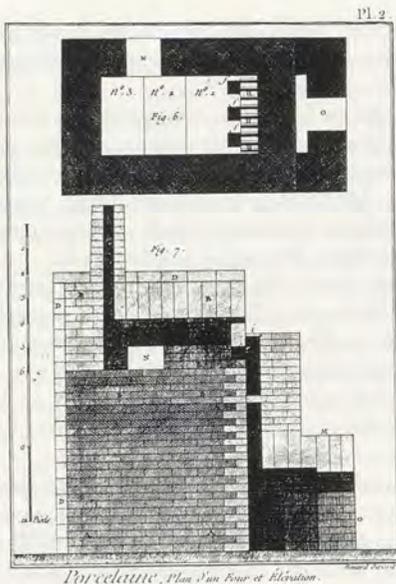
ständige Modell eines Schneiders mit Bügelbrett, ein Stück, das offenbar zu den Miniaturfiguren aus der venezianischen Messe gehört bzw. in die Handwerkerdarstellungen einzureihen ist.

An bemaltem und vergoldetem Porzellan konnten bisher nur wenige Stücke geborgen werden, darunter Teile eines Tellers mit charakteristischer Blumenmalerei. Die Erklärung dafür ist ganz einfach: hatte ein Porzellanstück erst einmal alle Fertigungsgänge bis zum Einschmelzen der Bemalung im Muffelofen durchlaufen, dann konnte eigentlich nicht mehr viel schiefgehen – es sei denn, das fertige Stück rutschte irgend jemand beim Herausnehmen aus dem Ofen oder beim Verpacken aus der Hand.

Zahlreich sind hingegen Fehlbrände, die wohl durch die verschiedensten Ursachen entstanden. Da gibt es Brennkapseln, in denen Teller oder Tassen regelrecht festgebakken sind, Porzellan, das mit Blasen übersät oder im Brand völlig aus der Form geraten ist. Manche Stücke sind gelblich geworden, andere durch reduzierenden Brand grau – alles in allem zeigt sich an den Fehlbränden, daß man doch, vor allem sicher in der ersten Zeit der Produktion, mit erheblichen technischen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Das Geheimnis der Porzellanherstellung – von den Eingeweihten, den Arkanisten, sorgsam gehütet – war nicht nur auf die Kenntnis der richtigen Zusammensetzung der Masse begrenzt, die sich, mit gewissen Schwankungen der jeweiligen Anteile aus Kaolin, der weißen Porzellanerde, aus Quarz und Feldspat zusammensetzte. Auch das Mischungsverhältnis der Glasur war von großer Bedeutung. Hatte man zum Beispiel den Feldspatanteil zu hoch gewählt, so gab es Blasen beim Brand oder die blaue Unterglasurfarbe floß aus. Das Hauptproblem aber, mit dem so mancher Betrieb nicht zurecht kam, waren die Öfen.

Tschirnhaus hatte bei seinen Experimenten vor 1708 eiserne Brennspiegel benutzt, um die hohen Temperaturen von um 1400° zu erreichen, die notwendig waren, um die Porzellanmasse zum Sintern zu bringen. Für die Fabrikation in großem Stil aber mußten andere Lösungen gefunden werden. Das Verdienst, dieses Problem bewältigt zu haben, kam wiederum Böttger zu. Er konstruierte 1713 nach langwierigen Versuchen den sogenannten liegenden Ofen, einen halbzyklindrischen Ofen von acht Ellen Länge bei fünf Ellen Innenmaß mit Feuerung an der Stirnseite. Dieser Ofen wurde durch Ringler weiter verbessert. Ein Stich aus der Abhandlung des Grafen Milly zeigt diesen Böttger-Ringler-Ofen (Wiener Ofen), der – mit gelegentlich geringen Veränderungen – von allen europäischen Porzellanfabriken übernommen wurde. Die Öfen aber, die bisher in Ludwigsburg freigelegt wurden, weichen – mit einer Ausnahme – von dieser Konstruktion ganz wesentlich ab. Von den bisher aufgefundenen Öfen gehört nur einer dem schon genannten Typ an. Ein zweiter besitzt ovalen Grundriß mit Feuerung ebenfalls an der Stirnseite und düsenartig angeordneten Luftzügen. Ofen Nummer drei und vier sind vertikal angelegt mit noch komplett vorhandenem Feuerungsraum und darüber liegender Brennkammer, die nicht mehr erhalten, aber in Ansätzen noch erkennbar ist. Der Feuerungsraum ist nach oben durch ein dreiteiliges Tonnengewölbe abgeschlossen. Durch vier schmale Schlitze zwischen den Gewölbebögen konnten die Flammen in den Brennraum hindurchschlagen. Bei einem dieser beiden Öfen ist der Boden des Feuerungsraums mit einem gemauerten Rost versehen, durch den die Asche in einen darunter liegenden Aschenraum fiel. Offensichtlich sind mindestens zwei der Öfen im Lauf der Produktionszeit der Manufaktur mehrfach umgebaut worden. Die Freilegung hat auch gezeigt, daß die Öfen eins und vier nachträglich offenbar im Zuge von Erweiterungsmaßnahmen nördlich und südlich an das alte Brennhaus angebaut worden waren. Denkbar ist auch, daß die Öfen im alten Brennhaus nach dem Bau des neuen Rundofens 1779 für die Fayenceproduktion genutzt wurden. Zwei dieser Öfen



Darstellungen von Porzellanöfen aus »L'art de la Porcelaine« von Milly, erschienen in Diderots Enzyklopädie, Paris 1771.

Links Böttger-Ringler-Ofen (liegender Ofen), rechts senkrechter Rundofen

(3 und 4) sind wohl technisch als Verglühöfen anzusehen – die Beschreibung von 1783/84 spricht ja davon. Sie waren demnach auch für die Produktion der Steingut- und der Ofenfabrik geeignet. Es kann jedoch kaum ein Zweifel daran bestehen, daß sie von Ringler konstruiert und gebaut sind.

Die Nachfolge des liegenden Ofens trat der von Jean Etienne Guettard 1770 entwickelte vertikale Rundofen an. Ein solcher Ofen – übrigens der erste in Deutschland – soll 1779 in Ludwigsburg durch den Brenner Feuerstein²⁰ errichtet worden sein. Vielleicht sind auch die Reste dieses Ofens noch aufzufinden.

Der Rundofen hatte, wenn man sich die Darstellungen in Diderots Enzyklopädie und ihre allerdings etwas ungenauen Maßangaben ansieht, beträchtliche Ausmaße und ein dementsprechendes Fassungsvermögen. Der Durchmesser betrug acht Fuß, etwa 2,50 m, die lichte Höhe bis zum Ansatz des Deckengewölbes knapp 13 Fuß, also etwa 3,80 m. Die 1400 Grad, die zum Scharfbrand erforderlich waren, wurden durch die vier kreuzförmig angeordneten Feuerungen im unteren Teil erzeugt, während im oberen Bereich des Ofens die Temperatur bei 800–900 Grad lag. In dieser Zone konnte verglüt werden.

Zum Scharf- oder Garbrand wurde das verglütete Porzellan, das ja nicht direkt mit dem Feuer in Berührung kommen durfte, in Brennkapseln aus feuerfestem Ton eingesetzt, die wiederum mit darübergestapelten weiteren Kapseln oder mit Schamotteplatten abgedeckt wurden. Die Einstiegsöffnung in den Ofen wurde vor dem Brand vermauert, bis auf ein kleines Guckloch, in dem der Kegel stand, der das Erreichen der Brenntemperatur anzeigte. Sowohl Brennkapseln als auch Abdeckplatten gab es in den verschiedensten Größen, entsprechend den Abmessungen des Brennguts. Von ihnen konnte eine große Zahl geborgen werden. Platten haben Durchmesser zwischen 8 und

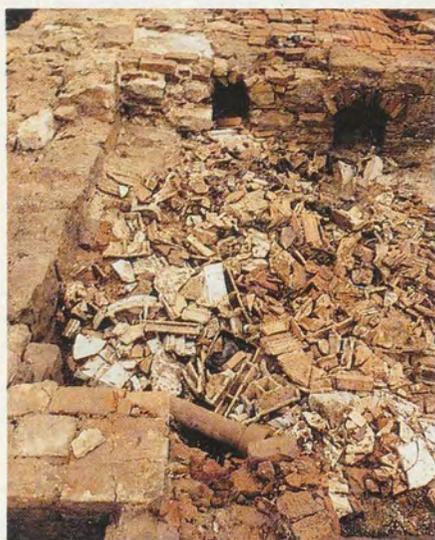
62 cm, auch gibt es große ovale Platten zur Abdeckung von offenen Brennringen. Die Kapseln und Platten wurden in der Manufaktur angefertigt. In Bürks Adreßbuch von 1765 sind für die Porzellanfabrik fünf Kapseldreher verzeichnet. »Capsul-Erde«, offenbar Keuperton, der mit Quarzsand gemagert wurde, kam u. a. vom Bopser bei Stuttgart.

Als »Ober-Brennmeister« fungierte nach Bürks Adreßbuch von 1765 Bonaventura Walcher. Über ihn gibt ein Gesuch Ringlers an den Herzog vom 20. Juli 1759 Auskunft: »Director Ringler, der biß anhero in abmangel eines Brenn Magister alles Geschirr selbst in die öfen eingesetzt herauß genohmmen und glasurt Bittet untertänigst zu solchem Geschäft seinen Schwager Bonaventura Walcher, Von München, alß ein hierzu sehr Tüchtiges Subjectum mit einer Monathl. Gage von 20 fl. gnädigst auf und anzunehmen.«²¹ Diesem Gesuch wurde entsprochen. Die vorgeschlagene bescheidene »Gage« von 20 Gulden war wohl so angesetzt, um das Gesuch erst einmal durchzubringen. Später würde man weiter sehen.

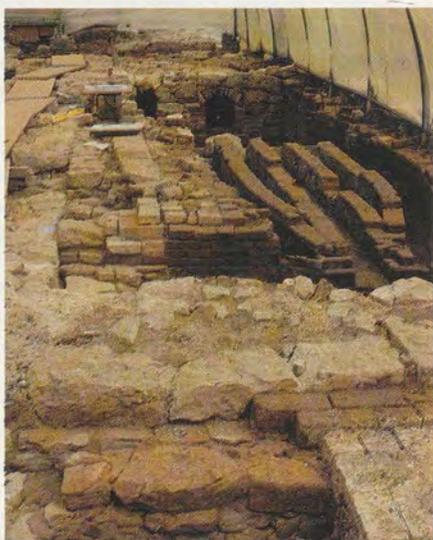
Die »Poussierer« Göz, Nees und Haselmeyer erhalten 1759/60 ein Monatsgehalt von 26 Gulden, Kassier Jäger 30 fl., nicht viel, wenn man bedenkt, daß in Meißen die Löhne etwa ebensoviel in Talern betragen, also das Doppelte. Um 1800, als die Manufaktur im Niedergang begriffen war und in ständigen Schwierigkeiten steckte, waren die Löhne noch niedriger: ein Bossierer erhielt 20–22 fl., ein Maler 12–18 fl., ein Lehrling ganze 6 fl. monatlich. Ringler bezog 1759 zu Beginn seiner Tätigkeit ein Monatsgehalt von 75 fl., dazu »freies Logis, Holz und Licht«. Diese Naturalleistungen und Vergünstigungen waren üblich, auf diese Weise wurden die Bezüge aufgebessert, denn bares Geld war immer knapp. So lesen wir in einem Schriftstück des Staatsarchivs unter dem Datum des 22. September 1801: »Direktor Ringler, aus Wien gebürtig, katholischen Glaubens, erhält eine jährliche Besoldung von 1105 Gulden. Für seine Arbeit in der Fayencefabrik wird keine Vergütung gewährt. Ein Teil seiner Besoldung wird nicht in bar, sondern in Porzellan und Fayence verabfolgt.« Löhne und Gehälter zum Teil, manchmal bis zur Hälfte in Ware zweiter Wahl zu begleichen, die der Empfänger dann selbst unter die Leute zu bringen hatte, war gängige Praxis. Von der Fayencefabrik wird berichtet, daß die Arbeiter jahrelang keinen Kreuzer bares Geld erhalten hätten.

Setzt man die Löhne in Relation zur Arbeitszeit, so erscheint uns die Bezahlung der Mitarbeiter der Manufaktur noch kärglicher. Im Sommer wurde, wenn auch mit einigen Pausen, von 6 Uhr früh bis 8 Uhr abends gearbeitet, im Winter »sobald der Tag anbricht bis 9 Uhr abends«. In der kalten Jahreszeit war man also mehrere Stunden bei spärlicher Kerzenbeleuchtung tätig. Unter dem Fundmaterial ist folgerichtig auch ein zerbrochener Kerzenständer aus Ton.

Aus einer ganzen Anzahl von Fundstücken können wir Rückschlüsse auf technische Verfahren und Abläufe bei der Porzellanherstellung im 18. Jh. ziehen. Da sind einmal Farbaufstrich-Brennproben auf Porzellan für die Überglasurmalerei, die in den Muffelöfen bei ca. 800° auf ihre Eignung geprüft wurden, Farbaufstriche in Gelb, Rostbraun, Dunkelbraun und Schwarz. Heute können alle gewünschten Farben von den Porzellanmalern fertig bezogen werden, man braucht sie nur noch mit dem Bindemittel anzureiben. Für die Farben-Laboranten der Manufaktur des 18. Jh. aber gab es noch Pionierarbeit zu leisten, Neuland zu erkunden. Die Herren Klöpffer, Frey und der Ober-Farben-Laborant Riedel mußten, wie ihre Brennproben zeigen, die von ihnen hergestellten Farben auf die Tonwerte prüfen, die sich nach dem Brand ergaben. Wie wenig sich doch wiederum hier in mancher Hinsicht bis heute verändert hat, zeigt die schwarze Farbe, die bei stärkerem Auftrag zum Abplatzen neigte und das auch heute noch tut. Zu den Arbeitsgeräten der Farbenlaboranten gehören wohl die Bruchstücke eines Glaslöffels, eines zylindrischen Glasgefäßes und eines glasierten Keramikspatels.



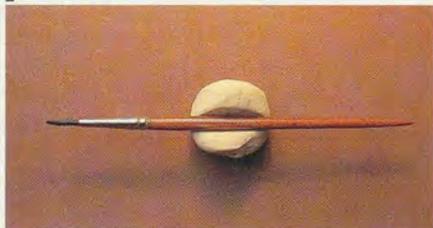
1



2



3



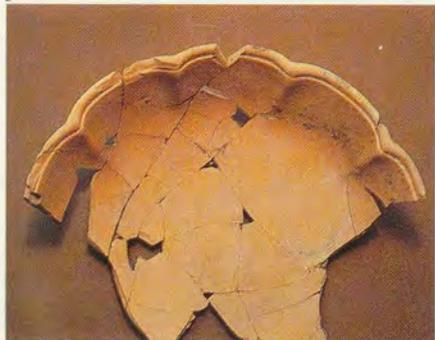
4



5



6



7



8

Die Kontinuität der Verfahrenstechnik bei der Porzellanherstellung über mehr als zweihundert Jahre hinweg zeigt auf frappierende Weise der Fund einiger in einen Streifen aus Kapselton gesteckter Brennkegel. Diese kleinen Pyramiden, die aus Glasmischungen von bestimmten Schmelztemperaturen hergestellt sind, werden in Schauröhren, die durch die Vermauerung des Brennofens hindurchgehen, aufgestellt. An ihnen läßt sich das Erreichen bestimmter Brenntemperaturen ablesen. Wenn auch das Verfahren inzwischen verbessert und verfeinert wurde, hat es sich doch im Prinzip bis heute nicht verändert.

Zu den Brennhilfsmitteln zählen die Stützen, die man benutzt, um zu verhindern, daß bestimmte Porzellanteile mit labiler Statik, z.B. bei Figuren und Gruppen im Garbrand bei Erreichen der Temperaturspitze, wenn die Masse weich wird und sintert, aus der Form geraten. Zur Vermeidung solcher unerwünschten Verformungen gebrauchte man Stützen aus Porzellan verschiedener Form, meist kegelig, die den zu stützenden Gegenstand nur in einem möglichst kleinen Punkt und an einer unauffälligen Stelle berühren durften. Auch davon wurden einige Stücke gefunden.

Zum Handwerkszeug der Modelleure und Bossierer gehörte wahrscheinlich der Maßstab aus Ton mit flachrechteckigem Querschnitt, von dem uns noch ein Bruchstück vorliegt. Die Einteilung in Abschnitte von ca. 22 mm, die noch einmal halbiert sind, entspricht dem damals üblichen französischen Zollmaß, in dem auch die Abmessungen in der Preisliste um 1780 angegeben sind. Es war etwas kürzer als das württembergische Zoll mit 23,87 mm.

Aus dem gleichen Tonmaterial, das übrigens auch für die Ludwigsburger Fayence verwendet wurde, hat sich ein Maler ein einfaches, aber praktisches Hilfsgerät geformt: ein kleiner Klumpen erhielt unten eine glatte Standfläche, oben eine V-förmige Kerbe, wurde in den Brennofen gestellt und fertig war ein Pinselhalter, in dem man einen vollen Pinsel ablegen konnte, ohne daß der Tisch beschmiert wurde.

Die Fayencefabrik, die im Gegensatz zur Porzellanmanufaktur immer mit wirtschaftlichem Erfolg gearbeitet hatte, war von Anfang an mit dem Porzellanbetrieb eng verbunden, sie benutzte auch teilweise deren Anlagen und Einrichtungen. Diese Kombination von Porzellan- und Fayencefertigung gab es nicht nur in Ludwigsburg. Vielfach war die Fayencefabrikation auch eine Art Vorstufe zur Porzellanherstellung, wie beispielsweise in Ansbach oder im hessendarmstädtischen Kelsterbach. Auch in Ludwigsburg hatte ja der Ingenieurhauptmann Häckher nolens volens mit der Herstellung von Fayence begonnen, obwohl sein eigentliches Ziel die Herstellung von Porzellan gewesen war; ähnlich lagen die Verhältnisse in Calw.

Die Fayence unterscheidet sich vom Porzellan dadurch, daß ihr Scherben aus Tonerde besteht, der mit einer undurchsichtigen zinnhaltigen Glasur überschmolzen wird. Sie erscheint deshalb wesentlich gröber und dicker, sie hat nicht die scharfen Kanten

-
- 1 »Altes Brennhaus« der Manufaktur Ludwigsburg:
Bedienungsgrube zwischen zwei Öfen, mit Ausschuß verfüllt
 - 2 *Westlicher Teil des alten Brennhauses mit den Resten der Öfen*
 - 3 *Brennproben von Überglasurfarben*
 - 4 *Pinselhalter aus Fayenceton*
 - 5 *Maßstabbruchstück aus Ton mit Zolleinteilung*
 - 6 *Auflagestift für Brennring*
 - 7 *Fayenceschale, unglasiert*
 - 8 *Brennkapsel*

und Konturen des Porzellans und auch nicht dessen Lichtdurchlässigkeit. Beim Garbrand der Fayence sind auch keine so hohen Temperaturen erforderlich wie beim Porzellan, sie liegen etwa bei 800–900 °.

Unsere Kenntnis der Produktion der Ludwigsburger Fayencemanufaktur ist wie beim Ludwigsburger Porzellan davon bestimmt, welche Stücke mehr oder weniger zufällig erhalten geblieben sind. Im alten Brennhaus und seiner Umgebung sind zahlreiche Fundstücke zutage gekommen, die unser Wissen wohl nicht unwesentlich erweitern werden. Die meisten dieser Stücke kamen mit irgendeinem Defekt aus dem Glühofen und wurden deshalb noch vor dem Glasieren aussortiert: Töpfe, Krüge, Becher, Teller, Platten, Schalen und vieles andere, das in gleicher Art auch in Porzellan ausgeformt wurde. Hier finden sich besonders die sogenannten »Metallformen«, die an Metallvorbilder erinnern. Diese glatten Modelle waren für die Ausformung in Fayence besser geeignet als etwa diejenigen mit Korbgeflechtreiefborte, bei denen durch die dicke Glasur alle Feinheiten verwischt wurden.

Unter dem Fundmaterial befindet sich manches, was uns gut bekannt ist; so zum Beispiel Rocailen-Elemente, die zu einem Tafelaufsatz gehören, von dem das Städtische Museum ein Exemplar besitzt. Die gleichen Elemente sind auch zum Aufbau einer sogenannten Huilierplatte verwendet, abgebildet im Wanner-Brandt-Katalog von 1906. Für anderes wiederum gibt es wohl keine erhaltenen Belegstücke, etwa das Tablett mit Stabreliefband und Griffhenkeln oder die in mehreren Exemplaren aufgetauchten ovalen Rippenschalen. Dazu zählt wohl auch das große, eimerartige Gefäß mit Rocailenkartusche auf der Schauseite, das erst nach dem Glasurbrand auf den Schutthaufen wanderte.

Vielfach finden sich, wie gesagt, in Ludwigsburg bei Porzellan und Fayence die gleichen Modelle, sie sind wohl auch aus den gleichen Gipsformen ausgeformt.²² Das gilt offenbar auch mindestens teilweise für die Produkte der seit 1776 bestehenden Steingutfabrik, der ebenfalls einige Fundstücke zuzuordnen sind. Es handelt sich dabei um Bruchstücke von Tassen, außen glatt und innen gerippt. Das gleiche Modell erscheint auch in Porzellan, und beides, Porzellan wie Steingut, ist mit demselben Blaublümchendekor bemalt; beim Steingut liegt das Dekor unter einer durchsichtigen Bleiglasur. Das Malerzeichen »W« auf dem Boden einer Steinguttasse kommt in gleicher Form auch auf Porzellan vor. Man könnte daraus schließen, daß Blaumaler der Porzellanfabrik auch Steingut bemalt haben.

Gipsformen konnten bei der Grabung ebenfalls gefunden werden. Darunter sind sowohl Formen für Figurenteile als auch Geschirrfornen, bei diesen solche für Teller und Platten, eine Form für eine Schale mit dem sogenannten gebrochenen Stabmuster, das wohl mit Riedel aus Meißen kam und mit Blaublümchen-Unterglasurmalerei dekoriert wurde.

Die Formen für Figurenteile wurden nicht, wie es heute übliche Praxis ist, ausgegossen, sondern ausgedrückt oder gequetscht. In der Frühzeit der Porzellanherstellung kannte man noch keine gießfähige Porzellanmasse. Auch Hohlformen wie Kannen mußten in der Form zunächst ausgedrückt und dann abgedreht werden, was zu unterschiedlichen, nur schwer kontrollierbaren Wandstärken und zahlreichem Ausschuß führte. Bei Tassen mit gebrochenem Stabmuster außen oder innen finden wir zwei verschiedene Herstellungsarten: sie wurden entweder in einer Hohlform oder außen über der Form abgedreht.

Die meisten Gipsformen kamen aus der schon erwähnten Bedienungsrube zwischen den beiden mittleren Öfen zutage. Da die letzten datierbaren Stücke die unter Herzog Ludwig Eugen 1793–95 verwendete Marke tragen, während spätere Ware nicht vertreten ist, scheint diese Grube etwa zwischen 1795 und 1800 verfüllt worden zu sein, also

nicht lange nach dem Ende der 1786 eingerichteten Ofenfabrik (1795), die von dem »Fabrikanten« Schwarzberger und zwei Mitarbeitern betrieben wurde. Erzeugnisse dieser Ofenfabrik waren bisher nicht bekannt. Noch in dem 1978 erschienenen Buch »Das Ludwigsburger Porzellan und seine Zeit« von Peter Lahnstein und Mechthild Landenberger heißt es: »Von der Ofenfabrik ist kein Stück mit Sicherheit nachweisbar.« Das hat sich nun geändert, denn in dieser Bedienungsgrube wurden große Mengen von Fayence-Ofenkacheln und sonstigen Ofenteilen gefunden.

Unter diesen Fayence-Ofenteilen sind einmal flache, meist großformatige Kacheln, Eck- und Gesimsstücke; andere sind verziert mit aufgesetzten Girlanden, Blüten und Akanthusblättern aus dem klassizistischen Formenschatz. Eine der Kacheln ist mit einem figürlichen Relief versehen. Die Ofenkacheln sind weiß glasiert, zum Teil mit blauer Bemalung. Auch runde, kannelierte, säulenartige Teile finden sich, dazu runde Basis- oder Gesimsteile. Angesichts der großen Zahl der Fundstücke scheint es nicht ausgeschlossen, daß ein mehr oder weniger komplettes Exemplar eines Ofens wieder zusammengesetzt und aufgebaut werden könnte.

Nachdem wir nun wissen, wie die in Ludwigsburg hergestellten Öfen ausgesehen haben, läßt sich vielleicht auch das eine oder andere noch erhaltene Stück nachweisen.

Was ist nun das Fazit des Ganzen? Wären hinter dem Haus in der Schorndorfer Straße 42 die Bagger in Aktion getreten – dort ist eine Tiefgarage geplant –, so hätten wir nicht den Einblick in die Produktionsweisen der alten Ludwigsburger Porzellanmanufaktur und ihrer Zweigbetriebe gewinnen können, den uns dieser Fund ermöglicht hat. Die Öfen im alten Brennhaus wären vielleicht ohne Dokumentation abgeräumt worden. Unsere Kenntnis der Ludwigsburger Fayencen hätte sich nicht um einiges vermehrt. Was die Ofenfabrik produzierte, hätten wir vielleicht nie erfahren. Darüber hinaus wären uns Einblicke in einen besonderen Produktionszweig der Manufaktur entgangen: die Ludwigsburger Unterglasur-Blaumalerei, deren Erzeugnisse bis auf wenige Stücke verloren sind.

In den 65 Jahren ihrer Tätigkeit hat die Porzellanfabrik beträchtliche Mengen an Porzellan hervorgebracht. Die Bemerkung in den Akten, es würden im Jahr etwa 20 Brände vorgenommen, stammt aus ihrer Anfangszeit. Auch bei einer vorsichtigen Hochrechnung würde sich in diesen 65 Produktionsjahren eine beträchtliche Menge an Fehlbränden und sonstigem »Abfall« ergeben, Material, das heute für uns von großem wissenschaftlichem Wert wäre. Die Hoffnung, in der Nähe der Produktionsstätten auf dieses Material zu stoßen, hat sich bisher nur zu einem kleinen Teil erfüllt, so daß sich die Frage stellt, wo denn nun das Gros geblieben ist.

Einen Hinweis darauf könnte man aus der archivalisch belegten Tatsache entnehmen, daß die Manufaktur 1771 einen Platz im Lerchenholz zur Gewinnung von Fayence-Erde gekauft hat.²³ In der dort entstandenen Grube könnte das Abfallmaterial der Fabrik deponiert worden sein. Ob es allerdings je möglich sein wird, im inzwischen überbauten Bereich des einstigen Lerchenholzes diesen Platz zu lokalisieren, ist fraglich. Und fraglich ist weiter, was mit dem zwischen 1758 und 1771 angefallenen Material geschehen ist. Vielleicht wird es eines Tages der Zufall bei Bauarbeiten wieder ans Licht bringen – oder jemand mit einer besonders guten Spürnase. Zunächst aber dürfen wir darauf gespannt sein, was die Grabungen hinter dem Jägerhaus noch zutage fördern werden.

Was wird nun mit dem Fundmaterial geschehen? Es wäre denkbar, die Präsentation des Ludwigsburger Porzellans im Schloß, das Zweigmuseum des Württembergischen Landesmuseums, um eine Schau, die die Technik der Porzellanherstellung in Ludwigsburg mit authentischen Belegen zeigt, zu erweitern. Welche Möglichkeiten hier bestehen, deutete schon die Ausstellung im Städtischen Museum an. Ludwigsburg, Standort

einer Porzellanmanufaktur des Rokoko und Klassizismus von europäischem Rang, könnte um eine Attraktion reicher werden.

Anmerkungen:

- 1 Staatl. Museum für Naturkunde, Stuttgart, Inventarbuch von 1785, Nr. 70, Nr. 71; Mitteilung von Dr. Manfred Warth
- 2 HStA Stuttgart, A 248, 2431
- 3 4, 5 ebenda
- 6 Rentkammerakten: Die Hauptacta vom Ludw. Bauwesen 1704–20
- 7 Städt. Museum Ludwigsburg
- 8 Landesvermessungsamt Baden-Württemberg: Ludwigsburg, Württ. Flurkarte 1:2500, Stand 1831
- 9 B. Pfeiffer in: Wanner-Brandt. Album der Erzeugnisse der ehemaligen württembergischen Manufaktur Alt-Ludwigsburg, Stuttgart 1906
- 10 ebenda
- 11 Württ. Landesmuseum
- 12 StA Ludwigsburg, E 17, B 134
- 13 Mitteilung von Dr. Manfred Warth
- 14 Ob zwischen dem Markenzeichen der Calwer Compagnie, zwei gegenständigen C in einer herzförmigen Kartusche, und der Ludwigsburger Porzellanmarke zur Zeit Carl Eugens ein Zusammenhang besteht, erscheint eher unwahrscheinlich. Die Calwer »Porzellanfabrik« kam, wie das einzige im Calwer Museum erhaltene Stück aus ihrer Produktion zeigt, offensichtlich über die Herstellung von Fayence nicht hinaus. Auch trägt diese blaubemalte Fayenceplatte auf ihrer Unterseite kein Markenzeichen. Demnach kann nicht davon gesprochen werden, die Ludwigsburger Manufaktur habe das Calwer Markenzeichen übernommen und weiterverwendet. Die beiden spiegelbildlich verschlungenen C mit oder ohne darübergesetztem Herzogshut stellen vielmehr das Monogramm des Manufakturgründers dar, das auch anderswo erscheint. Auch unter seinen Nachfolgern wurde mit deren Monogramm gemarkt.
- 15 Friedrich H. Hofmann, Das Porzellan der europäischen Manufakturen, Frankfurt/Berlin/Wien 1980
- 16 ebenda
- 17 B. Pfeiffer in: Wanner-Brandt, Album 1906
- 18 Lahnstein/Landenberger. Das Ludwigsburger Porzellan und seine Zeit, Stuttgart 1978
- 19 Belschner/Hudelmaier, Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten, Ludwigsburg 1969, S. 150
- 20 Friedrich H. Hofmann, s. o.
- 21 HStA Stuttgart, A 248/2431
- 22 Lahnstein/Landenberger, s. o.
- 23 HStA Stuttgart, A 202, B 109 R 46

Bürgerliches Geistesleben im Reichsritterschaftlichen Dorf Heutingsheim im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert

Pfarrer Johann Friedrich Christmann und Oberamtmann Johann Mader*

von Franziska Gräfin Adelman

Überblick

Im 18. Jh. war der deutsche Südwesten politisch ein Flickenteppich. Die große Anzahl von reichsunmittelbaren, d. h. dem deutschen Kaiser direkt unterstellten, geistlichen und weltlichen Territorien, reichsfreien und anderen komplizierten Rechtsgebilden sowie von Reichsstädten empfanden die großen Landesherren als Dorn im Fleische. Trotzdem – und trotz der äußerst komplizierten unterschiedlichen Rechtsverhältnisse in und zu den einzelnen reichsunmittelbaren Territorien – ging es relativ rechtsstaatlich zu. Johann Mader, gelehrter Jurist und auf Reichsritterschaftliches Recht spezialisiert, sammelte, schrieb fest und kommentierte zwischen 1772 und 1790, was hierzu verstreut zu finden war. Meterweise war sein Werk zu messen. Johann Jacob Moser, der württembergische Landschaftskonsulent und Staatswissenschaftler, vertraute seinem Sekretär mit lobenden Worten diese Sisyphusarbeit an. Später, als Oberamtmann in Heutingsheim, schrieb Mader allein weiter, in seiner freien Zeit, wie der pflichtbewußte, tüchtige Verwalter der Freiherren von Kniestedt zu Heutingsheim betont. Was Mader damals tat, trug ihm Ruhm und Ehre ein und verkaufte sich gut, denn jede reichsunmittelbare Herrschaft brauchte diese Nachschlagewerke – und die anderen natürlich auch, wenn sie mit der Ritterschaft ins Gehege kamen. Maders Werk verlor zwar wenige Jahrzehnte später an Aktualität, denn Säkularisation und Mediatisierung der reichsunmittelbaren Territorien (in Württemberg ca. 1803 und 1805/6) reduzierten sein Verdienst. Einen Ehrenplatz hat Mader allerdings noch heute inne. Wenn es um Reichsritterschaftliches Recht geht, kommt kein Fachgelehrter an ihm vorbei.

Der Oberamtmann und Konsulent war ein gebildeter Mann, und seine sauber gebundene Bibliothek enthielt nicht nur juristische Fachliteratur, sondern auch Historisches und Philosophisches. Friedrich Schillers Besuch im Heutingsheimer Amtshaus im Frühherbst des Jahres 1793 verdanken wir einen flüchtigen Blick in die verschollene Sammlung. In Maders Regalen stand auch das Neueste von Schillers damals noch verehrtem Lieblingsphilosophen, dem zu seiner Zeit in Deutschland bekannten Christian Garve (1742–1798). Hierauf wird später ausführlich eingegangen werden.

Der gelehrte Johann Mader war auch Insektensammler und wirkte bei der Veröffentlichung eines dreimal hintereinander aufgelegten Raupenkalenders mit. Wir können uns das Amtshaus mit Kisten und Kasten voller sauberlich aufgespießter (und registrierter!) Schmetterlinge vorstellen. Trotzdem bleibt Mader in der vorliegenden Darstellung blaß; vielleicht war er einfach ein gelehrter Bücherwurm und Aktenmensch.

* Die Zitate wurden wörtlich wiedergegeben, ohne Rücksicht auf die heutige Rechtschreibung und Zeichensetzung.

Obgleich wissenschaftliche Büchersammlungen von Rang im Ludwigsburger Raum in dieser Zeit sonst nicht nachweisbar sind, mit Ausnahme ärztlicher Literatur, ist in Heutingsheim eine zweite, und zwar sehr beachtliche Bibliothek in bürgerlicher Hand zu finden: Die Sammlung von kostbaren Musikbüchern des Pfarrers von Heutingsheim und Geisingen, Johann Friedrich Christmann. »Handexemplare« des Geistlichen sollen in einer Versteigerung in den Jahren 1913 und 1914 aufgetaucht sein.¹ Christmann war das, was man einen »Vollmenschen« zu nennen pflegt – fröhlich, ja dionysisch gestimmt, humorvoll, begeisterungsbereit mit einem offenen Herzen den Menschen und allem Schönen zugewandt und ein wirklich christlicher Seel-Sorger und begnadeter Pädagoge. Während seiner Amtstätigkeit in Heutingsheim komponierte er Geistliches und Profanes, schrieb mehrere Bücher und Hunderte von Abhandlungen und Rezensionen in den renommierten Musikzeitschriften des Verlagshauses Bossler in Speyer unter dem Sigel »Zx«. Er war Mitherausgeber und wohl auch Begründer der hervorragenden redigierten und populären Bosslerschen Fachzeitschriften. Zx galt als der angesehenste Musikkritiker in Süddeutschland. Nachdem der Musikwissenschaftler Hans Schneider, Tutzing, die Chiffre entschlüsselt² und dadurch frühere Vermutungen bestätigt hat³, können wir heute in etwa Christmanns geistige Fruchtbarkeit ermessen. Wir verdanken Christmann auch einen vielfältigen Einblick in das Musikleben Württembergs sowie des Ludwigsburger Raumes. Wie damals üblich, wurden Beiträge zu Zeitschriften nur in seltenen Fällen mit vollem Namen signiert. Leider können wir daher bei einigen aufschlußreichen Berichten aus dem württembergischen Musikleben seine Autorschaft nur vermuten (s. S. 72, Anm. 72).

Einer derart ausgedehnten »Nebentätigkeit« konnte der Pfarrer nur mit Wissen und Billigung seiner Patronatsherren nachgehen. Neben vielen Spuren findet sich auch ein gesicherter Beweis dafür in Christmanns Korrespondenz. Eberhard von Kniestedt besorgte ihm zwei seltene Bücher⁴. Es steht zu vermuten, daß die Ortsherren ihren gelehrten Pfarrer bei seiner Arbeit, und vor allem bei der Publikation seiner Bücher, finanziell unterstützten. Als Johann Mader (1776) und Christmann (1784) ihre Ämter in Heutingsheim antraten, waren Friedrich Ludwig (verst. 1779), Christian Wilhelm (verst. 1792) und Eberhard von Kniestedt Eigentümer und Patronatsherren von Heutingsheim. Nur Eberhard (1. 11. 1725–14. 11. 1794) ist von Bedeutung für die vorliegende Arbeit. Der aus dem Gebiet des ehemaligen Hochstifts Hildesheim stammende, mittellose Großvater Levin von Kniestedt war sehr schnell in Württemberg als Stallmeister (1672), Oberstallmeister (1678) und Obervogt von Leonberg (1682)⁵ zu Ansehen und Reichtum gekommen. Der geniale Viehzüchter und Pferdekennner hatte die nach dem 30jährigen Krieg darniederliegende württembergische Schaf- und Pferdezucht in wenigen Jahrzehnten aufgebaut,⁶ dem Herzogtum zu einem funktionierenden Transportwesen und florierenden Wollexport (Calwer Handelskompanie!) verholfen und für seine Familie vier Güter auf einmal gekauft, nämlich Harteneck, Geisingen, Rübgarten bei Tübingen und Heutingsheim. Er errichtete auf diesen allen moderne Höfe und wirtschaftete auch im privaten Bereich hervorragend. 1702 wurde Levin von Kniestedt mit seinem Heutingsheimer Eigenbesitz in die Reichsritterschaft Kanton Kocher aufgenommen,⁷ mit seinem Lehenbesitz Rübgarten gehörte er zum Kanton Neckar-Schwarzwald und Ortenau.⁸ Heutingsheim war nunmehr bis zur Mediatisierung, d. h. bis zur Auflösung der Schwäbischen Reichsritterschaft in den Jahren 1805/6, einer jener zahlreichen autonomen Zwergstaaten, die, in Kantonen und im Schwäbischen Ritterkreis zusammengeschlossen, dem Schutz des Kaisers unmittelbar unterstellt waren. Jeder Reichsritter »regierte« in seinem Territorium praktisch wie ein Landesherr. Sitz der Heutingsheimer Verwaltung und der Niederen Gerichtsbarkeit war das Amtshaus.⁹ Der Enkel Eberhard¹⁰ war ein hochbegabter, von der Aufklärung erfaßter, innerlich

und durch sein großes Vermögen völlig unabhängiger Mann. Er wählte Heutingsheim zum Hauptwohnsitz des württembergischen Zweiges der Familie von Kniestedt und verlegte die Zentralverwaltung seiner württembergischen Güter und derjenigen nördlich des Mains dorthin. Seinen Beamten konnte er gute Arbeitsbedingungen, gute Entlohnung und geräumige, moderne Häuser bieten. Für die im 18. Jh. schwieriger werdende Verwaltung des verstreuten Besitzes war ein hochqualifizierter Verwaltungsbeamter notwendig, insbesondere, da Eberhard durch Staatsdienste häufig von Heutingsheim abwesend war. Er fand diesen Mann in dem Rechtsgelehrten Johann Mader.

Eberhard von Kniestedt bekleidete nicht nur von 1778 bis zu seinem Tod im Jahr 1794 das höchste Amt im Ritterkanton Neckar-Schwarzwald und Ortenau, das Amt des Ritterhauptmanns, sondern stand dreimal als höchster Beamter, als Erstminister (Finanzminister) und Kammerpräsident, an der Spitze der herzoglichen Finanzverwaltung. Er versah das Amt des Kammerpräsidenten ohne Salär, was noch nie üblich gewesen war. Durch seine württembergischen Staatsämter einerseits und seine ritterschaftlichen Funktionen andererseits wurde er zum Vertreter divergierender Interessen. Natürlich kam es gelegentlich zu Reibereien zwischen Herzog Karl Eugen und der Ritterschaft des Kantons Neckar-Schwarzwald. Zweimal stellte Kniestedt seine Ämter zur Verfügung: im Jahr 1767, weil er mit seinen Sparplänen (Kammerplänen) nach anfänglichen Erfolgen nicht mehr durchdringen konnte, das zweite Mal im Jahr 1792 nach über 17jähriger Amtszeit, wiederum als Erstminister und Kammerpräsident, auf Grund einer Hofintrige.¹¹ Der Nachfolger Herzog Karl Eugens, Herzog Ludwig Eugen (1793–1795), berief den im ganzen Land hochgeachteten Staatsmann unverzüglich nach seinem Regierungsantritt (am 11. 11. 1793) an die Spitze der Finanzverwaltung zurück, doch Kniestedt starb ein Jahr später nach achttägigem Krankenlager am 14. November 1794 in Heutingsheim. Seinem ausdrücklichen Wunsche folgend, wurde er auf dem Dorrfriedhof und »unter seinen Heutingsheimern« beerdigt.

Er war der erste seiner Familie, der es ablehnte, innerhalb der Kirche an einem bevorzugten Platz beigesetzt zu werden. Pfarrer Christmann hielt die Rede am Grabe.¹²

Die Stuttgarter Bürgerschaft verlieh dem verehrten Kniestedt posthum die Bürgerkrone. Dies sei die einzige, dem »seltenen Bürgerfreund« zu seinen Lebzeiten nicht zuteil gewordene Ehrung, hieß es im Text eines Flugblattes, das nach seinem Tod in Stuttgart verteilt wurde.¹³

Die untadelige Amtsführung und Gesinnung, seine Redlichkeit und das Vertrauen, das er sich im ganzen Herzogtum, besonders unter der Bürgerschaft, erwarb¹⁴, werden in der württembergischen Geschichtsschreibung ohne Ausnahme mit Achtung hervorgehoben.¹⁵ Als Mitglied des Kabinetts trug er aber auch Verantwortung für unselige, oft willkürlich dekretierte Entscheidungen Herzog Karl Eugens. Eine längst fällige Monographie sollte hierüber Aufklärung bringen.

Das auf S. 35 abgebildete Porträt Kniestedts von der Hand des Malers Gottfried Lohbauer (1745–1816) zeigt ein offenes, kluges Gesicht. Am 28. September 1774 wurde Kniestedt der Große Württembergische Hausorden verliehen. Das Bild muß nach diesem Tag entstanden sein. Es zeigt den Kammerpräsidenten mit dem Orden am prächtigen scharlachroten Schulterband über einem blauen Rock. Das elfenbeinfarbige Kreuz, das er am Halse trägt, ist das Abzeichen des kaiserlichen Ordens der Schwäbischen Ritterschaft Kanton Neckar-Schwarzwald und Ortenau. Kniestedt gilt als Entdecker und Mäzen des Malers Lohbauer.¹⁶

Eberhard von Kniestedt starb anscheinend kinderlos. Der Besitz fiel an seinen Nefen, den Badischen Geheimen Rat Karl Ludwig Christof von Kniestedt (gest. 1815). Ihm folgte der Sohn seiner Schwester Bernhardine Luise von Schacht, geb. von Knie-

stedt, Franz Karl Eberhard von Kniestedt gen. von Schacht (gest. 1817). Namen und Daten der Orts- und Patronatsherren wurden mit wenigen Stichworten über den Zeitpunkt der Mediatisierung hinaus bis zum Tode Pfarrer Christmanns (verst. am 21. 5. 1817) fortgeführt. Johann Friedrich Christmann, dieser erstaunliche Mann, der sich mit spürbarem Genuß Dorf-Pfarrer nannte, war ein Weltmann und wußte sich in adeligen Kreisen zu bewegen. Neben den klassischen Sprachen beherrschte er das Englische und Französische und korrespondierte mit berühmten Musikgelehrten Europas. Er war mit katholischen Ordensgeistlichen ebenso befreundet wie mit den Stillen im Lande, den Pietisten, mit Vertretern der Aufklärungsphilosophie, mit Christian Friedrich Daniel Schubart, dem Hofkapellmeister und Komponisten Johann Rudolf Zumsteeg und – Friedrich Schiller¹⁷. Christmann sah in allen diesen Menschen das Ebenbild Gottes, sah ihre Mühen, das menschliche Los und die Menschen zu bessern. Daß die Wege dazu grundverschieden waren, galt ihm nichts. Er hatte ein weites christliches Herz.

Der Pfarrer war der Sohn jüdischer Eltern, die am Tag ihrer gemeinsamen Taufe in Ludwigsburg die Ehe schlossen. Das einzige lebende Kind, der Sohn Johann Friedrich, hatte die außergewöhnliche intellektuelle und musische Begabung seiner jüdischen Vorfahren geerbt.

Die beiden Männer, Johann Friedrich Christmann und Johann Mader, waren, so unterschiedlich ihre Herkunft und ihre Begabung ist, dennoch typische Vertreter ihrer Zeit; sie sollen hier vorgestellt werden.

Die vorliegende Arbeit ist eine eng begrenzte, kulturhistorische Studie des bürgerlichen Geisteslebens im reichsritterschaftlichen Dorf Heutingsheim während der letzten Jahrzehnte des 18. Jh. Sie wird sich weder mit Personen der noch nicht als Kulturträger hervortretenden dörflichen Bevölkerungsschicht befassen noch mit dem Adelsstand, mit Ausnahme der Heutingsheimer Orts- und Patronatsherren, der Freiherren von Kniestedt. Hier, wie auch sonst im deutschen Südwesten, sind Pfarrer und Amtmann die Kulturträger.

Das geistige und kulturelle Leben in und um Ludwigsburg

In der zweiten Hälfte des 18. Jh. wurde das politisch mächtig erstarkende, selbstbewußte Bürgertum mehr und mehr zum Träger kulturellen Lebens in Württemberg. In dieser spannungsreichen Zeit brachen ungeahnte geistige Kräfte auf, eine Überfülle bedeutender Menschen ist aus Geschichte und Literatur in Stadt und Land nachzuweisen. Sie philosophierten, publizierten, tauschten Briefe mit aller Welt und waren durch Briefwechsel und gut redigierte Zeitungen über Ereignisse und Entwicklungen, auch in entlegenen Ländern, informiert. Man schrieb bereits Zeitschriften für Frauen.

Das Ende des 18. Jh. bedeutete geistesgeschichtlich die Zeit des ausklingenden fürstlichen Absolutismus. Mit Macht breiteten sich in Württemberg divergierende geistige Strömungen aus. Rationalismus, Aufklärungs- und Naturphilosophie, der unbedingte Glaube an den Fortschritt durch Bildung und Vernunft bewegen die junge geistige Avantgarde, und die Hoffnung auf endlich zu erringende Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit begeistert die Gemüter, bis die Schrecken der Französischen Revolution und das Zusammentreffen mit den französischen Emigranten zwiespältige Gefühlsregungen hervorrufen (s. u.). Diesen Bestrebungen, die Lebensbedingungen der Menschen im Diesseits zu bessern, steht eine sich im 18. Jh. innerhalb der württembergischen Landeskirche stetig ausbreitende, auf das Jenseits gerichtete Bewegung gegenüber: der schwäbische Pietismus als Ausdruck der Sehnsucht nach Verinnerlichung des

Glaubens, Ausrichtung des gesamten täglichen Lebens auf Gott und unverfälschte Verkündigung des göttlichen Wortes. In dem sich hieraus bildenden geistigen Spannungsfeld standen auch Christmann und Mader.

Die Quellenlage für eine Untersuchung des kulturellen Lebens im Raum Ludwigsburg ist für diese Zeit außerordentlich gut; dies gilt auch für Heutingsheim. Die lebenslange Verbundenheit Friedrich Schillers mit seiner Heimat¹⁸ bezeugen viele schriftliche Aufzeichnungen. Er selbst hat für die vorliegende Arbeit wichtige Hinweise hinterlas-

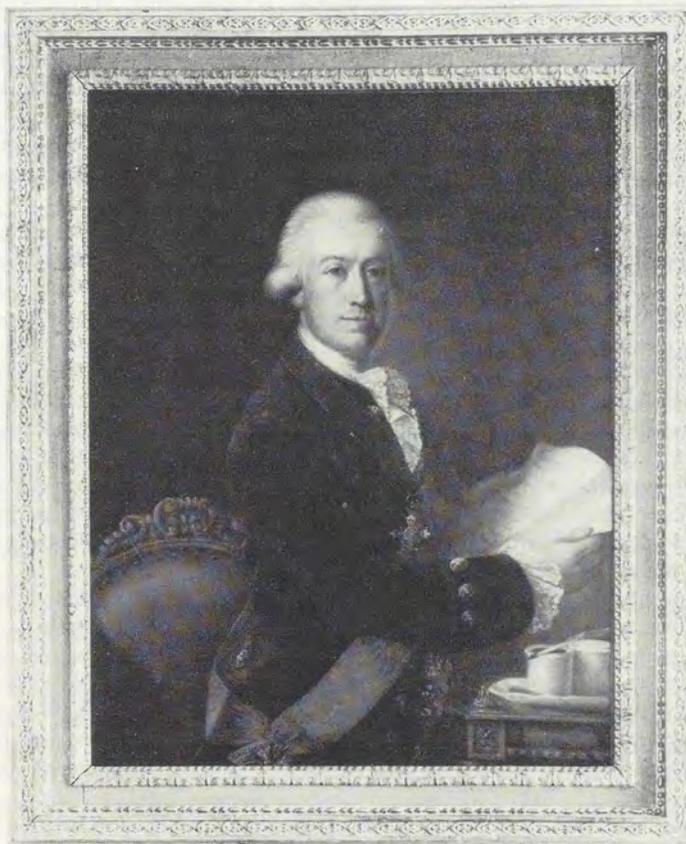


Abb. 1: Freiherr Eberhard von Kniestedt, württ. Kammerpräsident und Ritterhauptmann des Kantons Neckar-Schwarzwald, geb. Heutingsheim 1. 11. 1725, gest. Heutingsheim 14. 11. 1794; Gemälde von Gottfried Lobbauer.

sen; denn es ist erstaunlich, wie sehr die Ausstrahlung des großen Dichters sogar in das Dorf Heutingsheim hineinwirkt. Auch nach seiner Flucht im September 1782 blieb Schiller für seine Jugendfreunde die führende Persönlichkeit. Christmann und Mader gehörten während ihrer Amtszeit in Heutingsheim zu diesem Kreis. Der Vertraute aus der gemeinsamen Studienzeit auf der Karlsschule, der in Ludwigsburg lebende Arzt

Friedrich Wilhelm von Hoven (1759–1838), vermittelt in seinen ehrlich und unprätentiös geschriebenen Lebenserinnerungen¹⁹ ein genaues Bild der bürgerlichen Gesellschaft in und um Ludwigsburg sowie der Probleme, die damals die geistige Avantgarde bewegten. Des weiteren verschafft uns Hoven einen Einblick in die freundschaftliche Verbindung mit den Familien Christmann und Mader:

»Mit der Vermehrung meiner ärztlichen Praxis erweiterte sich natürlich auch der Kreis meiner Bekanntschaften und ebenso auch der Bekanntschaften meiner Frau²⁰. ... Zu diesen neuen Freundinnen gehörten vorzüglich ... die Frau des Freiherrlich von Kniestedtischen Konsulenten Mader, ein kleines, unansehnliches, beim ersten Anblick nicht viel versprechendes Weibchen, aber um so interessanter, wenn man sie näher kannte, weil sie wirklich eine ebenso gebildete als herzensgute Frau war –, die Frau des Pfarrers Christmann, meines schon früher genannten Freundes, eine ebenfalls durch Geist und Herz wie durch ihre schöne Figur und angenehme Gestalt sich auszeichnende Frau –, die Frau des Oberamtmannes Eisenbach²¹ in Bietigheim, einer zwei Stunden von Ludwigsburg entfernten Landstadt, eine in jeder Beziehung vorzügliche Frau.

Von meinen zu dieser Zeit gewonnenen »neuen Freunden« nenne ich vorzüglich den oben erwähnten Konsulenten Mader in Heutingsheim, den Oberamtmann Eisenbach in Bietigheim, den Doktor Bunz²² und den Diakonus Conz²³ in Ludwigsburg. Mit Mader und Eisenbach wurde ich zufällig bekannt, aber unsere Bekanntschaft verwandelte sich bald in Freundschaft, und ich darf wohl sagen, daß ich diese beiden zu meinen geliebtesten Freunden zähle, die ich in meinem Vaterland gehabt habe. Mader besuchte ich alle Wochen wenigstens einmal und meistens mit meinem Freund Bunz. ... Mit Eisenbach kam ich zwar wegen der größeren Entfernung Bietigheims von Ludwigsburg weniger oft zusammen als mit Mader, zu welchem ich nur eine kleine Stunde zu gehen hatte, aber die Besuche bei ihm waren mir noch interessanter als bei Mader, nicht allein weil ich ihn seltener sah, sondern auch weil er ein sehr guter Kopf und ein vielseitiger ausgebildeter, ja ein eigentlich gelehrter Mann war, von dem ich nie wegging, ohne etwas gelernt zu haben.

Mit Doktor Bunz und Diakonus Conz kam ich sehr oft zusammen, nicht nur in der Stadt, sondern auch auf dem Lande, indem auf meinen Spaziergängen gewöhnlich einer von ihnen mein Begleiter war, Bunz nach Heutingsheim zu unserem gemeinschaftlichen Freund Mader, Conz nach einem Brückenhaus am Neckar bei Neckarweihingen, meinem liebsten Ort in der Umgegend. Bunz war ein sehr guter Kopf, reich an Kenntnissen überhaupt und besonders an juridischen, und was mir seinen Umgang besonders wert machte, war die Übereinstimmung seiner politischen Ansichten mit den meinigen.²⁴

Es ist auffallend, daß Hoven bei seinen Schilderungen von Frauen, und deren gibt es zahlreiche, Geist oder Bildung an erster Stelle nennt. In diesem bürgerlichen Kreis fortschrittlich gesonnener Menschen begannen gescheite Frauen als Partnerinnen eine Rolle zu spielen, und eine größere Anzahl dieser Damen erbrachte auf Grund ihrer intellektuellen oder künstlerischen Begabung beachtliche eigenständige Leistungen; ja, manche verdienten bereits selbst ihren Lebensunterhalt.

Zum engeren oder weiteren Kreis der Ludwigsburger Freunde gehörte, neben den Ehefrauen von Christmann und Mader, Sophie von La Roche, geborene Gutermann. Die blaustrümpfige Bürgerstochter aus Augsburg verfaßte den ersten empfindsamen deutschen Frauenroman »Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim«, während ihr Mann Michael von La Roche als Oberamtmann von 1769–1771 im benachbarten Bönningheim tätig war. Nach dessen Tod gab sie die Frauenzeitschrift »Pomona für Deutschlands Töchter« heraus und brachte sich recht und schlecht – und mit viel

Pumperei – als Schriftstellerin durch. Zum Bekanntenkreis zählten auch die Dichterin Elisabeth Friederike Paulus, Tochter des Schorndorfer Oberamtmanns, und Therese Huber, die blitzgescheite und recht emanzipierte Tochter des Göttinger Professors Heyne, Redakteurin an Cottas »Morgenblatt« und vermutlich die eigentliche Verfasserin der nach 1794 erschienenen Schriften ihres Mannes Johann Ludwig Huber, vormals Oberamtmann in Tübingen. Die Malerin und Kindheitsgefährtin Friedrich Schillers, Ludovike Simanowitz, geb. Reichenbach, braucht in Württemberg als Malerin und emanzipierte Frau nicht vorgestellt zu werden. Stellvertretend für die vielen Virtuosinnen sei nur die zu Christmanns Freundeskreis gehörende blinde Marianne Kirchgessner genannt, die trotz ihres Gebrechens mit ihrem wunderbaren Spiel auf der Glasharmonika, von Heinrich Philipp Bossler²⁵ begleitet, in den europäischen Großstädten und an Königs- und Fürstenhöfen ihren Lebensunterhalt verdiente. Auch in Ludwigsburg gab sie durch Vermittlung von Schubart ein Konzert, ebenso im Kreis der Familie von Kniestedt in Heutingsheim. Als sie im dortigen Pfarrhaus ein paar Tage zu Gast war, schrieb Christmann zwei Klavierstücke für sie, eines davon, ein Menuett, soll sie besonders gern und häufig gespielt haben.

Beispiele für erfolgreiche oder kluge Frauen, die selbständig und mutig eigene Wege gingen, ließen sich beliebig fortführen. In der Stellung der bürgerlichen Frau deutet sich, wie in der Struktur der Gesellschaft überhaupt, am Ende des 18. Jh., nicht zuletzt unter dem Einfluß der Französischen Revolution, ein tiefgreifender Wandel an. Auch Hoven macht auf diese Veränderungen aufmerksam. Sein Bericht war geistesgeschichtlich bedeutend genug, um 1984 in Ostberlin eine Neuausgabe²⁶ zu erfahren, die mit einem ausgezeichneten Register und kurzen biographischen Angaben über alle Personen versehen wurde²⁷. Dieser Ostberliner Neuausgabe ist ein nicht uninteressanter politisch-soziologischer Kommentar von Hans-Günther Thalheim beigelegt. Daraus wird im folgenden eine Passage zitiert, die die Reaktion der jungen Ludwigsburger Intellektuellen auf die Französische Revolution zeigt:

»... »Auch wir wurden durch diese große Weltrevolution mächtig aufgeregt. Wie so viele tausend Deutsche, versprachen auch wir uns von einer Revolution, welche, wie die französische, alle alte Vorurteile zerstören, alle Ungleichheit unter den Menschen aufheben, und allein die natürlichen Menschenrechte geltend machen sollte, die heilbringendsten Folgen für die Menschheit. Die Französische Revolution wurde daher bald das Tagesgespräch unter uns.« (Hoven). »Hovens Sympathie beschränkt sich nicht auf den Ausbruch der Revolution, sie überdauert die Herrschaft der großbürgerlichen konstitutionellen Monarchisten und reicht offenbar bis in die Herrschaftszeit der Girondisten, bis zum Interventionskrieg der feudalen Mächte 1792. Dieser veranlaßt Hoven und viele Gleichgesinnte im ganzen Land Württemberg,« (Thalheim) »die gute Sache der Franzosen in Schutz zu nehmen. Wir sahen die Gewaltschritte des französischen Gouvernements als notwendige Anstalten zur Gegenwehr wider das mit Recht zu befürchtende Einmischen der fremden, von den Ausgewanderten aufgeregten Mächte an.« (Hoven). »Zwar läßt sein Interesse unter dem Einfluß von Schillers Kritik an der Revolution, von Terrormaßnahmen der jakobinischen Diktatur und Auswirkungen der nach Deutschland getragenen Revolutionskriege merklich nach, doch geben er und seine Freunde in Ludwigsburg und Stuttgart im Gegensatz zu Schiller ihre Hoffnungen« (Thalheim) »eines endlichen besseren Erfolgs nicht auf. Bei allem Abscheu ... , den wir vor den Gewaltstreichen der Machthaber und den Scheußlichkeiten des Volks von Paris hatten, konnten wir doch nicht umhin, die Energie der französischen Nation, die ungeheure Kraft, die sie entwickelte, die Tapferkeit der französischen Heere, ihre beispiellosen Siege, und mehr als alles, die Taten des größten ihrer Helden, des Generals Buonaparte, zu bewundern.« (Hoven).

Während seines Aufenthaltes in Ludwigsburg in den Jahren 1793/94 nahm Friedrich Schiller, nach Hoven, folgendermaßen Stellung:

»Von dem französischen Freiheitswesen ... war Schiller kein Freund. Die schönen Aussichten in eine glücklichere Zukunft fand er nicht. Er hielt die Französische Revolution lediglich für die natürliche Folge der schlechten französischen Regierung ...«. Laut Hoven war Schiller der Überzeugung, daß »das Volk für eine solche Verfassung reif sein müsse, und dazu fehle noch sehr viel, ja alles ... Die republikanische Verfassung werde früher oder später in Anarchie übergehen und das einzige Heil der Nation werde sein, daß ein kräftiger Mann erscheine, er möge herkommen, woher er wolle, ... der wieder Ordnung einführe und den Zügel der Regierung fest in der Hand halte, auch wenn er sich zum unumschränkten Herrn nicht nur von Frankreich, sondern auch von einem Teil von dem übrigen Europa machen sollte.« (Worte Hovens).²⁸

Schiller ging also, betroffen von deren menschlicher Grausamkeit, auf Distanz zu den Machthabern der Französischen Revolution, während Hoven, und diese Meinung vertrat auch Christmann, von den segensreichen Folgen für die Armen und die politisch Benachteiligten überzeugt war. Ein Abgehen von dieser Haltung ist auch in den späteren Schriften Christmanns nicht festzustellen.

Magister Johann Friedrich Christmann: Der Pfarrer

Johann Friedrich Christmann wurde als Sohn des Landumgelters Simon Christoph und dessen Ehefrau Johanna Christiane am 9. September 1752 geboren. Beide Eltern waren jüdischen Glaubens gewesen, der Vater, Sohn des Pforzheimer Schutzjuden Moses Herz, die Mutter, Tochter des Rabbiners Wolf aus Worms. Sie hatten sich – wie bereits erwähnt – am 28. Oktober 1751, dem Tag ihrer gemeinsamen Taufe, in Ludwigsburg kirchlich trauen lassen. Neben den christlichen Vornamen hatten sie den Familiennamen Christmann angenommen. Am Geburtsdatum des Sohnes Johann Friedrich, dem neunten September, besteht kein Zweifel.²⁹ Auf seine frühe Jugendzeit in Ludwigsburg, den Schulbesuch in Stuttgart und Denkendorf wird hier nicht eingegangen. Nach Abschluß seines theologischen Studiums in Tübingen soll er als junger Geistlicher in Ludwigsburg tätig gewesen sein, jedoch findet sich für eine Vikariatszeit in dieser Stadt kein kirchenamtlicher Beweis.³⁰ Da diese Behauptung in der einschlägigen Literatur häufig wiederholt wird, sei hier eine Aufklärung des Sachverhalts versucht. Einer Anstellung in Ludwigsburg stehen die Einträge im Vikarbuch entgegen. Die beanstandete Nachricht beruht vermutlich auf der Fehlinterpretation einer unklaren Aussage eines Freundes Karl Ludwig Juncker.³¹

In der Biographie Christmanns, die Pfarrer Juncker im Jahr 1789 veröffentlichte und die sonst als ernstzunehmende zeitgenössische Quelle anzusehen ist, mußte Juncker – wohl aus Rücksichtnahme auf einen noch lebenden Geistlichen – seine recht negative Aussage über dessen Charakter verschlüsseln. Deshalb sagt er, daß Christmann etwa zwei Jahre bei dem Spezial »St« in »L« Unerfreuliches durchzustehen hatte.³² Tatsache ist, daß Christmann, nachdem er 1772 zum Magister³³ promoviert wurde und im Jahr 1774 sein theologisches Studium in Tübingen abgeschlossen hatte, am 19. Dezember 1775 eine Tätigkeit als Vikar bei Spezial M. Friedrich Magnus Roos in Lustnau bei Tübingen aufnahm.³⁴ Am 21. Januar 1778 trat er eine Stellung als Parastat (Beistand) bei einem Doktor Sulzer in Winterthur an. Im vorliegenden Abschnitt wird über die Jugendzeit des Geistlichen Christmann nur das ausgesagt, was zum Verständnis seiner Persönlichkeit und seiner späteren Tätigkeit notwendig ist.

Der etwa einjährige Aufenthalt in Winterthur war in zweierlei Hinsicht folgenreich für Christmann. Er traf in dieser Stadt mit namhaften Musikern zusammen. Winterthur war zu jener Zeit für das hohe Niveau seiner Musikveranstaltungen berühmt. Hier veröffentlichte er sein erstes musikalisches Werk »Unterhaltungen beim Clavier in deutschen Gesängen, von einem jungen Dilettanten aus Schwaben«³⁵. Das Buch war sehr beliebt und fand schnell Verbreitung.

Der Aufenthalt verlief nicht nur positiv: Der junge Mann zog sich bei physikalischen Versuchen eine schwere Verletzung am Auge zu.³⁶ Juncker schreibt: »... daß sein rechtes Auge sehr beschädigt, ja beinahe unbrauchbar gemacht wird, doch so, daß es ihn durch die glückliche Kur nicht verunstaltet.« Es ist erstaunlich, daß Christmann trotz des eingeschränkten Sehvermögens schriftstellerisch außergewöhnlich produktiv wurde. Nach Aufenthalten in Karlsruhe (seit dem 1.3.1780) und Mannheim, die Christmann wiederum mit bekannten Tonkünstlern, vor allem mit Vertretern der zu seiner Zeit musikalisch führenden »Mannheimer Schule« und dem Musikverleger Heinrich Philipp Bossler zusammenführten, und drei kurzen Vikariatszeiten in Zuffenhausen (seit 10. 11. 1779), Daisbach bei Sinsheim (1781) und Aldingen (seit 18.6.1782)³⁷ bewarb sich der junge Geistliche im Sommer 1784 erfolgreich um die Stellung eines Pfarrers in Heutingsheim. Am 23. August erteilte der Patronatsherr Christian Wilhelm von Kniestedt in Vertretung seines Bruders Eberhard seine Zustimmung. Die feierliche



*Abb. 2: Das ehemalige Heutingsheimer Pfarrhaus.
1730 von den Freiherren von Kniestedt errichtet, 1970 durch einen Brand zerstört.
Aufnahme um 1910*

Amtseinführung zum Pfarrer von Heutingsheim und des Filialortes Geisingen erfolgte am 17. September 1784.³⁸

Am 2. Juli 1784 gehörten zur Pfarrei 439 Seelen, davon waren 63 Schulkinder. Die Gemeinde Geisingen war etwa gleich groß.³⁹ Christmann erhielt, wie üblich, den Hauptteil seiner Besoldung von 496 Gulden in Naturalien, davon 40 Gulden in bar für Heutingsheim und etwa 15 Gulden für Geisingen.⁴⁰ Es war eine sehr gut dotierte Pfarrstelle.⁴¹ Drei Wochen nach seiner Amtseinsetzung schloß Christmann in der Stadtkirche zu Pforzheim mit der am 25. März 1758 in Tenningen geborenen bildhübschen und gescheiten Christiana Posselt⁴² den Bund der Ehe. Sie war die Tochter des dortigen Stadtpfarrers und Superintendenten Gottfried Posselt (1721–1804)⁴³ und der Christiane Brendel. Das zu jener Zeit berühmteste Mitglied der Schwiegerfamilie war Christianas Vetter Ernst Ludwig (1763–1804).⁴⁴ Der hochgebildete Professor, Historiker, Publizist und enge Freund Christian Friedrich Daniel Schubarts, war ein glühender Verfechter der Aufklärung und der Französischen Revolution. J. J. Gradmann zählt Christmann zu den Mitarbeitern des von Ernst Ludwig Posselt herausgegebenen »Wissenschaftlichen Magazins für Aufklärung«.⁴⁵ Die Verbindung zwischen Christmann und Ernst Ludwig Posselt war eine recht enge, obwohl der Theologe die Schwächen des schwierigen Professors sehr wohl kannte. Gleichzeitig gab Christmann die Sammlung christlicher Ratschläge seines betagten geistlichen Schwiegervaters, Gottfried Posselt, »Beyträge zum practischen Christenthum« heraus (1800 und 1801). Somit schenkte Christmann beiden so gegensätzlich orientierten Verwandten seine Mitarbeit und Achtung – eine typisch Christmannsche Verhaltensweise.

Christiana Posselt stammte aus einem weltoffenen Haus. Der junge Vikar hat seine spätere Ehefrau anscheinend in Karlsruhe im Jahr 1780 während seiner Tätigkeit als Erzieher im Hause des Fasanenmeisters Holz kennengelernt. Da der von Pestalozzis Erziehungsmethoden überzeugte Christmann mit seinen Ansichten sich nicht durchsetzen konnte, gab er nach wenigen Monaten die Stellung als Hofmeister auf. Sein Freund Karl Friedrich Juncker, über beide Ohren in Christiana verliebt, widmete der »Demoiselle Posseltin« eine seiner Schriften, »Meine Reise von Karlsruhe nach Stuttgart«.⁴⁶ Doch Freund Christmann führte die Posseltin ins Heutingsheimer Pfarrhaus. Drei Kinder wurden dort geboren: Christine am 4. September 1785, Friedrich am 2. Juni 1787 und Gottfried am 6. Februar 1789. Einer der beiden Söhne starb noch zu Lebzeiten des Vaters.

Obwohl die geistlichen Herren im 18. Jh. häufig literarisch oder wissenschaftlich tätig waren, zeichnete sich doch bald ab, daß die Gemeinde Heutingsheim mit ihrem 32jährigen Pfarrer einen außergewöhnlichen Mann zum Seelenhirten erhalten hatte. Der Geistliche war keiner jener Vielschreiber von barocken Traktätchen, wie sie im 18. Jh. allenthalben zu finden sind; er war ein ernstzunehmender Wissenschaftler und hatte sich als Musikschriftsteller und Komponist bereits einen Namen gemacht. Daß der junge Mann einen anonymen Beitrag zu Friedrich Schillers aufmüßiger, beißender »Anthologie auf das Jahr 1782« geleistet hatte, dürfte (glücklicherweise) in der Gemeinde nicht bekannt gewesen sein.

Es ist im folgenden nicht beabsichtigt, eine ausführliche Darstellung von Christmanns Tätigkeit in der Gemeinde zu geben, sondern auf Grund einiger Ausschnitte aus seinen Schriften und Predigten das Bild des Seel-Sorgers und Erziehers nachzuzeichnen. Der Geistliche war ein Mann der gemäßigten württembergischen Aufklärungsphilosophie. Beinahe mit jeder Zeile, die er schrieb, offenbarte er seine Überzeugung und spricht sie oft genug aus. Obgleich er einigen Pietisten sehr nahe stand, war er selbst kein Pietist. In einem Synodusprotokoll heißt es lapidar: »... ist orthodox«.⁴⁷ Christmann stand auf dem Boden der Württembergischen Landeskirche. In diesem Sinn

bemühte er sich, seine Gemeinde für die Einführung des neuen Württembergischen Gesangbuchs von 1791 zu gewinnen. Da der größte Teil der altgewohnten Kirchenlieder durch neue ersetzt worden war, stieß das Gesangbuch vor allem in den pietistischen Gemeinden auf heftige Ablehnung, und man sah manchenorts bereits den Glauben gefährdet. Hören wir Christmann mit einigen Ausschnitten aus seiner später gedruckten Predigt. Er stellte diese paradoxerweise, vermutlich um ein erstauntes Aufmerken zu erreichen, unter den Text Matth. 18, 18: »Wahrlich, ich sage euch: was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden seyn; und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los seyn«, und fährt fort:

»Es ist wohl keine Sache in der Welt, die nicht früher oder später irgend einer Veränderung unterworfen wäre. Der menschliche Verstand fühlt eine nie zu befriedigende Begierde, nach immer größerer Vollkommenheit zu ringen; er reißt ein und bauet wieder auf, bis er glaubt, daß das Gebäude der Glückseligkeit seines Lebens auf einem festeren Grund stehe; ... Überall, wo ihr nur euer Auge hinwendet, sey es auf die Verfassung weltlicher Staaten, oder auf die Verfassung einzelner Familien; auf Kultur ganzer Nationen, oder auf Kultur des Feldes, das ihr im Schweiß eures Angesichts bauet; auf unsere Glaubensbrüder, oder auf fremde Religionsverwandte; auf vergangene oder gegenwärtige Zeiten, überall in der menschlichen Gesellschaft werdet ihr Spuren von Neuerungen wahrnehmen können – Neuerungen in unsern bürgerlichen Verfassungen – Neuerungen in unserm Kirchen- und Schulwesen – Neuerungen im Großen und im Kleinen, und es dürfte wohl eine schwere Aufgabe seyn, irgend eine Sache nahmhaft zu machen, die noch igt durch ein unverfälschtes Alter von einem Jahrhundert ehrwürdig wäre, und die nicht in diesem Zeitraum eine andere Form, Gestalt oder Einrichtung bekommen hätte ...

So wie nun alle Dinge in der Welt, die menschlichen Ursprungs sind, beinahe einer immerwährenden Veränderung unterworfen sind; eben so ist auch eine jede kirchliche Einrichtung, – denn auch sie sind nur Anstalten von Menschen gemacht – früher oder später einem ähnlichen Schicksal ausgesetzt ...

... wenn überall in der christlichen Kirche noch alles so wäre, wie es vor Jahrhunderten war; wenn wir noch in unsern Kirchenliedern GOTT um Vertilgung fremder Glaubensgenossen, die doch auch unsere Brüder und Miterlöste sind, anrufen, ...

... in welchem Halbdunkel würde noch der menschliche Verstand in gewissen Punkten seiner Religion herumirren ... denn der menschliche Geist, der keine Schritte mehr vorwärts thun will, muß nothwendig in vorige Dunkelheiten der Irrthümer zurücksinken. Neuerungen überhaupt sind natürliche Folgen einer immer steigenden Aufklärung des menschlichen Verstandes und einer stets wachsenden Emporstrebung nach einem höheren Ziel der Vollkommenheit und so lange dieser vom Schöpfer selbst uns eingepflanzte Trieb sich in seiner Wirksamkeit äußern kann; so lange werden und müssen überall Neuerungen entstehen. Eben diese kirchliche Neuerungen aber sind zugleich schätzbare Denkmale der christlichen Freiheit, die wir dem Stifter unserer Religion verdanken. In den Zeiten des alten Bundes durfte man freilich keine Neuerung mit dem levitischen Gottesdienst vornehmen.

... nachdem der Geist der gesezlichen Dienstbarkeit durch das von JESU eingeführte Gesez der Freiheit verdrängt wurde: so ist es auch den Christen erlaubt, von dieser Freiheit einen anständigen Gebrauch ...« usw.⁴⁸

Diese Ausschnitte enthalten bereits das Credo des Heutingsheimer Pfarrers: Christus brachte den Menschen die Freiheit. Für ihn hatte eine auf Gott gegründete Freiheit auch im staatlichen Bereich Geltung. In Christmann haben wir auch einen dezidierten Verfechter der Pressefreiheit vor uns. Als staatspolitischer Erzieher sagt er seiner Gemeinde:

»Vor-Erinnerung.

Um dem Vorwurfe auszuweichen, daß der Vortrag des Verfassers, als eines Dorf-Predigers sich nicht durch hinlängliche Popularität auszeichne, bemerkt derselbe, daß er seit seiner vierzehnjährigen Amts-Führung seine beyden Gemeinden schon so ziemlich an seinen Ideen-Gang und Vortrag gewöhnt hat – daß die technische Sprache der neuern Politik dem Landvolke nicht mehr so neu und fremd ist, – daß eine richtige Declamation vieles verständlich macht, was ohne diese bey grösserer Popularität von dem Zuhörer nicht so richtig gefaßt wird, und daß diese Blätter nicht ausschließlich für seinen Amts-Bezirk niedergeschrieben wurden. Sollten diese Gründe nicht zu seiner Rechtfertigung hinreichen; so bleibt ihm nichts anders übrig, als sein Schicksal im Stillen zu bedauern, das ihm kein aufgeklärteres Publikum angewiesen hat.«⁴⁹

Wir haben hier einen kurzen Beweis dafür, daß sich Christmann um die Verdeutlichung staatspolitischer Fragen auch innerhalb seiner dörflichen Gemeinde bemüht hat. Da er nicht nur abstrakter Theoretiker war, sondern auch ein allen Menschen herzlich zugewandter, humorvoller Pädagoge, griff er gelegentlich zu Beispielen aus dem dörflichen Leben, um sich allgemeinverständlich auszudrücken. Aus der oben genannten Schrift, die ein breiteres Publikum ansprechen sollte, seien hier aus den vielen bemerkenswerten Grund-Sätzen noch zwei ausgewählt:

»In allen Zeitaltern haben sich denkende Köpfe mit der Frage beschäftigt: Welche Art von Staatsverfassung vor der anderen den Vorzug hätte?«⁵⁰ »... so wenig kommt es auf die äußere Form an, als vielmehr auf die richtige Vertheilung des Gewichts und Gegengewichts in einem Staate, das heißt, auf jene innere Einrichtung an, wodurch jedem Misbrauche der vollziehenden Staatsgewalt unüberschreitbare Grenzen gesetzt sind...«⁵¹

Ein Kommentar zu diesem Kernsatz erübrigt sich.

Im Jahre 1804 ließ der Pfarrer ein umfangreiches Buch mit dem Titel »Versuch in moralischen Betrachtungen für Regenten und andere fürstliche Personen jeder Religion« drucken. Er betont im Vorwort, daß er keine politischen Ratschläge zu erteilen beabsichtige, hingegen einen christlichen Leitfaden für die besonderen Aufgaben und Situationen des angesprochenen Personenkreises zusammengestellt habe. Es ist offensichtlich, daß Christmann sich bemüht, durch die Grundsätze christlicher Nächstenliebe auf das Los der Untertanen einzuwirken. Das ist ihm der Druck des Buches auf eigene Kosten wert.

Ein wichtiges seelsorgerliches Anliegen war ihm auch die geistliche Betreuung von Verbrechern. In einer Schrift mit dem Titel »Der Christ im Kerker oder religiöse Betrachtungen und Gebete für Gefangene und zum Tode verurtheilte Missethäter«⁵² macht er in der Vorrede deutlich, daß es sinnlos und unchristlich sei, einen Inhaftierten oder gar zum Tode Verurteilten unter den in Gefängnissen herrschenden Bedingungen womöglich über Wochen und Monate sich selbst zu überlassen, und ihm erst spät, oft erst kurz vor seiner Hinrichtung, geistlichen Beistand zu gewähren. Natürlich spricht er im Stil der Zeit und als christlicher Seelsorger, der die verlorene Seele Gott wieder zuführen möchte. Er gibt seinen Amtsbrüdern ein Hilfsbuch an die Hand und appelliert an die »Regenten und obrigkeitlichen Personen«. Auf 218 Seiten versucht Christmann, dem Delinquenten Tag für Tag beizustehen und ihn behutsam zur Erkenntnis seiner Schuld, zur Reue und schließlich zur Gewißheit göttlicher Vergebung zu führen. Mit Gebeten, Liedern, (teilweise beachtlichen) Gedichten, Bibel- und Psalmauslegungen begleitet er den Verurteilten. Wahrlich, wohl eine der härtesten geistlichen Aufgaben.

Wie eingangs berichtet, schrieb Pfarrer Christmann während seiner Amtstätigkeit mehrere Bücher,⁵³ Hunderte von musikgeschichtlichen und musikwissenschaftlichen Berichten, wovon heute seine musiktheoretischen Abhandlungen an Wert verloren haben. Er analysierte neu geschaffene Kompositionen von großen Meistern wie Haydn, Mozart und Beethoven bis hin zum bedeutungslosen Tonsetzer seiner Zeit und versorgte die deutsche Musikwelt mit vielfältigen Neuigkeiten und Noten zur Hausmusik. Erst seit Hans Schneider, Tutzing, Christmanns Sigel »Zx« entschlüsselt hat,⁵⁴ und sich jetzt noch ein zusätzlicher Beweis durch eine eigene Aussage des Heutingsheimer Pfarrers ergab,⁵⁵ können wir den Umfang seiner Tätigkeit erfassen und müssen feststellen, daß sein journalistisches Werk an Bedeutung bei weitem den musikhistorischen Wert seiner Bücher übertrifft. Auf seine Vertonungen wird später eingegangen werden. Die inhaltlich und stilistisch hervorragend verfaßten Beiträge zu Fachzeitschriften verraten ein auf dem Gebiete der Musik fast enzyklopädisch zu nennendes Wissen, einen hohen Grad an Intelligenz und Fleiß und – eine gut ausgestattete musikalische Fachbibliothek.⁵⁶ In seinen Rezensionen nennt er oft reihenweise Werke und erbittet von Autoren bessere oder exaktere Informationen. Nach seinen eigenen Aussagen benutzte er gelegentlich die öffentliche Herzogliche Bibliothek in Stuttgart. Seine musikwissenschaftlichen Berichte besitzen auf Grund der exakten Erarbeitung der Fakten für die heutige Musikwissenschaft einen hohen Aussagewert. Christmann ist in manchen Fällen der einzige, der Nachrichten von sehr alten und seltenen Werken mitteilt oder kaum bekannte Komponisten nennt. Hören wir, wie er sich Nachrichten im In- und Ausland besorgte. In den nachfolgenden Ausschnitten aus seinem Briefwechsel mit dem Fürst- abt Martin II. Gerbert von St. Blasien geht es vor allem um die Informationen, die er für seine monumentale Literaturgeschichte der Musik benötigte, und die er bescheiden als »Musikalisches Wörterbuch« bezeichnet. Das Werk stand bereits kurz vor der Vollendung. Christmann schreibt:

»Mit meinem litterarischen Werke bin ich nun sehr weit vorgerückt. Das Fach der Liturgien und der Akustik und die Menge von Katalogen aus allen Sprachen meiner vaterländischen sehr reichhaltigen Bibliothek in Stuttgart, hat mir sehr gute Dienste geleistet.«⁵⁷

»Durch den Gebrauch der herzoglichen Bibliothek zu Stuttgart könnte ich freilich dieses Fach [Anm. der Verf.: Literaturgeschichte der Tonkunst] einigermaßen bereichern; aber teils bin ich zu weit von diesem Ort entfernt, als daß ich meine Absicht erreichen könnte, teils ist das eigentliche musikalische Fach nicht von Belang.«⁵⁸

»Vor wenigen Tagen erhielt ich von E. hf. Gn. wiederum II Tom. de cantu et musica sacra und III Tom. Script. eccles.«⁵⁹

»Ich habe mir in Schweden und Dänemark, in Rußland, England und in den Niederlanden Quellen eröffnet, aus denen ich meine Litterargeschichte werde bereichern können. Nur was Italien, Frankreich und Spanien betrifft, so setzte ich meine ganze Hoffnung auf das Martinische Bücherverzeichnis.«⁶⁰

Christmann hatte den Fürstabt um leihweise Zusendung des berühmten und sehr gesuchten Werkes, die »Storia della musica« des Padre Johann Baptist Martini (erschieden in Bologna 1757–1781)⁶¹ gebeten. Christmann dankt mit folgenden Worten für den Erhalt des Codex und teilt nebenbei seine Absicht mit, Teile daraus zu übersetzen und zu veröffentlichen: »Ich eile, E. hf. Gn ... von dem richtigen Empfang des Martinischen Werkes ... Nachricht zu geben ...«, und weiter heißt es in dem Schreiben: »Ich finde in der Geschichte des Herrn Martini so viele schätzbare Nachrichten, daß ich es nicht nur der Mühe wert halte, sie zu meinen gegenwärtigen Absichten zu excerptiren,

sondern selbst einige Dissertationen ganz zu übersetzen und die gründliche Arbeit dieses großen Tongelehrten auch in Deutschland mehr bekannt zu machen. Forkels Geschichte ist zwar mit vielem philosophischem Scharfsinn geschrieben; aber bei einer genaueren Vergleichung dieser beiden Werke fand ich, daß Professor Forkel ohne diesen großen Vorgänger dasjenige nicht würde geleistet haben, was er wirklich geleistet hat ... Ich würde in meinen Bemühungen schon weiter gekommen sein, wenn mir nicht in Paris ein Freund durch den Tod entrissen worden wäre, der mir versprach, aus der Bibliothek des Collegiums des quatre nations und aus der königlichen Bibliothek mich mit Beiträgen zu unterstützen. Ich glaubte nun meinen Endzweck durch den von dem französischen Hofe accreditirten württembergischen Gesandten erreichen zu können; aber auch hier schlug mir meine Hoffnung fehl. Vielleicht darf ich es von der höchsten Huld E. hf. Gn. erwarten, daß mir dieser Verlust durch eine Adresse an einen Ordensgeistlichen oder sonst an einen gelehrten Mann in Paris wiederum ersetzt wird.«⁶²

Warum der Pfarrer gerade sein musikalisches Wörterbuch, an dem er jahrelang gearbeitet hatte und dessen Erscheinen für Michaelis 1789 bereits mehrfach angekündigt worden war, nicht publizierte, konnte bisher nicht festgestellt werden. Wurde die Publikation zu kostspielig, oder fanden sich keine Subskribenten, weil ihm der Lexigraph und Mitarbeiter an der »Musikalischen Real-Zeitung«, Ernst Ludwig Gerber (1746–1819), mit der Veröffentlichung seines »Historisch-Biographischen Lexikons der Tonkünstler« (Tl. 1, 1790) zuvorgekommen war?⁶³ Christmanns Manuskripte sind verschollen, die Inhaltsübersicht wurde veröffentlicht.⁶⁴ Auch wenn die beinahe vollendete Literaturgeschichte nicht im Druck erschien, so bietet uns der Briefwechsel mit Fürstabt Gerbert ein Beispiel für die minuziöse Arbeitsweise des Schriftstellers und seine Verbindung mit Wissenschaftlern des In- und Auslandes.

Im folgenden soll die editorische Zusammenarbeit von Heinrich Philipp Bossler (1744–1812) und Christmann erläutert werden. Es war ein Glücksfall, daß Bossler dem Geistlichen die Möglichkeit einer Mitarbeit in seinem 1780 in Speyer gegründeten Musikverlag bot. Die Zeit von 1780 bis etwa 1792, als Bossler das Unternehmen vor den heranrückenden französischen Truppen in Sicherheit zu bringen suchte und nach Darmstadt verlegte, war Christmanns schriftstellerisch und kompositorisch produktivste Lebensphase. Besonders 1790 und in den folgenden Jahren, während Bossler die erblindete Klaviervirtuosin Marianne Kirchgessner auf ihren Konzertreisen durch Europa als Impressario begleitete, lag die editorische Verantwortung häufig gänzlich bei Christmann und Ernst Ludwig Gerber. Die attraktive Gestaltung der Bosslerschen Veröffentlichungen und die auf Grund seiner Erfindung einer präzise druckenden Notenpresse (1779) sauber und originalgetreu wiedergegebenen Vertonungen⁶⁵ führten dem Verlagshaus die guten Komponisten der Zeit und Abnehmer in Scharen zu. Die Erzeugnisse der Druckanstalt erregten Aufsehen in ganz Deutschland. Bosslers Ausbildung und Begabung als Kupferstecher kamen der Verlagsproduktion zugute. Fast alle Veröffentlichungen sind mit reizenden, eleganten Rokokomotiven versehen, mit Blumen, Ranken und Schleifen – für den Kenner unverwechselbar. Er schuf bemerkenswerte Silhouetten berühmter Männer, vor allem Porträts von Tonkünstlern, u. a. den Schattenriß Christmanns, der als Frontispiz auf der ersten Seite des ersten Heftes der »Musikalischen Korrespondenz« (1790) wiedergegeben ist und seine Bedeutung innerhalb der »Teutschen Filarmonischen Gesellschaft« deutlich macht. Bossler erwarb sich eine geradezu legendäre Bedeutung als Originalverleger von Haydn, Mozart, Beethoven sowie weiteren damals beliebten, heute aber vergessenen Tonkünstlern. Mit seinen aufsehenerregenden Musikzeitschriften begründete er den Prototyp musikalischer Journalistik schlechthin.

Folgende Fachzeitschriften wurden in Speyer gedruckt; an allen Journalen war

Christmann als Herausgeber, Schriftsteller oder Komponist mit zahlreichen Beiträgen beteiligt:

1782–1787 *Blumenlese für Klavierliebhaber*. Ab 1784: Neue Blumenlese für Klavierliebhaber. Der Jahrgang 1786 fiel aus. Meist separate Textbeilagen. Wöchentliche Lieferung.

1788–1790 *Musikalische Real-Zeitung*. Separate Beilage: Musikalische Anthologie für Kenner und Liebhaber. Wöchentliche Lieferung.

1790–1792 *Musikalische Korrespondenz der teutschen Filarmonischen Gesellschaft*.⁶⁶ Dazu: Notenblätter zur Musikalischen Korrespondenz der teutschen Filarmonischen Gesellschaft. Wöchentliche Lieferung.

1789–1791 *Bibliothek der Grazien, eine musikalische Monatschrift für Liebhaberinnen und Freunde des Gesangs*.

1791 *Thalie, Journal périodique ... aux Amateurs des Quartetts*. Nur 6 Hefte.⁶⁷

»Blumenlese« und »Bibliothek der Grazien« enthielten nur Kompositionen, darunter viele bedeutende Neuerscheinungen. Die Mehrzahl der gebotenen Vertonungen war für die Hausmusik gedacht. Von den 756 Kompositionen der »Blumenlese« stammen 67 von Christmann. Zehn seiner beliebtesten Kompositionen erschienen im Speyrer Verlagshaus als Separatdrucke.⁶⁸ Christmanns Rezensionen betrafen sowohl Neuerscheinungen von musikalischen Werken als auch Fachliteratur. Mit der ihm ungewohnt »modernem« Musik des jungen Mozart hatte er hin und wieder seine Schwierigkeiten – das vergeben wir dem Rezensenten nur ungern. Aber man muß das Urteil wohl im Licht seiner Zeit sehen. Der Geistliche stand ja damals keineswegs mit seiner (sanften) Kritik allein. Dafür verehrte er Joseph Haydn um so mehr, und gleich das erste Heft der »Musikalischen Real-Zeitung«, der »Vorausnummer« vom 3. März 1788, deren Text Christmann fast durchweg bestreitet, beginnt in der Spalte 1 mit der hervorragenden und bewegenden Analyse von Haydns Komposition für Clavicembalo und Klavier: »Über die sieben letzten Worte unseres Erlösers am Kreuz«. Es sei hier Christmanns Rezension der sechsten Sonate geboten:

»... Ebenso meisterhaft ist Herrn H. auch die sechste Sonate: es ist vollbracht! gerathen. Nur dünkt Rec. die in den sechs letzten Takten derselben enthaltene Figur, die wir in der Musik den Schwärmer zu nennen pflegen, und deren man in unsern Opernarien schon so sehr gewohnt ist, für den Schluß dieser Sonate nicht passend, und für die Würde der Sache selbst nicht edel genug zu sein. Unstreitig wäre es schicklicher gewesen, bei dem Ruhepunkt, der sich unmittelbar vor dem Uebergang in die harte Tonart befindet, abzubrechen, und dann mit den drei ersten Takten dieser Sonate den Beschluß zu machen ...«

Christmann zeigt sich in der Rezension von zwei Literaturgeschichten der Herren Gruber und Zeidler als Pädagoge. Er schreibt: »Wie aus der Vorrede der letzteren Schrift erhellet: so ist Herr Gruber Verfasser der Litteratur der Musik; Herr Stadtsyndikus Zeidler aber der Sammler dieser Beiträge, die er jenem zum beliebigen Gebrauch überlassen hat. Wenn überall die gute Absicht eines Schriftstellers hervorleuchtet, den Freunden der Litteratur durch seine Bemühungen nützlich zu sein: so verdient er schon in dieser Hinsicht den wärmsten Dank und es würde ungerecht sein, wenn man hier vorgefundene Fehler und Unvollkommenheiten nach der Strenge rügen und einen Schriftsteller dadurch muthlos machen wollte, der nicht aus Beruf, sondern blos aus Liebe zur Kunst sein Schärfchen beiträgt.

Der Verf. der Litteratur theilt seine Schrift in fünf Abschnitte, und jeden derselben wieder in besondere Rubriken ein. Rec. ist mit dieser Eintheilung nicht ganz zufrieden, und hält dafür, daß die Schrift an Ordnung und Deutlichkeit würde gewonnen haben, wenn Akustik, Aesthetik, Technologie u.s.f. jede eine besondere Rubrik erhalten hätte.

Es ist ohnehin eine mißliche Sache, alle Schriftsteller einer Wissenschaft in gewisse Ordnung eintheilen zu wollen, wenn man nicht alle selbst gesehen und gelesen hat. Und daß dies der Fall bei Herrn G. war, wird er wohl selbst gestehen müssen ...»

Der Rezensent weist anschließend an etwa vierzig Beispielen nach, wo es den Herausgebern an Information mangelte, und wo diese zu finden ist. Es folgt eine Aufzählung von annähernd achtzig Musikschriftstellern, die von Gruber und Zeidler übersehen wurden, unter Hinzufügung: »Rec. könnte mehrere hundert Namen noch anführen.« ... Doch »Zx« schließt versöhnlich: »Da es scheint, als hätte sich Herr G. das Fach der mus. Litteratur zu seiner Lieblingsbeschäftigung gemacht: so wird er vermuthlich seit der Herausgabe dieser Schriften seine Arbeit fortgesetzt und sich neue Sammlungen gemacht haben. Wir wünschen, daß sie bald möchten bekannt werden. Aus vielen Bruchstücken wird doch endlich ein Ganzes.« (MRZ, 1788, Sp. 65 ff.)

Ausschnitt aus J. Fr. Christmanns humorvoller Kritik im »Tableau über das Musikleben in Württemberg«: »Ob auch der von einigen Landschulmeistern eingeführte Gebrauch, in Ansehung einer Instrumentalkirchenmusik mit der Amtsstadt zu wetteifern, einiger Aufmerksamkeit, des Beyfalls, und der Aufmunterung würdig sey, darüber mögen diejenigen entscheiden, welche das Kapitel von christlicher Ohrentoleranz besser studirt haben, als ich ...« (AMZ, 1799, Sp. 80).

Christmann war auch nicht prüde. Unbekümmert läßt er gelegentlich seiner Freude an Wein, Weib und (Rund-)Gesang die Zügel schießen.⁶⁹ Das viktorianische Zeitalter war noch sehr fern. Es sei eine kleine Probe aus der im Jahre 1798 in Leipzig gegründeten »Allgemeinen Musikalischen Zeitung« geboten.⁷⁰ Diese war die führende deutsche Musikzeitschrift, seit Bosslers Verlagshaus nicht mehr existierte; denn Kriegswirren und andere mißliche Umstände hatten ihm 1796 ein Ende gesetzt. Christmann ist durch elf namentlich signierte Artikel, zum Teil bedeutende Beiträge, von 1798–1803 als Mitarbeiter der Leipziger Zeitung nachweisbar. Er schreibt in einem Nachruf »An das scheidende Jahrhundert«:⁷¹ »Welchen Ruhm erwarbst du dir, dass du in den letzten Zeiten deiner sublunaren Regierung die Methode, durch die Hand eines Bolognesischen Wundarztes eine Sopranstimme auf die genitalia zu inoculiren, ... mit dem Strom der Aufklärung und der Revolution hast dahin reissen lassen und die jenseitigen Bewohner der Alpen endlich belehrt hast, dass es klüger sey, um des irdischen Himmelreichs willen, unverstümmelt zu bleiben, als sich diesseits schon durch eine solche Operation zum Seraph des wahren Himmelreichs schnitzeln zu lassen ...«

Dieses Zitat zeigt Christmanns herzerfrischendes, natürliches menschliches Empfinden; mit Humor und ohne Prüderie breitet er das Problem vor seinem gebildeten Publikum aus.

Er hat auch einige Artikel von großem Interesse für die württembergische Musikgeschichte hinterlassen; beispielsweise im Jahrgang 1788 der »Musikalischen Realzeitung«. Er schreibt dort über das Musikleben im Württembergischen,⁷² über die musikalische Ausbildung und die pädagogischen Methoden in den evangelischen Klosterschulen Württembergs und im Tübinger Theologischen Stift,⁷³ über die Musikpflege im Kollegiatstift der Reichsstadt Esslingen⁷⁴ und andere Württemberg und insbesondere den Ludwigsburger Raum betreffende Themen.

Das erste musiktheoretische Buch, das Christmann publizierte, ist ein illustriertes »Elementarbuch der Tonkunst«⁷⁵ für Kinder. Diese Fibel, ein Dialog mit dem Schüler Karl, ist reizend geschrieben und durch die Liebe zu Kindern und zur Musik ein kleines psychologisches und ebenso pädagogisches Meisterwerk des von Pestalozzi beeinflussten Pfarrers. Der erste Teil wurde von Bossler in monatlichen Lieferungen zwischen Oktober 1782 und September 1783 herausgebracht. Der jeweiligen Lieferung wurde ein Heft mit »Praktischen Beiträgen« beigegeben, als Musikbeispiele zum jeweiligen Text.

Der zweite Teil erschien im Jahr 1789. Die meisten der 101 Klavierstücke (Übungsstücke) waren von Christmann, »wie so oft ohne Nennung seines Namens«.76 Warum das Werk anonym veröffentlicht wurde, ist nicht bekannt. Die Kritik war des Lobes voll, man wußte bald, wer der Verfasser war. Das Buch fand reißenden Absatz und wurde zu den »besten Erziehungsschriften« gezählt.77

Christmann schuf zahlreiche Vertonungen, Choräle, geistliche Musik, Lieder, Menuetts, Rondos, Märsche und die damals beliebten »Schleifer«; er vertonte Schillers Ode »An die Freude«, Goethes »Veilchen«, »Die Braut von Korinth« und andere klassische Texte und gelegentlich sogar auch eigene Verse. Obwohl die Kompositionen Christmanns mit ihren unkomplizierten, leicht in das Gehör eingehenden Melodien in Süddeutschland sehr populär waren, sind sie heute völlig vergessen. Die Mehrzahl der Lieder wirkt verstaubt und entspricht nicht mehr unseren Stilbegriffen. Kurt Haering schreibt in seiner Tübinger Dissertation: »Christmanns Vielseitigkeit auf dem Gebiet der Musik ist zwar bewundernswert, aber erschöpfend ist die Vertiefung in seinem musikalischen Studium nicht gewesen. [Anm. d. Verf.: Er war Autodidakt.] ... Es ist auch keine Entwicklung in seinem musikalischen Schaffen bemerkbar. Schwäbische Eigenart trugen alle seine Lieder, schade, daß bei der Fülle der Kompositionen so manches unter die Durchschnittsware fallen mußte.« Und: »In der Chromatik ist Christmann manchmal interessant ...« Für einige Kompositionen findet Haering ein Lob. Der Einfluß der zu Christmanns Zeit angesehenen »Mannheimer Ton-Schule« ist unverkennbar.78

Man kann deutlich zwei Perioden unterscheiden. Die erste gehört der leichten Muse, nach 1795 wendet sich der Pfarrer geistlichen Liedern und Chorälen zu. Vor allem hat er das Zustandekommen des Choralbuchs von 1799 bewirkt. Im Anschluß an die Veröffentlichung des Württembergischen Gesangbuchs von 1791, an dem er auch Anteil hatte, schlug Christmann dem Evangelischen Konsistorium in einem detaillierten Schreiben eine alsbaldige Zusammenstellung eines begleitenden Choralbuchs vor.79 Man griff den Vorschlag auf und übertrug ihm und dem Biberacher Musikdirektor Heinrich Justin Knecht die Ausführung. Das Buch enthielt 266 Weisen, 97 stammen von Knecht und 26 von Christmann. Seine bekannteste Schöpfung war eine Vertonung von Klopstocks »Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst Du«. Im heutigen Kirchengesangbuch der Evangelischen Landeskirche in Württemberg ist keine seiner Melodien enthalten.

Kurt Haering urteilt über Johann Friedrich Christmann als Choralkomponist: »... steht er (Christmann) auch Knecht an Können nach, unbedeutend war er nicht. Um den Choralgesang aber machte er sich in der Tat verdient« ... und: »Zwar hat er es nicht mehr erlebt, daß sein geliebtes Württemberg ein Notengesangbuch bekam; denn dieses wurde erst 1825 ... ausgegeben. Merkwürdigerweise blieben gleich die folgenden Ausgaben wieder ohne Noten, obwohl man gerade zu jener Zeit mit allen Mitteln den vierstimmigen Gemeindegang erstrebte ...«80 Christmann hat um einen guten Kirchengesang in seiner Pfarrei gerungen. Man sang damals im allgemeinen viel zu langsam. Nach den einzelnen Zeilen folgte ein Orgelzwischenspiel, das die Länge der gesungenen Zeile erreichen konnte (»Organistenzwirn«). Die Gemeinde verlor oft einfach den Faden. Erst um die Mitte des 19. Jh. wurde nach erbittertem Zwist der alte Zopf abgeschnitten. In seiner Abhandlung »Tableau über das Musikwesen im Württembergischen«81 lobt er die Pflege des Kirchengesangs durch Pfarrer Esenwein in Steinheim und Schulleiter Krieger in Beihingen. Er schreibt:

»Herr Konzertmeister Zumsteeg⁸² erstaunte nicht wenig, als ich ihn vor einigen Jahren zum erstenmale in meine mir benachbarte Dorfkirche nach Beyhingen führte, wo er von Bauernkindern beyderley Geschlechts sowohl Choral- als auch Figuralge-

sänge vierstimmig nach Noten singen hörte – was dem wackern Krieger, Schulhalter daselbst ... Ehre macht ... Ausser ihm könnte ich noch mehrere geschickte ... Männer anführen, welche ihre Kinder vierstimmig und nach Noten singen lehren. Unstreitig hat die Erscheinung des neuen Choralbuchs meines Vaterlandes dazu beygetragen ... Da ich selbst Mitverfasser desselben bin, so muß ich über seinen innern Gehalt andere Sachverständige entscheiden lassen ...⁸³

Christmanns Stärke lag nicht im musiksöpferischen Bereich, dagegen besaß er eine außerordentliche Fertigkeit als ausübender Künstler. Bis in sein hohes Alter spielte er meisterhaft die Flöte; sie war sein Lieblingsinstrument. Wir können seine Kompositionen beiseitelassen.⁸⁴ Christmanns Verdienst liegt in seinem unermüdlichen Bemühen, das Verständnis für die geliebte Musik zu erweitern, eine Reform des Kirchengesangs zu erreichen und ganz allgemein das Niveau des Musikvortrags in seiner Heimat zu verbessern.

Sein Leben umfaßt drei schöpferische Phasen. Die erste, produktivste Periode ist etwa von 1781–1792 anzusetzen und deckt sich mit dem Bestehen des Verlagshauses Bossler in Speyer. Christmann ist in dieser Zeit als vielseitiger Journalist und Tonsetzer, vor allem weltlicher Kompositionen, tätig. In seiner zweiten Phase, etwa von 1792–1806, stehen geistliche Kompositionen und seine Bemühungen um eine Reform des Kirchengesangs im Vordergrund. Bei seinen Veröffentlichungen überwiegen geistliche und staatsbürgerliche Themen. Der Pfarrer sieht in der Verbesserung der politischen Rahmenbedingungen und einer Beeinflussung der Machthaber im christlichen Sinn einen Teil seiner seelsorgerlichen Aufgabe. Nach 1806, in der dritten Schaffensperiode, ist bislang keine schriftstellerische Tätigkeit mehr festgestellt worden. Die letzten Jahre von Christmanns Leben sind nunmehr damit angefüllt, die pädagogischen Methoden in seiner engeren Heimat zu verbessern. Für die Schüler, und vielleicht nicht nur für sie allein, hatte er bereits 1801 ein Buch mit dem Titel »Anleitungen zur Rechtschreibung gleichlautender Wörter in ungefähr 500 Beyspielen« herausgegeben.⁸⁵ Lehrer und Provisoren (Unterlehrer) unterrichtete er in der Pestalozzischen Methode. Um die Allgemeinbildung der Lehrer zu heben, gründeten Christmann und August Christian Gottlieb Binder, seit 1814 zweiter Diakon und königlicher Bücher-Fiscal in Ludwigsburg, eine Lehrerlesegesellschaft, wie sie um diese Zeit allenthalben in Württemberg entstanden. Von 1816 bis zu seinem Tod 1817 war er Direktor der Lehrerkonferenz für den Bezirk Ludwigsburg.⁸⁶

Nach J. J. Gradmann soll der Heutingsheimer Pfarrer auch Mitarbeiter der »Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung« gewesen sein, die 1785 unter dem Namen »Allgemeine Literaturzeitung« als wissenschaftliches Rezensionsorgan gegründet worden war.⁸⁷ Da die Verfasser nur mit ihrem Sigel signierten, war Christmann als Autor nicht festzustellen.^{87a}

Johann Friedrich Christmann – ein Jugendfreund Friedrich Schillers?

Im Laufe dieser Arbeit ergaben sich konkrete Hinweise auf eine zeitlich begrenzte Zusammenarbeit zwischen Schiller und Christmann von 1781 bis 1783. Beide sind in Ludwigsburg geboren. Obwohl Christmann etwa sieben Jahre älter war, haben sie sich wahrscheinlich in ihrer Jugendzeit hier kennengelernt. Vielleicht zunächst einfach deshalb, weil neben dem Christmannschen Haus, vermutlich Asperger Straße Nr. 4,⁸⁸ Friedrich Schillers Tante, Anna Magdalena geb. Schiller (1716–1787), die Frau des Stadtboten Häberlin, in der Asperger Straße Nr. 6 wohnte.

Die erste Feststellung einer kurzen Zusammenarbeit trifft Karl Ludwig Juncker in



Abb. 3: Schattenriß von Magister Johann Friedrich Christmann, Pfarrer von Heutingsheim und Geisingen, geb. Ludwigsburg 9. 9. 1752, gest. Heutingsheim 21. 5. 1817. Radierung von Heinrich Philipp Bossler.

Frontispiz zur »Musikalischen Korrespondenz der deutschen Filarmonischen Gesellschaft«, Jahrgang 1790



Abb. 4: Friedrich Schiller als Carlsschüler. Frühestes bekanntes Bildnis. Getuschter Schattenriß in einer radierten und aufgeklebten Medaillonumrahmung von Heinrich Philipp Bossler

der Biographie seines Freundes Christmann. Er schreibt am 1. Dezember 1788: »... Auch die Dichtergabe, wie ich nur im Vorbeigehen erinnern will, hat die Natur unserm Christmann verliehen; und schade, daß er dies Blumenfeld über die höhern Bestimmungen, über die ernstern Beschäftigungen seines Geistes, so brach liegen läßt: Denn schon seine Beiträge zur Schillerischen Anthologie zeigen, was er auch da liefern konnte. Der Charakter seiner dichtenden Muse ist – herzliche Gefühlvolligkeit, lachende Laune, Gutmüthigkeit; seine Versifikation ist ganz rein und natürlich; das Kolorit, das er aufträgt, warm, blühend ...«⁸⁹ Die knappe Aussage ist wohl von der Forschung bislang übersehen worden.

Schiller begann im November 1781 mit der Sammlung der Gedichte zu seiner »Anthologie auf das Jahr 1782«, die bereits im Februar 1782 erscheinen sollte.⁹⁰ Er mobilisierte dazu seine Freunde, z. B. Friedrich Wilhelm von Hoven,⁹¹ die zum Teil auf seinen Vorschlag hin bestimmte Themen in Form von Versen, Epigrammen und Balladen aufgriffen. Das hastig zusammengestellte Frühwerk, eine Sammlung von 83 Beiträgen, wovon Schiller 48 zugeschrieben werden, die Verfasser von 35 Beiträgen hingegen noch nicht mit Sicherheit identifiziert worden sind, ist eine gnadenlose Bloßstellung menschlicher Schwächen und eine bissige Kritik der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse. Banales und Polemisches wechselt mit zärtlichen, lyrischen und leiden-

schaftlichen Versen. Der Zensor soll damit über den gesellschaftskritischen Gehalt der Anthologie getäuscht werden. Die Autoren schreiben zur besseren Camouflage mit gelegentlich wechselnden Sigeln. Die Anthologie ist eine zornige Replik Schillers auf einen Almanach von Gotthold Friedrich Stäudlin. Sie sollte in kürzester Zeit veröffentlicht werden. Der Tenor des Werkes ist Aggression. Schiller ließ die Anthologie in Stuttgart anonym erscheinen. Die Gedichte zeigen, was die junge Generation damals bewegte, und was sie dichterisch zu leisten vermochte.

Es ist bemerkenswert, daß der junge Vikar Christmann, der sich zur Zeit der Entstehung der Anthologie in der Kurpfalz befand, d. h. im liberalen »Ausland«,⁹² Beiträge (Juncker nennt die Mehrzahl) zu dieser anonymen Kritik lieferte. Eine Erwähnung dieser Tatsache durch ihn selbst war bisher in Christmanns Schriften nicht zu finden. Trotzdem ist ein Irrtum Junckers ausgeschlossen, dazu standen sich die beiden Freunde zu nahe. Es wäre denkbar, daß der Geistliche es absichtlich unterließ, darauf aufmerksam zu machen.

Eine weitere Bestätigung über eine Verbindung zwischen Schiller und Christmann ergibt sich aus einer gemeinsamen Wanderung von Mannheim nach Speyer. Im Frühjahr 1783 nahm Schiller auf Vorschlag des Vikars daran teil, obwohl er gesundheitlich nicht in bester Verfassung war.⁹³ Christmann befand sich ohne Zweifel auf dem Weg zum Musikverlagshaus Bossler, denn im Oktober 1783 wurde das letzte Heft des Christmannschen »Elementarbuches der Tonkunst« ausgeliefert. Ob Schiller wohl eine Publikation im Hause Bossler in Erwägung zog? Gerade in dieser Zeit wurden dort nämlich auch literarische Werke verlegt. Die Musikzeitschrift »Blumenlese« erschien unter Beteiligung Christmanns bereits seit 1782 in wöchentlichen Ausgaben. Kurioserweise findet sich unter den in dieser Musikzeitschrift im Jahr 1784 veröffentlichten Liedern die Vertonung eines mit »Schiller« unterzeichneten Gedichts, »Die Entstehung der rothen Rosen«,⁹⁴ von Daniel Steibelt. Schiller selbst erwähnt die Wanderung in zwei Briefen an seine Gönnerin Henriette von Wolzogen. Unter dem 1. November 1783 schreibt er: »... Von meinen Eltern erwarte ich täglich Briefe – Auch von der Vischerin,⁹⁵ der ich durch einen Landsmann von Ludwigsburg der mich hier besuchte ein Marktpraesent nebst meiner Silhouette⁹⁶ geschickt habe.«⁹⁷

Schiller berichtet ein weiteres Mal über einen Aufenthalt in Speyer, wiederum an Henriette von Wolzogen. War dies vielleicht eine zweite gemeinsame Wanderung? Unter dem 13. November schreibt er nämlich über einen Besuch bei Sophie von La Roche: »Acht Tage darauf zieht mich ein Landsmann Magister Christmann von Ludwigsburg wieder nach Speier, wo ich sie [Anm. der Verf.: Sophie v. L. R.] eine Abendstunde lang ganz genos, und mit Bezauberung von ihr ging.«⁹⁸ Der Anmerkung zu diesem Brief in der Nationalausgabe von Schillers Werken ist zum Verhältnis zwischen Schiller und Christmann folgendes zu entnehmen: »Johann Friedrich Christmann (1752–1817), seit 1784 Pfarrer in Heutingsheim. Die gemeinsame Reise fand am 9. und 10. Oktober statt. ... Auf dem Ausflug ist über philosophische Dinge gesprochen worden, die Zusendung einer Abhandlung hatte Christmann in Aussicht gestellt. Das Fragment eines Briefes an Schiller (Ulrichs, Briefe an Schiller, S. 10) unterrichtet nur über den Gang der beabsichtigten Abhandlung. Es geht um die Frage der Glückseligkeit. Die Arbeit des Theologen steht mit Schillers philosophischen Ideen sichtlich in Zusammenhang.«⁹⁹

Das im obigen Zitat erwähnte Schreiben Christmanns ist ein Fragment von vier Seiten, eine kleine lokalgeschichtliche Kostbarkeit. Es wird unter der Zugangsnummer 51.910 im Deutschen Literaturarchiv/Schiller-Nationalmuseum in Marbach am Neckar aufbewahrt.

Etwa vierzehn Tage nach der gemeinsamen Wanderung, ein knappes Jahr bevor der

31jährige Vikar sein Amt als Pfarrer von Heutingsheim und Geisingen antrat, schrieb er am 27. Oktober 1783 aus Stuttgart an Friedrich Schiller nach Mannheim:

»Werther Freund!

Sobald ich vorgestern zurückkam, so war es mir das erste Geschäfte, Ihnen meinem Versprechen gemäs die versprochene Abhandlung zu schicken. Ich habe sie, wie ich Ihnen schon sagte, als ein Kapitel zu einer grösern Abhandlung, die die Grundlehren oder das theoretische der Philosophie enthalten sollte, verfertigt. Ich glaubte, dieses Kapitel nur abschreiben zu dürfen, um Sie vor das, was Sie von mir erwarten konnten, zu befriedigen. Allein es sind schon etliche Monate, daß ich es ausgearbeitet habe, und damals schon fühlte ich, daß es einer zehnfachen Feile nöthig haben würde, und jezt finde ich, daß es noch lange nicht tüchtig ist, Ihre Erwartungen zu erfüllen. Es ist zu sehr in den Plan hineingewebt, den ich mir damalen machte. Meine Hauptbeweise sind Sätze, die ich in eigenen Abhandlungen auszuarbeiten im Sinn hatte, oder damals schon vorausgeschickt hatte. Ich würde kein Bedenken tragen, Ihnen das Ganze zu schicken, wann nicht erstlich die zwey Haupt-Abhandlungen gar nicht bey mir wären, und zweitens die Handschrift nicht ganz unleserlich wäre. Um aber doch meinem Versprechen einige Genüge zu thun, erbiere ich mich, Ihnen den ganzen Gang meiner Untersuchung darzulegen – der Vortheil wird dabei vor Sie und mich gröser sein, vor Sie, daß Sie einen Satz nach dem andern bekommen und ihn genauer prüfen, vor mich, daß ich durch Ihre Antworten und Einwürfe mehr in den Stand gesetzt werde, alle Lücken und Mängel in meinen Schlußfolgen besser zu fühlen. Jede Woche einen halben Bogen zu schreiben wird mir eine angenehme Beschäftigung sein, und Sie werden im Lesen nicht ermüdet werden.

Ich werde ganz den Gang in meinen Briefen nehmen, den ich im Untersuchen nahm. – Es wird nicht so methodisch sein, wie in den Compendien. – Der Jüngling fängt erst dann an, die Wahrheit zu suchen, wann er mehrere Irrthümer durchgangen. – Er läuft nicht so gerade vom einfachsten zum zusammengesetzten – lassen Sie mich also den Versuch eines Anfangs machen. Glückseligkeit fieng ich an zu denken, bleibt der Entzweck alles unseres Bestrebens. Es ist nicht nur ein Grundsatz der Philosophie, sondern es ist ein Gesetz unsrer Seele, so wie das Gesetz der Schwere ein Gesez der Materie ist. – Die Thiere folgen ihrem Instinkt, welche Erklärungen man auch immer von den Trieben der Thiere annehmen wollte, so bleibt doch das in der Beobachtung sicher, daß kein durch Reflexion befördertes Wachsthum bey Ihnen statt findet. Der Mensch aber muß erst sein eigener Lehrer durch seine Erfahrungen und durch seinen Verstand werden. Dieser erste Satz also hebt alles das auf, was manche Philosophen als natürlich empfehlen. Den Menschen ist es natürlich, durch den Gebrauch aller, auch der verfeinertsten, Fähigkeiten weiser zu werden und glücklich zu sein. Dieß nun gesetzt, so fragt sich: in was finden wir unsere Glückseligkeit? Unsere Erfahrung scheint uns zu lehren, daß weder Verstand, noch Einbildungskraft, noch andere Talente, noch äußerliche Güter von jeder Art glücklich machen. – Wir sehen glückliche, denen Vieles an diesen fehlt, und unglückliche, die manches davon besitzen. – Ich sehe also um mich und frage, welches von diesen Individuen ist glücklich und warum sind oder waren sie glücklich. Die Erfahrung und die Geschichte und allermeisten das eigene Gefül wiederholen die Wahrheit nur allzu stark, daß kein einzelnes der innern oder äußern Gütern je einen Menschen in einen dauerhaften Zustand der Befreiung von Schmerz gesetzt habe – aber zugleich sehen wir auch, daß kein Wahn so thörricht und kein Irrthum so grob sey, der nicht manche an einander gekettete glückliche Zeitpunkte in dem Leben eines Menschen hervorbringen konnte. – Ich sehe, daß die meisten Menschen nur Sklaven ihrer Umstände, der zufälligen Bildung sind, die sie erhalten haben, – und das fällt mir bey den meisten deutlich auf, daß ihre Glückseligkeit nicht

ihr Werk, sondern das Werck ihrer individuellen Lage – Und da fällt mir dann diese erste Wahrheit auf, daß wenige« ...

Das Schreiben findet sich gedruckt bei L. Urlichs, Briefe an Schiller, 1877 (S. 10ff.); der Schluß fehlt. In einer Fußnote fügt L. Urlichs dem Schreiben folgende Erläuterung hinzu: »Dieses Brieffragment geht von der Forderung der Glückseligkeit aus; wenn man daraus auf die Unterredung mit dem philosophischen Landsmann schließen darf, bewegte sie sich um das Verhältniß der Glückseligkeit zur Vollkommenheit u.s.w.; dieselben Gegenstände, welche zuletzt die in Stuttgart entstandenen Juliusbriefe (Thalia 1786. S. Schr. 4, 31 ff.), namentlich der ältere Aufsatz S. 40ff. behandeln.«^{99a}

Um diese Zeit – und früher – wurde der Grund für Schillers erst sehr viel später veröffentlichte »Philosophische Briefe« gelegt. Er erwähnt diese in einem Schreiben vom 14. April 1783 an seinen Schwager Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald.¹⁰⁰ Es ist aber außerordentlich schwierig, den Plan und die ursprüngliche Konzeption zu datieren. Gedichte, die in den »Juliusbriefen« enthalten sind, wurden bereits in der »Anthologie auf das Jahr 1782« veröffentlicht, d. h., sie bestanden möglicherweise schon im November 1781, als Schiller mit der Zusammenstellung seiner Anthologie begann. In der Nationalausgabe heißt es: »... Dieser Brief an Reinwald deutet also darauf hin, daß Schiller sich mit der Theosophie des Julius im Jahre 1783 intensiv beschäftigt hat; wahrscheinlich hat er sie sogar zu diesem Zeitpunkt niedergeschrieben. Es ist denkbar, daß er schon damals vorher entstandene schriftliche Entwürfe zur Ausarbeitung benutzt hat; zumindest dürfte der Plan zu den »Philosophischen Briefen« bereits in der Karlsschulzeit entstanden sein. Darauf weisen Übereinstimmungen mit der zweiten Karlsschulrede und mit der zweiten medizinischen Dissertation hin. ... Außerdem stammen die in der Theosophie des Julius zitierten Gedichte mit kleinen Änderungen aus der »Anthologie auf das Jahr 1782« –¹⁰¹ diese sind vermutlich schon 1781 geschrieben worden, da Ende 1781 bereits vier Bogen der Anthologie gedruckt vorlagen (vgl. Schillers Brief an Fr. v. Hoven, NA 23,29).«¹⁰²

»... Die Theosophie des Julius, das eigentliche, nach einem verlorenen und dann angeblich wieder aufgefundenen Aufsatz mitgeteilte Kernstück, ist in jedem Falle – sei es faktisch, sei es nur in der Fiktion – eine Spiegelung der Schillerschen Jugendphilosophie. Die Beeinflussung durch Leibniz, Shaftesbury und Ferguson ist wiederholt hervorgehoben worden. Auf das neuplatonische Gedankengut hat besonders Eduard Spranger (Schillers Geistesart ..., Berlin, 1941) hingewiesen. Mit Leibniz sieht es Schiller als die Bestimmung des denkenden Menschen an, zu dem Gebäude des Universums als einem Gedanken Gottes den Plan zu finden, um auf diesem Wege zur menschlichen Vollkommenheit und Glückseligkeit zu gelangen.«¹⁰³

Christmann nimmt in seinem Schreiben vom 27. Oktober 1783 Bezug auf »Compendien«, die man wohl als früher erarbeitete Abhandlungen von philosophischen Spekulationen verstehen muß. Aus dem Text darf gefolgert werden, daß Schiller wußte, auf welche Compendien Christmann hinwies, oder vielmehr, daß er selbst Anteil daran hatte. Christmann beginnt seinen Brief mit einer Analyse der menschlichen Glückseligkeit (Fragment) und stellt eine wöchentliche Übersendung von weiteren philosophischen Abhandlungen in Aussicht. Ähnliche Theorien, wie Christmann sie hier äußerte, haben in der »Theosophie des Julius«¹⁰⁴ ihren Niederschlag gefunden. In der »Vorerinerung« zu den »Philosophischen Briefen« berichtet Schiller, es hätten sich »damals einige Freunde zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausschweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemälde zweier Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln ... und in Form eines Briefwechsels der Welt vorzulegen.«¹⁰⁵ Das ist alles, was wir bisher über Schillers und Christmanns gemeinsame philosophische Überlegungen wissen.

Noch ein letztes Rätsel taucht auf. Im »Württembergischen Taschenbuch auf das Jahr 1806«, das nur in diesem Jahr erschien, finden sich zwei Beiträge Christmanns: ein Trauergesang zum Gedächtnis der »Bundesbrüder«, wie Christmann die verstorbenen Freunde im Text des von ihm vertonten Liedes »Totenfeier« nennt, und eine Abhandlung mit dem Titel »Biographien Württembergischer Künstler«,¹⁰⁶ die im wesentlichen das früheste Verzeichnis der Werke des Bildhauers Johann Heinrich Dannecker bringt (1758–1841) und deshalb, obwohl zeitbedingt unvollständig, für die württembergische Kunstgeschichte von Interesse ist. Bei den genannten Freunden, denen das Gedenken gilt, erstaunen die gänzlich unterschiedlichen, ja auch konträren Persönlichkeiten und Geistesrichtungen. Es sind der Repräsentant der Musik, Johann Rudolf Zumsteeg; die frommen, stillen Pietisten, die Pfarrer Friedrich Karl Fulda und Philipp Matthäus Hahn; Christian Friedrich Daniel Schubart, der Rebell, neben dem gebildeten, aufgeklärten Staatsmann Freiherr Eberhard Friedrich von Gemmingen, einem on dit zufolge Freimaurer. Der Oberhofprediger Storr gehört ebenso zu den »Bundesbrüdern« wie der Tübinger Professor der Philosophie Gottfried Plouquet, ein Mann der Aufklärungsphilosophie; Gotthold Friedrich Stäudlin und der Dichter Gottlob David Hartmann. Genannt wird auch der sich zwischen Gottesglauben und Atheismus aufreißende, aus Ludwigsburg gebürtige Theologe Thomas Winzenmann, dessen innere Zerrissenheit Christmann offenbar besonders rührte. Und natürlich gilt das Gedächtnis vor allem dem kurz zuvor verstorbenen, verehrten Friedrich Schiller, der wahrscheinlich der Anlaß für die »Totenfeier« war.

Seltsamerweise sind anschließend an Christmanns Komposition zwei Gedichte »An Laura« abgedruckt. Die an erster Stelle stehenden, ungleich besseren Verse sind mit »Yorik« unterzeichnet und werden hier wiedergegeben.

»An Laura

Dort in jenen stillen Lauben,
 Wo des Frühlings Zauber strahlt,
 Wo ein Paar entzückter Tauben
 Uns das Glück der Liebe mahlt;

Oder dort am Felsenhange,
 Dem ein heilger Quell entschäumt,
 Wo mein Herz sich los vom Zwange
 In die beßre Vorwelt träumt,

Möcht' ich meine Tage enden
 Frei im Schoose der Natur,
 Götterfreuden müßte spenden
 Mir die kleine Hirtenflur.

Ferne vom Geräusch der Städte
 Wär' ich wie ein König froh,
 Wenn ich nur ein Gärtchen hätte
 Und ein Dach gebaut von Stroh;

Schöner unter meinen Händen
 Blühte mir das Gärtchen auf.
 Und an meiner Hütte Wänden
 Stieg die milde Reb' hinauf.

Laura! dann an deinem Arme
Hätt' ich keine Wünsche mehr,
Längst entflo'h'n dem Neid und Harmen,
Sprich, wer wäre glücklicher?

Yorik.«¹⁰⁷



*Abb. 5: Grabstein von M. Pfarrer Johann Friedrich Christmann.
Vormals in eine Wand an der Chorseite der Heutingsheimer Kirche
eingelassen, heute verschollen.*

Die Frage stellt sich, ob jemand es wagen durfte – und noch dazu kurz nach dem Tod des großen Dichters – Verse mit dem von ihm gelegentlich verwandten Pseudonym »Yorik« zu veröffentlichen, wenn sie nicht von Schiller stammten?¹⁰⁸

Die Künstler-Biographie ist das letzte schriftstellerische Zeugnis Christmanns, das die Verf. vor Abschluß der vorliegenden Arbeit nachweisen konnte. Der Pfarrer scheint sich in den letzten zehn Jahren seines Lebens vorwiegend pädagogischen Aufgaben zugewandt zu haben. Es wurde darüber berichtet. Er verstarb in Heutingsheim am 21. Mai 1817 gegen 5 Uhr nachmittags im Alter von knapp 65 Jahren.¹⁰⁹ Seine Witwe Christiana erhielt die Zahlung des üblichen »Gnadenquartals« und zog dann nach Brüssel zu ihrer verheirateten Tochter Christiane Donner (oder von Dommer). Aus dem Schriftverkehr des Dekanatsamtes Ludwigsburg mit dem Konsistorium in Stuttgart ist zu ersehen, daß ihre Pension nach Brüssel überwiesen wurde. Christiana Christmann, geb. Posselt, verstarb am 9. Dezember 1833 in Brüssel.¹¹⁰ Besteht wohl eine Verbindung zwischen dem Aufenthalt der Witwe in Brüssel und der Tatsache, daß die Bibliothek des dortigen Königlichen Konservatoriums eine Sammlung von wichtigen Veröffentlichungen Christmanns besitzt?¹¹¹ Sein Nachlaß ist verschollen. Der Grabstein des Pfarrers, ein Zeugnis sehr früher Neugotik, war bis zur Restaurierung der Heutingsheimer Kirche in die Chorseite des Gotteshauses eingelassen. Bis vor etwa fünfzig Jahren soll die Inschrift noch lesbar gewesen sein; schon 1972 stellte H. E. Walter fest, daß die Grabplatte völlig verwittert war.¹¹² Heute ist der Epitaph nicht mehr auffindbar.

In einem Nachruf »An das scheidende Jahrhundert«¹¹³ hat Pfarrer Christmann im Jahr 1800 beklagt, daß die Musikgeschichte ein Stiefkind der Forschung sei. Das gilt auch für ihn selbst und sein Werk.

Der Konsulent und Oberamtmann Johann Mader

Johann Mader wurde am 27. November 1745 als ältester Sohn von vierzehn Kindern des damaligen fürstlich-hohenzollernschen Hofrats und späteren Kanzleidirektors Friedrich Carl Mader (1703–1770) und der Sophia Friederike, Tochter des Stuttgarter Ratsverwandten Georg Friedrich Weckherlen, in Hechingen geboren.¹¹⁴ Sein Großvater, Johannes Mader, starb als Stadt- und Amtsvogt von Blaubeuren im Gefängnis des dortigen Rathauses am 2. November 1725.¹¹⁵ Nach Aussage von Friedrich Carl Mader war die Familie von Grävenitz für dieses unglückliche Schicksal verantwortlich.¹¹⁶ Dies bestimmte ihn dazu, nicht in württembergische Dienste zu treten. Selbst als im Jahr 1751 Herzog Karl Eugen dem beschlagenen Juristen zunächst ein favorables Angebot eröffnen ließ, und dann sogar Druck auf Mader ausgeübt wurde, verzichtete dieser auf ein Dienstverhältnis, vor allem im Hinblick auf die Mißwirtschaft im Herzogtum, »... sonderheitlich aber die im Vertrauen erhaltene Nachricht, wie schändlich der Hertzog da und dort betrogen wurde, und daß ohne äusserste Verfolgung niemand wagen durfte, Ihre Durchl. solches zu entdecken ...« gibt Mader als Begründung in seiner Biographie an.¹¹⁷

Vater und Großvater des späteren Heutingsheimer Oberamtmanns waren Juristen. Die Großmutter Mader stammte aus der berühmten Juristenfamilie Harpprecht. Vater Friedrich Carl war mit reichsritterschaftlichen Rechtsfragen bestens vertraut und sowohl mehrere Jahre am Kaiserlichen Hof in Wien, zusammen mit seinem Onkel Stephan Harpprecht von Harpprechtstein, in Angelegenheiten der ritterschaftlichen Korporationen tätig¹¹⁸ als auch, nach 1751, als Syndicus und Kanzleidirektor des Ritterkan-

tons Mittelrhein mit Sitz auf Burg Friedberg i. d. Wetterau. Er verließ das katholische Fürstentum Hohenzollern, weil er die evangelische Erziehung seiner Kinder dort nicht gewährleistet sah, und zwar trotz der günstigen Bedingungen, die man dem besonders geschätzten und zuverlässigen Beamten bot.¹¹⁹ Er muß ein sehr prinzipientreuer Mann gewesen sein. Die Verhältnisse in Friedberg erwiesen sich als unbefriedigend. Von nun an hatte Mader häufig um sein Existenzminimum und noch mehr mit Gicht und Griesgram zu kämpfen. Ob sein Sohn Johann in späteren Jahren auch vom Zipperlein geplagt wurde?

Der familiäre Hintergrund Johann Maders ist ein gänzlich anderer als der von Johann Friedrich Christmann. Eltern und Großeltern des späteren Heutingsheimer Oberamtmanns gehörten zur altwürttembergischen »Ehrbarkeit«, jener Honoratiorenschicht der Theologen-, Beamten- und Schreiberfamilien, die durch einen identischen Bildungsweg über die evangelischen Klosterschulen und das Theologische Stift in Tübingen einen homogenen, evangelisch geprägten stabilen Kern des altwürttembergischen Staatswesens bildeten. Jeder war hier mit jedem verwandt; die Familien hatten häufig, da meist sehr kinderreich, nicht allzuviel zu beißen, doch der Weg nach »oben« stand den Intelligentesten unter den Söhnen des Landes über das Landexamen und Stipendien offen. Nach Schuljahren in Tübingen und im evangelischen Rosenfeld (bei Balingen) durchlief Johann Mader die Klosterschulen Denkendorf (1760) und Maulbronn (1762) und von 1764–1766 das Theologische Stift in Tübingen.¹²⁰ Es folgte das Studium der Rechtswissenschaft in Tübingen und Gießen, mit gelegentlichen Besuchen am Reichskammergericht in Wetzlar und an der Hochschule von Herborn. Danach nahm er wie die meisten mittellosen Akademiker eine Stellung als Hofmeister, später als Sekretär, im Hause der Grafen Solms-Assenheim an (1768–1770). Nach kurzem Aufenthalt in Friedberg und Tübingen brach er zu einer Bildungsreise auf, die ihn zu seinem Onkel Johann Murbach, Geheimrat und Obervogt zu Schaffhausen, führte. Ebenso besuchte er die beiden welt- und kunstvollen Städte Zürich und Winterthur und kam mit einer Reihe von Gelehrten zusammen.¹²¹ Im Herbst 1770 wandte sich der junge Jurist nach Stuttgart und wurde dort Sekretär und Mitarbeiter seines Verwandten, Johann Jacob Moser (1701–1785),¹²² des berühmten Staatswissenschaftlers, Landschaftskonsulenten und Widersachers Herzog Karl Eugens. Ob die Antipathie Friedrich Carl Maders gegenüber Württemberg bei der Wahl des Dienstherrn für den Sohn eine Rolle spielte? Sicherlich hatte der in Reichsritterschaftlichem Recht bewanderte Vater die Weichen für seinen begabten Sohn früh gestellt.

Der fünfundzwanzigjährige junge Mann erhielt von Johann Jacob Moser die Aufgabe übertragen, ihm Material für die Bearbeitung des Reichsritterschaftlichen Rechts zu beschaffen. Die Schwierigkeiten begannen schon damit, daß es schier unmöglich war, die Reichsritterschaft als Stand zu definieren und in die Hierarchie des Reiches einzuordnen, weil ihre Stellung während der Zeit ihrer mehrhundertjährigen Existenz erheblichen Schwankungen unterworfen war. Es gelang der Reichsritterschaft nie, die Reichsstandschaft vollständig zu erwerben. Der Kaiser sah in der ihm direkt unterstellten Ritterschaft ein – wenn auch nicht sehr bedeutendes – Machtmittel gegenüber den großen Landesherren. Er, wie sie, waren an der Erhaltung der Reichsritterschaft interessiert. Sie war im Laufe der Jahrhunderte vom Kaiser mit vielen, sehr unterschiedlichen Privilegien ausgestattet worden, und das machte die Rechtsverhältnisse besonders undurchsichtig. Die unmittelbare freie Reichsritterschaft bestand am Ende des alten Reiches aus drei Ritterkreisen, dem Fränkischen Ritterkreis, gegliedert in sechs Kantone mit ca. 700 Gütern und etwa 200000 Einwohnern, dem Schwäbischen Ritterkreis mit fünf Kantonen, rund 670 Gütern und etwa 160000 Einwohnern und dem Rheinischen Ritterkreis mit drei Kantonen, ca. 360 Gütern und etwa 90000 Einwohn-

nern. Dazu kam noch die Reichsritterschaft im Elsaß, doch diese geriet kurz nach der Französischen Revolution in Existenzschwierigkeiten.

Zu den vielen – nach Meinung der Landesfürsten – ungeklärten Fragen gehörte beispielsweise die Frage der Landeshoheit innerhalb der kleinen Zwergstaaten. Hier entstanden laufend Streitereien, ebenso wie in Fragen des Militär- oder Jagdrechts, der Gerichtsbarkeit, des aktiven und passiven Steuerrechts usw. Die Rechtsverhältnisse in den einzelnen Kantonen differierten erheblich. An verlässlichen juristischen Hilfsbüchern mangelte es allenthalben. Hier Klarheit schaffen zu wollen, war ein zeitraubendes und mühseliges Geschäft.

Das früheste Zeugnis einer publizistischen Tätigkeit Johann Maders sind seine Beiträge zu J. J. Mosers juristischem Sammelwerk »Vermischte Nachrichten von Reichsritterschaftlichen Sachen«, 2 Bände, erschienen 1772 und 1773.¹²³ Moser gibt hier seiner Freude (oder Erleichterung?) darüber Ausdruck, daß sich endlich dieser geschickte und fleißige, bereits durch kleinere Beiträge in den »Vermischten Nachrichten« bekannte »Hr. Secretarius« Mader bereitgefunden habe, an dem umfangreichen staatsrechtlichen Werk mitzuarbeiten. Moser schreibt:

»Es ist das allgemeine Schicksal kleiner, besonders akademischer, Abhandlungen, daß sie sich geschwind vergeifen, und nach der Hand oft vergeblich gesucht werden. Dieser Mangel äussert sich vorzüglich auch in dem Ritterschaftlichen Fach, und hat uns oft den Wunsch abgedrungen, daß ein der Sache gewachsener Mann, durch eine neue Ausgabe der rargewordenen, brauchbaren Schriften von Ritterschaftlichen Angelegenheiten dabey ins Mittel treten und diesen Mangel heben möge, da wir zugleich aus der Erfahrung wissen, wie manche solche Abhandlung schon öfters vergeblich aufgesucht, theils woferne wir so glücklich gewesen, selbige zu erhalten, in ansehnlichen Werth bezahlen müssen. Endlich hat sich jemand gefunden, der diesen bisherigen guten Wunsch in die Wirklichkeit zu bringen entschlossen ist, und den wir unsern Lesern in der Person des sich dem ritterschaftlichen Fach besonders widmenden, aus mehreren in dieser Sammlung aniezo und künftighin vorkommenden Artikeln bereits bekannten Herrn Sekretarius Maders in Stuttgart darstellen. Die Absicht desselben gehet dahin, nach und nach die vor und wider die Ritterschaft herausgekommene, selten gewordene, aber wichtig und brauchbar seyende kleine Abhandlungen unter dem gewählten Titel: *Selecta equestria, sive opuscula iura et statum nobilitatis Imperii Immediatae illustrantia, edita et inedita*, von neuem abdrucken zu lassen. Er wird aber nicht blos in den Schranken des Sammlers bleiben, welches an sich allemal schon bey diesen Umständen Verdienst wäre, sondern die neu herausgebende Schriften mit Anmerkungen begleiten, und darinn theils das Neue, theils die abweichende Meinungen, und was sonst ferner zu bemerken ist, jeder einzelnen Abhandlung nachfolgen lassen.«¹²⁴

Abschließend teilt Moser mit, daß eine stattliche Anzahl noch nicht publizierter, juristischer Abhandlungen hinzugefügt und der erste Band nach seiner Kenntnis bereits zum Druck vorbereitet werde. Das in lateinischer Sprache verfaßte Erstlingswerk des 29jährigen Mader erschien unter seinem Namen in zwei Bänden 1774 und 1775 in Frankfurt und Leipzig. Es war im wesentlichen eine kurze Gesetzessammlung. Nunmehr begann Mader, die vielen Gesetze, Verordnungen und Gerichtsurteile systematisch zu sammeln und veröffentlichte zwischen 1776 und 1790 jährlich einen Band. Moser bemerkt dazu etwa im Jahre 1772, daß der Hr. Secretarius die in den »Vermischten Nachrichten« bereits angekündigte »Sammlung Reichsgerichtlicher Erkenntnisse«¹²⁵ für die Jahrgänge 1718 bis 1733 in »mühsamer Arbeit« fertiggestellt habe. Er hoffe, daß Mader den restlichen Zeitraum von etwa dreißig Jahren mit der »nehmlichen Genauigkeit Und Fleiß« zu einem guten Ende bringe. Moser geht dann kurz auf den Inhalt ein; es handle sich vor allem um Urteile des Reichskammergerichts und des

Reichshofrates und um Rechtsfragen, die die Ritterkorporationen oder einzelne Reichsritter betreffen, soweit sie von allgemeinem Interesse für die Reichsritterschaft sind. Man habe Mader von vielen Seiten Material zugeschickt. Moser bittet um weitere Überlassung von Unterlagen für die Arbeit seines Sekretärs. Als Moser diese Mitteilung bekannt gab,¹²⁶ war Mader erst ein bis zwei Jahre als Mitarbeiter tätig. Er muß täglich ein enormes Arbeitspensum erledigt haben. Auch wenn man davon ausgeht, daß Mader mittellos oder sehr ehrgeizig war, kann man eine derart trockene Materie in diesem Umfang wohl nur bewältigen, wenn man davon besessen ist.

Die »Sammlung Reichsgerichtlicher Erkenntnisse in Ritterschaftlichen Angelegenheiten, mit vollständigem Register über die Personen, Ortschaften und Sachen« erschien in Leipzig und Frankfurt von 1776 bis 1790 in 25 Bänden unter Johann Maders Namen mit dem Zusatz (nach 1777) »Hochfreyherrl. Kniestedtischer Consulent und Oberamtmann«. Mader gab der Reichsritterschaft und allen mit ihr in rechtlichen Fragen befaßten Personen und Instanzen ein handliches und praktisches Nachschlagewerk an die Hand, das Hilfe in dem Dschungel der diversen Rechtsverhältnisse bot. Mader schreibt im Vorbericht zum 25. Band:

»Ich endige diese Sammlung, an welcher ich seit 18 Jahren mit so vielem Fleiß gearbeitet habe als die Berufsgeschäfte [Anm. der Verf.: des Oberamtmannes] erlaubten. Die Absichten mit dieser Arbeit, wie auch mit meinem Reichsritterschaftlichen Magazin, welche Beyträge zu dem bisher un bearbeitet gebliebenen Staatsrecht der Reichsritterschaft liefern sollten, sind nun erreicht, da Herr Stadtschreiber Kerner zu Ludwigsburg¹²⁷ diese Lücke mit Beyfall ausgefüllt hat. An Materialien zu einer wie zur anderen Schrift wird es zwar nie mangeln, ich glaub aber, daß die vorhandenen zum Gebrauch schon zureichen, und daß es ohnnötig sey, den Kosten-Aufwand zu vermehren ... Heutingsheim im Weinmonat 1790.«

Johann Georg Kerner hatte sein Werk am 1. November 1784 »dem Staatsminister, der Herzoglichen Rentkammer Präsidenten sowie auch dem Ritterhauptmann Eberhard von Kniestedt« gewidmet.

Das von Mader in seiner »Vorerinnerung« angesprochene, in 13 Bänden von 1781–1790 in Leipzig und Frankfurt erschienene und in Heutingsheim verfaßte »Reichsritterschaftliche Magazin« wurde durch die Veröffentlichung von Johann Georg Kerners Rechtsbuch vorzeitig beendet – sicherlich eine bittere Enttäuschung für den Oberamtmann, ähnlich der, die Christmann erfuhr, als ihm Ernst Ludwig Gerber mit der Veröffentlichung seines Tonkünstlerlexikons zuvorkam.

Es besteht überhaupt kein Zweifel daran, daß Mader seit seiner Amtsübernahme in Heutingsheim literarisch selbständig gearbeitet hat.¹²⁸ Wie eingangs berichtet, war Maders Werk zu seiner Zeit eine Pioniertat auf einem bis dahin nur ungenügend erforschten Rechtsgebiet. Er behandelt in seinem »Reichsritterschaftlichen Magazin« und in seiner »Sammlung reichsgerichtlicher Erkenntnisse« die im 18. Jh. für die Existenz der Reichsritterschaft wesentlichen Fragen. Seine Rechtsbücher fanden daher weite Verbreitung, nicht nur bei den ritterschaftlichen Korporationen in Schwaben, Franken und am Rhein und in den einzelnen Herrschaften, sondern natürlich gleichfalls bei sämtlichen Reichsständen, deren Juristen und richterlichen Instanzen. Mader widerfuhr das Pech, daß er für einen Reichsstand¹²⁹ schrieb, der kurze Zeit später durch die Mediatisierung aus dem Staatsgefüge und aus dem Geschichtsbewußtsein gänzlich verschwand. Durch den im Jahre 1806 zwischen Napoleon und den deutschen Landesfürsten geschlossenen Rheinbund kam es zur Auflösung des alten Römischen Reiches Deutscher Nation: Vor allem Baden, Bayern und Württemberg erhielten das Recht, alle in ihre Gebiete eingesprengten Reichsritterschaften ihrer Souveränität zu unterstellen, sie zu mediatisieren. Mader verlor seine Stellung als Beamter, und seine juristischen Werke

verloren ihre Aktualität. Es dauerte allerdings noch bis in das 20. Jh., bis sämtliche, die Reichsritterschaft betreffenden rechtlichen Fragen eine Lösung fanden. Der hohe Rang, den die Fachwelt Mader zubilligt, wird aus den rechtshistorischen Büchern von D. Hellstern¹³⁰ und W. von Stetten¹³¹ deutlich. Auf diesem reichsritterschaftlichen Spezialgebiet steht Johann Mader Johann Jacob Moser nicht nach.

Während Mader an seinen juristischen Werken arbeitete, fand eine einschneidende Veränderung in seinem Leben statt: Am 1. Juni 1774 ernannte Eberhard von Kniestedt ihn zu seinem Sekretär mit Amtssitz in Stuttgart. Als Herzog Karl Eugen 1775 und 1777 Eberhard von Kniestedt in seine hohen Ämter zurückberufen hatte, benötigte dieser einen zuverlässigen Mann in Heutingsheim, denn seine häufige Anwesenheit in Stuttgart war unverzichtbar. Obwohl Mader sicherlich nicht viel Ahnung von der Verwaltung landwirtschaftlicher Güter besaß, sah Kniestedt in ihm den Mann seines Vertrauens. Johann Mader wurde unter dem 27. August 1776 von den drei Brüdern Eberhard, Friedrich und Christian Wilhelm als Konsulent und Oberamtmann mit Amtssitz Heutingsheim eingestellt.

Daß er ein ausgezeichneter, gewissenhafter Beamter war, bezeugen die äußerst sorgfältig geführten Akten. Er fand mehrere blühende Gutsbetriebe vor. Seine Entlohnung wuchs mit der Zeit zu einem stattlichen Gehalt. Die Beschreibung seiner Tätigkeit als Verwalter des Kniestedtschen Besitzes ist nicht Gegenstand der vorliegenden Untersuchung. Mader wurde das etwa 1713 errichtete Amtshaus in Heutingsheim als Wohnung zugewiesen. Durch einen stattlichen Rundbogen führte der Weg von der Straße in das einstöckige »Regierungsgebäude« mit Registratur, Amts- und Gerichtsstube¹³² und den privaten Gemächern. Schreiber und Dienstboten wohnten in der Mansarde unter dem hohen Dach. Während einer grundlegenden Instandsetzung des Hauses im Jahre 1985/86¹³³ wurde die ursprüngliche Raumeinteilung wiederhergestellt und dabei einige der alten Aktenschränke (unter dicken Putzschichten) freigelegt. Im Raum links vom Hauseingang kamen Teile der Rückwände von alten Bücherschränken ans Licht, die einst die berühmte Bibliothek des Oberamtmanns enthielten. Leider waren die Holzreste nicht mehr zu restaurieren. In einem kleinen Salon trat reizender, sehr feiner Rokostuck am Plafond zutage. Im Nebenraum gibt ein seltsames, vegetabil wirkendes Doppelkreuz im Stuckspiegel Rätsel auf. Es ist nicht zu verkennen, daß durch das Kreuz eine Aussage gemacht werden sollte. Zu irgendeinem Zeitpunkt war das Dach mit fein glasierten grünen Ziegeln¹³⁴ gedeckt worden, vielleicht schon zur Zeit eines Vorgängerbaus, dessen Reste sich noch in einigen Mauern befinden. Das Amtshaus steht heute noch so, wie es Mader vor reichlich zweihundert Jahren vorfand. Der idyllische Garten mit seiner historischen Laube hat die Ruhe vergangener Zeiten innerhalb seiner Mauern bewahrt. Der Oberamtmann bezog also einen beinahe elegant ausgestatteten Amtssitz. Das Haus lud zu geselligem Leben ein, so wie wir das bei Hoven beschrieben fanden.

Mader schloß wohl bald nach seiner Amtsübernahme die Ehe mit Christiana Louisa Dannenberger, geb. am 5. August 1748 in Musberg (heute Leinfeld-Echterdingen),¹³⁵ Tochter des dortigen Pfarrers M. Johann Ludwig Dannenberger¹³⁶ und der Elisabeth Ulrica, geb. Obrecht. Der Großvater Ludwig Dannenberger war Kaufmann in Tübingen, später in Ludwigsburg. Bemerkenswert war der Bruder des Vaters, Johann Heinrich Dannenberger (1728–1783), ein zunächst in Venedig ansässiger Kaufmann und Leiter der dortigen Preußischen Handelskammer, seit 1774 Kaufmännischer Direktor der Ludwigsburger Porzellanfabrik, 1778 Professor der Handelskunde an der Hohen Karlsschule.

Eine »tüchtige Nichte« führte den Haushalt ihres Onkels Johann Heinrich Dannenberger, der etwa seit 1770 oder 1771 ohne seine Frau Elisabeth Margarete, geb. Mar-

tens, in Ludwigsburg lebte. Die Vermutung liegt nahe, daß diese tüchtige Nichte eine der beiden Töchter des Musberger Pfarrers war, und daß Johann Mader seine Christiana Louisa im Hause des weitgereisten und klugen Dannenberger in Ludwigsburg kennenlernte. Nachkommen aus ihrer Ehe sind nicht nachweisbar.

Der hier bereits eingangs wiedergegebene Bericht Friedrich Wilhelm von Hovens über das liebenswerte, gebildete Ehepaar Mader wird bestätigt durch den nachfolgenden Ausschnitt aus den Erinnerungen Eduard von Zellers, dem Sohn des Kniestedtschen Oberamtmanns Johann Heinrich Zeller (1772–1837). Der Professor der Theologie und Philosophie, Mitglied wissenschaftlicher Akademien in Berlin, Wien, München, Rom und Paris, Träger des Ordens Pour le mérite, schreibt über die Jugendzeit seines Vaters Amtmann Johann Heinrich Zeller:

»Zur größten Überraschung seines Prinzipals machte der in württembergischen Beamtenkreisen sehr angesehene Landschaftskonsulent Mader, der zugleich im Dienste des Geheimrats v. Kniestedt in Stuttgart stand und von dessen zwei Besitzungen Heutingsheim in seiner unmittelbaren Verwaltung, Kleinbottwar unter seiner Oberaufsicht hatte, ihm (Johann Heinrich Zeller) etwa 1790 oder 91 den Antrag, erst probeweise und nach gutem Erfolg definitiv als Gehilfe bei ihm in Heutingsheim einzutreten. ... Sein neuer Prinzipal und dessen Gattin waren humane und gebildete Leute, denen das Wohl ihres jungen Hausgenossen aufrichtig am Herzen lag. Bei ihnen fand er immer freundliche Ansprache und guten Rat, und er ist ihnen dafür zeitlebens dankbar geblieben. Auch an Gelegenheit, sich durch passende Lektüre fortzubilden und Lücken seines Jugendunterrichts auszufüllen, fehlte es dem wißbegierigen jungen Manne nicht. ... In einzelne kleine Eigenheiten seines Vorgesetzten lernte mein Vater sich um so leichter finden, da er in allen wichtigeren Dingen so viel an ihm hatte. Nur eine machte auf ihn einen so abschreckenden Eindruck ... Mader war als leidenschaftlicher Raucher geradezu zum Sklaven seiner Pfeife geworden. Jeden Morgen hatte ihm der Bediente zwölf Pfeifen gestopft ans Bett zu bringen, und vor Schlafengehen mußte dieses ganze Pensum absolviert sein. Wenn er in Geschäften bei seinem Herrn, dem Minister v. Kniestedt, in Stuttgart war, der das Rauchen nicht leiden konnte, zog er sich nach Tisch in die abgelegensten Räume, selbst den Taubenschlag, zurück, um sich den Genuß einer Pfeife zu gönnen.«¹³⁷

Mader hatte noch eine andere Leidenschaft, die hier schon erwähnt wurde: das Sammeln von Raupen und Schmetterlingen. Im Jahr 1777 erschien ein »Raupenkalendar, oder Verzeichnis aller Monate, in welchen die von Rösel und Kleemann beschriebene und abgebildete Raupen nebst ihrem Futter zu finden sind. – Denen Liebhabern gewidmet von Johann Mader Hochfreyherrlich von Kniestedtschen Consulente und Oberamtmann. Herausgegeben von C.F.C. Kleemann.«¹³⁸

August Johann Rösel von Rosenhof hatte in den Jahren 1746–1755 drei Teile eines beliebten Werkes verfaßt, »Monatlich herausgegebene Insektenbelustigungen«, eine wahre Fundgrube für Entomologen. Heute ist es wegen seiner naturgetreuen, künstlerisch vollendeten Abbildungen ein hochgeschätztes Sammelobjekt. Der vierte Teil wurde nach dem Tod des Verfassers von seinem Schwiegersohn Christian Friedrich Carl Kleemann, einem ebenfalls begabten Miniaturenmaler, im Jahr 1761 herausgegeben. Eben jenem Kleemann aus Nürnberg, der nun, zusammen mit Mader, den Raupenkalendar in Taschenbuchformat veröffentlichte, damit jeder Sammler das Nachschlagewerk auf Spaziergängen bei sich führen könne. Das Buch wurde ein so großer Erfolg, daß es dreimal eine Neuauflage erfuhr. Für uns ist heute nicht nur die Vielfalt der damals vorhandenen Schmetterlingsarten interessant, sondern auch die Aufzählungen der Pflanzen und Bäume, die ihnen zum Futter dienen.

Daß Mader trotz seiner verschiedenen Nebentätigkeiten der Familie von Kniestedt

ein aufopferungsbereiter Untergebener war, deutet das Testament des 1792 verstorbenen Ortsherrn Christian Wilhelm von Kniestedt an. Er hinterläßt Mader ein ansehnliches Legat mit den Worten: »... der uns viele treue Dienste redlich erzeigt hat, und dem ich wegen seines uninteressierten [Anm. d. Verf.: bescheidenen] Wesens, nichts habe vergelten können.«

Friedrich Schillers Besuch bei Oberamtmann Mader

Kurz vor der Geburt seines ersten Sohnes Karl nahm Schiller mit seiner Frau Charlotte, geb. von Lengefeld (1766–1826), Wohnung in Ludwigsburg. Er wagte noch nicht, in die Hauptstadt Stuttgart zurückzukehren und wohnte vom 8. September 1793 bis etwa 15. März 1794 im Hause Wilhelmstraße Nr. 17.

Am 14. September kam nach einer sehr schweren Geburt sein Sohn Karl unter dem Beistand des Arztes und Jugendfreundes Friedrich Wilhelm von Hoven zur Welt. Wenige Tage später erfolgte die Taufe. Wohl kurz danach brachen Schiller und Hoven zu einer Wanderung nach Heutingsheim auf, um auf Vorschlag Hovens aus der bekannten Sammlung des Oberamtmanns Bücher zu entleihen, die der Dichter für seine schriftstellerische Arbeit benötigte. Obgleich die herzogliche Bibliothek in Stuttgart unter dem Bücherfreund Herzog Karl Eugen zu einer der ersten Büchersammlungen Deutschlands herangewachsen war, mag der Dichter gezögert haben, den Fuß über diese Schwelle zu setzen. Die Wanderung nach Heutingsheim läßt sich auf die letzten September- oder die ersten Oktobertage datieren.¹³⁹ Es muß einer jener schönen, klaren Herbsttage gewesen sein, wie sie für unsere Weinbaugegend typisch sind, wo mittags



Abb. 6: Das ehemalige Heutingsheimer Amtshaus, heute Schloßstraße 19. Um 1713 von den Freiherren von Kniestedt errichtet

die Sonne heiß und golden vom tiefblauen Himmel brennt, die Luft des späten Nachmittags jedoch schon eine gewisse Kühle, ja winterliche Schärfe enthält. Der Besuch in Heutingsheim wurde zum Schicksalstag für den Dichter.

Da war er nun – das Antlitz gereift und bedeutend –, so wie ihn der Bildhauer Johann Heinrich Dannecker wenige Wochen später für immer in seiner genialen Büste dargestellt hat. Sicherlich trat man dem großen Dichter ehrerbietig und freudig unter dem schönen barocken Rundbogen des Eingangstores entgegen und bat ihn in den Salon mit dem eleganten Stuckplafond. Friedrich Wilhelm von Hoven erinnert sich so:

»... Nur ein einziges Mal, an einem besonders schönen Tage, machten wir einen weiten Spaziergang zu meinem Freund, dem Konsulenten Mader in Heutingsheim, eine Stunde von Ludwigsburg. Der Weg dahin führt durch einen schönen herzoglichen Park, und wir kamen sehr gut in Heutingsheim an. Die Hauptursache, warum Schiller Lust zu diesem Spaziergang hatte, war, weil er einige historische Schriften zu haben wünschte, von denen ich wußte, daß sie sich in Maders Bibliothek befänden. Schiller durchsah die Bibliothek mit Vergnügen und fand alle die Werke, die er gewünscht hatte, und noch mehrere. Aber er verweilte sich zu lange dabei; die Sonne nahete sich ihrem Untergang, es fing an kühl zu werden, Schiller fühlte das, und wir begaben uns ungesäumt auf den Rückweg. Aber als wir in den Wald [das Favoritewaldchen] gekommen waren, bekam Schiller einen solchen Anfall von Brustkrampf, daß, weil ich niemand zu Hilfe rufen konnte, mir angst und bange war, wie ich ihn nach Hause bringen sollte. Wir hatten noch eine kleine halbe Stunde nach Ludwigsburg, und er konnte vor Beklemmung kaum gehen. Doch die Not gab mir Kraft, ihn mehr tragend als führend, brachte ich ihn endlich nach Hause.«¹⁴⁰

Eines der Bücher, die sich der Dichter von Mader entliehen hatte, läßt sich mehrfach in Schillers Briefwechsel nachweisen. Es war ein Werk des damals in Deutschland bekannten und von Schiller und Hoven seit den Tagen des gemeinsamen Besuchs der Karlsschule bewunderten, aus Breslau stammenden Philosophen Christian Garve (1742–1798) »Versuche über verschiedene Gegenstände aus Moral, Litteratur und dem gesellschaftl. Leben«.¹⁴¹ Schiller entlieh den 1792 in Breslau erschienenen ersten Band. Maders Bibliothek war offensichtlich auf dem neuesten Stand. Der Einfluß dieses Werkes auf Schillers ästhetische Schriften ist gut zu verfolgen. Schiller weist z. B. in seinem Aufsatz »Über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen« ausdrücklich auf diesen ersten Band hin und spricht von »einer Schrift, von der ich voraussetzen darf, daß sie in jedermanns Händen seyn werde«.¹⁴²

Die Wirkung der Garveschen Philosophie¹⁴³ auf Schiller wurde erst etwa in den Jahren 1790–1794 durch den allmählich wachsenden Einfluß des Philosophen Immanuel Kant verdrängt. Das von Johann Mader entliehene Werk Christian Garves hat Schiller anscheinend später verloren. Jedenfalls besorgte der Vater, Kaspar Schiller, auf Wunsch seines Sohnes, in Stuttgart Ersatz und ließ das Buch beim Ludwigsburger Buchbinder Samuel Gottlob Nast (1739–1820) binden, »der vermutlich H. Mader seine Bücher einbindet«.¹⁴⁴ Hoven erwähnt in seiner Darstellung des Besuchs im Hause Maders, daß Schiller »historische Schriften« suchte und unter den Büchern reichlich Material fand. Es ist denkbar, daß es sich dabei um Literatur über den Dreißigjährigen Krieg handelte, denn während seines Aufenthaltes in Ludwigsburg setzte er seine Vorarbeiten zum »Wallenstein« fort. Welche Werke der Dichter dafür heranzog, geht aus einer veröffentlichten Aufstellung hervor.¹⁴⁵ Manche Zusammenhänge und Hintergründe des Dreißigjährigen Krieges waren der Geschichtsforschung des 18. Jh. unbekannt. Wie neueste historische Untersuchungen bestätigen, erfaßte der Dichter diese intuitiv.

Wir sind durch Schillers Briefwechsel und auf Grund einer aus schriftlichen Quellen

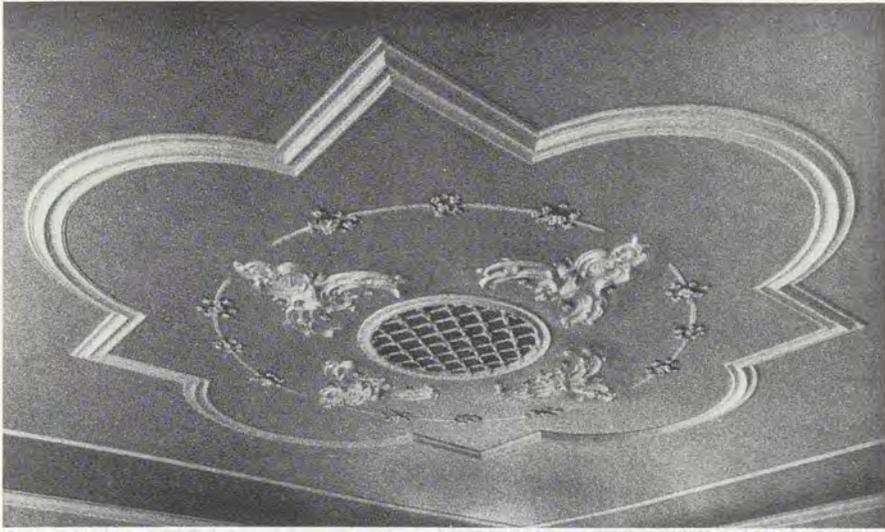


Abb. 7: Heutingsheimer Amtshaus. Plafond mit Stuck aus der Rokokozeit nach der Renovierung von 1986

genauestens zusammengestellten Chronologie von Bernhard Zeller,¹⁴⁶ dem vormaligen Direktor des Deutschen Literaturarchivs in Marbach am Neckar, über Schillers dichterische Arbeiten und seinen wechselnden Gesundheitszustand während seines Ludwigsburger Aufenthaltes unterrichtet und wissen daher, daß in den ersten Oktobertagen eine deutliche Verschlechterung seines Befindens eintrat, d. h. im Anschluß an die oben erwähnte Wanderung. Die ganze Tragik, die an diesem Tag über den großen Dichter hereinbrach, wird deutlich, wenn man sich erinnert, daß sich nach beinahe tödlich verlaufener Krankheit im Jahre 1791 – als er bereits totgesagt worden war – zum ersten Mal ein fürstlicher Gönner für Schiller fand, der ihm durch die Gewährung einer Rente größere Rücksichtnahme auf seine Gesundheit und ein von finanziellen Sorgen befreites Leben gestattete. Die daraufhin eintretende Besserung seiner Gesundheit ließ in Schiller zaghafte Hoffnung auf Genesung von seinem Lungenleiden aufkeimen. Seit seiner Flucht aus Stuttgart war Schillers Leben ein ständiger Kampf um das Existenzminimum gewesen. Dieser Mann, dessen Worte die Welt nicht vergessen wird, solange es die deutsche Sprache gibt, rang seine unsterblichen Werke unter unsäglichen Anstrengungen und durch beispiellose Disziplin seinem kranken Körper ab. Das entscheidende fürstliche Glücksgeschenk kam aus der Hand des dänischen Erbprinzen Christian Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg (1765–1814) und seines Ministers, Graf Schimmelmann. Niemals war eine Rente besser angewandt als diese, die dem todkranken Dichter Pflege und Unabhängigkeit seines Lebens und Schaffens für vier Jahre sicherte. Die herzogliche Großmut ermöglichte ihm die Reise in die Heimat.

Während seines Aufenthaltes in Ludwigsburg arbeitete Schiller seit Oktober 1793 an einer philosophischen Abhandlung »Über die ästhetische Erziehung des Menschen«. Die in Briefform verfaßte Arbeit war als Zeichen seiner Dankbarkeit an den Herzog von Augustenburg gerichtet. Durch den schweren Blutsturz im Favoritewald erwies sich die vermeintliche Wiederherstellung seiner Gesundheit als Täuschung. Kurz darauf schrieb er seinem Freunde Dannecker, daß er nicht mehr lange leben werde und bat ihn

deshalb, seine Büste zu modellieren. Immer wieder findet sich in seinen Gesprächen und Briefen der angstvolle Satz: »... Wenn ich das fünfzigste Jahr noch erreichen kann.« Er erlebte den einundfünfzigsten Geburtstag nicht mehr, doch knapp zwölf Jahre verblieben ihm für den Aufstieg zum Gipfel höchster Meisterschaft. –

Der Besuch Friedrich Schillers im Heutingsheimer Amtshaus bedeutet wohl auch einen Höhepunkt im Leben Maders. Die – außerhalb der juristischen – spärliche Quellenliteratur zu Johann Mader läßt zwar erkennen, daß er neben seinen rechtswissenschaftlichen Kenntnissen weitgespannte Interessen besessen haben muß; Näheres wissen wir jedoch nicht. Friedrich Schiller hätte wohl kaum reichlich Material für seine historischen und philosophischen Schriften in der Heutingsheimer Bibliothek vorgefunden und wäre nicht über die Zeit hinaus zu Gast im Amtshaus geblieben, wenn Mader nicht ein gebildeter Mann gewesen wäre. Zeller und auch Hoven belegen mit kurzen Andeutungen in ihren Lebenserinnerungen die gelehrte Seite des Mannes. Durch den eingangs angesprochenen Bildungsweg über die evangelischen Klosterschulen, das Studium im Theologischen Stift und an der Universität Tübingen hatte Mader, wie alle anderen Absolventen zu jener Zeit, eine fundierte klassische Bildung erhalten, und insofern ist er, wie auch Christmann, ein typischer Vertreter der bürgerlichen Geisteswelt seiner Zeit, möglicherweise mit einer fast universalen Bildung.

Nach 1790 ist keine schriftstellerische Tätigkeit Maders mehr bezeugt, die das geistige Leben befruchtet haben könnte. Johann und Christiana Mader verließen Heutingsheim etwa um das Jahr 1810 und nahmen in Ludwigsburg Wohnung, versorgt mit einer stattlichen Rente des Freiherrn Karl von Kniestedt. Johann Mader verstarb am 11. Januar 1815.¹⁴⁷ Seine Witwe Christiana Louisa folgte ihrem Ehemann am 8. April 1819 im Tode nach; sie starb an Entkräftung.¹⁴⁸

Zusammenfassung

Wenn man bedenkt, daß in Heutingsheim, einem Dorf von damals etwa 450 Einwohnern, neben zwei bürgerlichen Bibliotheken noch die umfangreiche Büchersammlung des Ortsherrn von Kniestedt vorhanden gewesen war, die im Gegensatz zu den beiden erstgenannten erhalten blieb, so ist das eine ganz beachtliche Relation zwischen Bevölkerungszahl und Wissenskonzentration. Die geistige Wirkung, die von diesem kleinen Dorf ausging, war für eine Ortschaft dieser Größe ungewöhnlich.

Pfarrer Christmanns Kompositionen wurden in vierzehn Verlagen des In- und Auslandes veröffentlicht. Seine Publikationen in den musikalischen Fachzeitschriften, kompositorischen und literarischen Inhalts, erreichten zwischen 1782 und 1791 einen großen Teil des deutschsprachigen Raums, denn sie waren durch sämtliche Poststellen und in allen angesehenen Buchhandlungen zu beziehen, und auch in Wien konnten die Veröffentlichungen des Hauses Bossler bestellt werden. Als Mitarbeiter der als wissenschaftlichem Fachorgan noch heute hoch geschätzten Leipziger »Allgemeinen Musikalischen Zeitung« schrieb Christmann zwischen 1798 und 1802 für die gesamte deutsche Musikwelt und präsentierte Wissenswertes aus seiner geliebten Heimat. Über die Verbreitung der Bücher wissen wir nur, daß sein in Leipzig und Winterthur erschienenes Erstlingswerk »Unterhaltungen bey dem Clavier«, nach heutigen musikkritischen Maßstäben zwar eine Sammlung bedeutungsloser Kompositionen, weite Verbreitung gefunden haben soll, und daß sein Erfolgswerk, das »Elementarbuch der Tonkunst«, zu seinen Lebzeiten als »klassisches« pädagogisches Werk bezeichnet wurde. Die anderen Buchpublikationen dürften nur eine begrenzte Leserschaft in der engeren Heimat angesprochen haben.

Auch Mader erreichte mit seinen staatsrechtlichen Werken ein breites Publikum im ganzen Reich. Er bot nicht nur den ritterschaftlichen Korporationen und ihren reichlich 1700 reichsunmittelbaren Territorien Rechtshilfe, sondern auch den kaiserlichen und landesfürstlichen Juristen und gerichtlichen Instanzen sowie allen Personen, die rechtliche Differenzen mit der Reichsritterschaft zu regeln hatten. Der Heutingsheimer Oberamtmann hat für die reichsritterschaftliche Literatur eine herausragende Bedeutung, weil er die im 18. Jh. für die Existenz der Ritterschaft wesentlichen Fragen behandelte. Mader leistete einen beachtlichen Beitrag zur Rechtssicherheit und zum Rechtsfrieden. Die Tatsache, daß er für Johann Jacob Moser einen Großteil der Unterlagen beschaffte, und wohl auch bearbeitete, die dieser dann in seinem Opus »Neues Teutsches Staatsrecht«, 20 Teile, 1766–1782, verwertete, einem Meilenstein in der deutschen Rechtsgeschichte, unterstreicht Maders juristische und organisatorische Fähigkeiten über das ritterschaftliche Spezialgebiet hinaus. Auch für einige Ortschaften im heutigen Landkreis Ludwigsburg enthalten Maders Werke Wissenswertes.

Unglücklicherweise bearbeitete der Heutingsheimer Amtmann ein Gebiet des deutschen Staatsrechts, das durch die politische Entwicklung bald seine Aktualität verlor, als die vielen hundert reichsunmittelbaren geistlichen und weltlichen Herrschaften auf einen Schlag aus dem deutschen Staatsgefüge und sehr rasch aus dem allgemeinen Geschichtsbewußtsein verschwanden. Zur Geschichte der Reichsritterschaft ist relativ wenig publiziert worden. Die nutznießenden neuen Landesherren hatten wohl auch kein besonderes Interesse daran, die Erinnerung an die alten Herrschaftsverhältnisse wachzuhalten; denn schlechter verwaltet oder gar gelebt hatte man, wenn die natürlichen Bedingungen in den Kleinstaaten nicht allzu ungünstig und der Reichsritter ein humaner Herr war, in der Regel durchaus nicht. Alois Seiler stellt dies in seiner Untersuchung »Freiberg – Wurzeln einer jungen Stadt«¹⁴⁹ für die drei Orte Beihingen, Geisingen und Heutingsheim fest.

Kaum berührt wurde hier – da nicht zum Thema gehörend – die dreimalige Amtszeit Eberhard von Kniestedts als Finanzminister des Herzogtums Württemberg. Es darf nur kurz darauf verwiesen werden, daß auch durch diesen »Heutingsheimer« wichtige politisch-praktische Impulse ausgingen. Es steht wohl außer Zweifel, daß der ritterschaftliche Orts- und Patronatsherr einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die geistige und kulturelle Entwicklung seines Dorfes nehmen konnte, beispielsweise durch die Wahl kompetenter Beamter (Pfarrer, Lehrer, Provisor), durch die Förderung des Schulwesens und die Unterstützung begabter junger Menschen. Die Familie von Kniestedt hat hier Vorbildliches geleistet. Zu Eberhard von Kniestedts und Johann Maders Zeit existierten bereits kleinere Stiftungen für Bedürftige und begabte, aber mittellose Ortsansässige. Ein Versuch zur Einführung einer Art »Sozialversicherung« im Jahre 1802 stieß anfänglich auf Mißtrauen bei der Bevölkerung. Sicherlich fielen die Beitragszahlungen, auch wenn sie nur einige Kreuzer betrug, den dörflichen Bewohnern schwer.¹⁵⁰ Vor allem aber ist hier die große Kniestedtsche Hauptstiftung zur Zeit der bittersten Not im Jahr 1815 mit einem ganz außergewöhnlich hohen Startkapital von 50000 Gulden zu nennen, die auf Anweisung Karl von Kniestedts u. a. sowohl für Bedürftige als auch für Stipendien und zum Bau oder zur Modernisierung »deutscher« (im Gegensatz zu »lateinischen«) Schulhäuser Anwendung finden sollte. An erster Stelle waren die Benefizien den Einwohnern der drei Kniestedtschen Orte Kleinbottwar, Heutingsheim und Rübgarten zgedacht, sollten aber darüber hinaus in den umliegenden Oberämtern und in ganz Deutschland vergeben werden können.¹⁵¹ Anscheinend lag Karl von Kniestedt neben menschlicher Hilfe eine Verbesserung des Bildungswesens am Herzen. In seinem Auftrag übernahm der bereits erwähnte Rentamtmann Heinrich Zeller im Jahr 1815 die Aufstellung der Statuten und die Verwaltung des

Kapitals. Zeller traf guten Glaubens finanzielle Dispositionen bis zum Ende des 20. Jhs. Die Stiftung überstand jedoch die Währungsreform von 1948 nicht. Sie wurde zuletzt vom Ludwigsburger Landratsamt verwaltet.

Überlegungen zu einer derartigen Stiftung wurden schon im 18. Jh. von Eberhard von Kniestedt und Johann Mader angestellt. Sowohl die früheren Pläne als auch die Betonung, die bei der 1815 endgültig erfolgten Errichtung des Fonds auf Bildung gelegt wurde, macht die Stiftung für die vorliegende Darstellung interessant. Durch sie wurde mindestens dem einen oder anderen jungen Menschen aus den dörflichen Bevölkerungsschichten der Weg zur Teilnahme an Bildung und Fortschritt eröffnet.

Anhang

Chronologisches Verzeichnis der von J. Fr. Christmann herausgegebenen selbständigen Buchveröffentlichungen

Ueber kirchliche Neuerungen; eine Predigt vor der Einführung des N. Gesangbuchs gehalten, und zur Belehrung schwacher Christen in öffentl. Druck gegeben, Tübingen, 1794

Rede am Grabe weiland Sr. Hochfreyherrlichen Excellenz des Herrn Staatsministers Eberhard von Kniestedts, nebst einer Skizze seines Lebens, Ludwigsburg, 1794

Der Christ im Kerker, oder religiöse Betrachtungen und Gebete für Gefangene und zum Tode verurtheilte Missethäter, Stuttgart, 1794

Ueber Würtembergs Staatsverfassung, Regentenwürde und Bürgerpflicht, eine Huldigungspredigt, Ludwigsburg, 1798

Anleitung zur Rechtschreibung gleichlautender Woerter in kurzen Beyspielen, 2 Hefte, Ludwigsburg, 1801. Das 2. Heft stammt nicht von J. Fr. Christmann.

Versuch in moralischen Betrachtungen für Regenten und andere fürstliche Personen jeder Religion, (Verlagsort?), 1804, »gedruckt auf eigene Kosten«. (Weder bei J. J. Gradmann, S. 80 ff. noch bei Hamberger/Meusel verzeichnet.)

Chronologisches Verzeichnis der von J. Fr. Christmann herausgegebenen Liedersammlungen und Separatausgaben von Kompositionen

Vaterlandslieder für Würtemberger und andere biedere Schwaben, gesammelt und in Musik gesetzt, Stuttgart, 1795

Oden und Lieder, Leipzig, 1798

Separatausgaben von M. J. Fr. Christmanns Kompositionen

Bei H. Ph. Bossler in Speyer und Darmstadt erschienen:

Das Andenken des Erlösers in der Charwoche, 1782

Auf den Tod einer Wachtel, 1783

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre, 1788

Der Tanzbär, 1789

Rosen auf das Klavier meiner Minna, 1790

Kantate zur Erhebung Leopolds zum Kaiser, 1790 (Musik von J. R. Zumsteeg, Text von J. Fr. Christmann)

Rondo per il Clavicembalo, 1791

Die Bataille, 1796(?)

Andere Verlagsorte:

An die Freude, Vertonung nach Friedrich Schiller (Verlagsort ?), 1795
Die Braut von Korinth, Leipzig, 1799
Tyroler sind immer so lustig und froh, Offenbach, 1800
Arion, eine Romanze von Schlegel, Augsburg, 1801
Ah! Vous dirai-je Maman, Offenbach, 1801
Recueil de 12 Marches, Offenbach (Jahr ?)
Die Kinder im Walde, Leipzig (Jahr ?)

Vollständige Sammlung theils ganz neu komponierter, theils verbesserter vierstimmiger Choralmelodien, für das neue Wirtembergische Landgesangbuch. Zum Orgelspielen und Vorsingen in allen vaterländischen Kirchen und Schulen ausschließend gnädigst verordnet. Nebst einer zweckmäßigen Einleitung; in zehn Rubriken eingetheiltem Register und einem mit diesem Werke eng verbundenen Anhang, herausgegeben von Christmann und Knecht. Mit einem landesherrlichen gnädigst ertheiltem Privilegio. Stuttgart, 1799

Chronologisches Verzeichnis der Schriften Johann Maders

Selecta equestria s. Opuscula, Jura Et Statum Nobilitatis Imperii Immediatae In Suevia, Franconia Et Ad Rhenum Illustrantia, Edita Et Inedita, cum Animadversionibus Editoris. Frankfurt und Leipzig, Bd. 1, 1774, Bd. 2, 1775
Sammlung Reichsgerichtlicher Erkenntnisse in Reichsritterschaftlichen Angelegenheiten. Frankfurt und Leipzig, 1.–25. Bd., 1776–1790
Reichsritterschaftliches Magazin, Frankfurt und Leipzig, 1.–13. Bd., 1781–1790
Raupenkalender, oder Verzeichnis aller Monate, in welchen die von Rösel und Kleemann beschriebene und abgebildete Raupen nebst ihrem Futter zu finden sind. Nürnberg, 1777. Zweite Aufl. ebend. 1785. Dritte Auflage (?)
Johann Mader war Mitarbeiter an Johann Jacob Mosers Werk, Vermischte Nachrichten von Reichsritterschaftlichen Sachen, Bd. 1, 1772, Bd. 2, 1773

Nach J.-J. Gradmann, Das Gelehrte Schwaben, 1802, S. 347, soll Johann Mader der Verfasser der Nachricht »Von dem Leben und den Schriften des Freyh. R. J. von Wisberg« sein. In: Journal von und für Deutschland, 1785, S. 529ff. Der Verfasser ist ein J. L. Fr. Mader, Stadtsekretär in Dassel. Im Stadtarchiv Dassel waren lediglich einige seiner Unterschriften unter einigen Ratsprotokollen zu ermitteln. Der Verfasser ist nicht identisch mit dem Heutingsheimer Konsulenten und Oberamtmann.

Anmerkungen

- ¹ G. R. Wager, Katalog einer wertvollen Bibliothek von Musikbüchern des XV. bis XVIII. Jahrhunderts. Versteigerung, Leipzig, 1913. Musikbücher aus der Sammlung Wager-Gießen, Leipzig, 1914.
- ² H. Schneider, Der Musikverleger Heinrich Philipp Bossler, 1744–1812, mit bibliographischen Übersichten und einem Anhang: Marianne Kirchgessner und Bossler, 1985, S. 159. Zit.: H. Schneider, Bossler. Und vgl. besonders Christmanns Vertonung der Fabel von Johann Fürchtegott Gellert, »Der Tanzbär«, erschienen in den Notenblättern zur musikalischen Realzeitung, 1789, S. 121ff., und als Separatdruck bei Bossler, 1789. Mit »Zx« unterzeichnet. In

der gedruckten Anzeige »Eigene Verlagsmusikalien des Rath Bosslers zu Speier« vom Anfang des Jahres 1790, S. 10, ist hingegen »Christmann J. Fr.« als Komponist der Gellertschen Fabel aufgeführt. Zit.: MRZ. – Herrn Hans Schneider, Tutzing, sei an dieser Stelle gedankt für die außergewöhnliche Großzügigkeit, mit der er Einblick in die Schätze seines Archivs und die Benutzung seiner bibliophilen Raritäten erlaubte. Nur so war es möglich, den größten Teil von Christmanns Schriften zu studieren.

³ A. Becker, Schiller und die Pfalz, 1907, S. 78.

⁴ W. Müller, Briefe und Akten des Fürstbists Martin II. Gerbert von St. Blasien, 2. Bd., Wissenschaftliche Korrespondenz, 1782–1793, 1962, S. 302. Zit.: W. Müller, Fürstbist Gerbert, Wissenschaftl. Korrespondenz. Kniestedt besorgte Christmann ein musikgeschichtliches Werk des Engländers Charles Burney und die Allgemeine Geschichte der Musik von Johann Nikolaus Forkel.

⁵ W. Pfeilsticker, Neues Württembergisches Dienerbuch, Bd. 1, 1957, § 728 und § 2530. Zit.: NWDB, Bd. 1.

⁶ Vgl. die einschlägige Fachliteratur. Schafe und Pferde suchte der routinierte Züchter (vormaliger Ansbach-bayreuthischer Stallmeister und langjähriger Kavallerist) in anderen Ländern und Gegenden Deutschlands selbst aus. Er kämpfte 3 Jahre in Ungarn gegen die Türken.

⁷ Staatsarchiv Ludwigsburg, Bestand B 575 (Ritterkanton Kocher I: Familien Bü 529).

⁸ Vgl. D. Hellstern, Der Ritterkanton Neckar-Schwarzwald 1560–1805. In: Veröffentlichungen des Stadtarchivs Tübingen, Bd. 5, 1971, S. 109. Zit.: D. Hellstern, Neckar-Schwarzwald.

⁹ Heute Schloßstr. 19, Heutingsheim, Stadt Freiberg a. N.

¹⁰ NWDB, Bd. 1, § 1116. Vgl. auch: W. Schrader, Chronik des ehemaligen Dorfes Kniestedt (Kreis Goslar) (eingemeindet nach Bad Salzgitter am 1.4. 1938, heute Salzgitter-Bad), 1980 (Typoskript); vgl. auch: Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit, hg. vom Württ. Geschichts- und Altertumsverein, Bd. 1, 1907, Bd. 2, 1909.

¹¹ Vgl. H. E. Walter, Das Ortsbuch von Heutingsheim, 972–1972, 1000 Jahre Heutingsheim, jetzt Gemeinde Freiberg am Neckar, hg. im Auftrag der Gemeinde Freiberg am Neckar, 1972, S. 114. Zit.: H. E. Walter, Heutingsheim. Eberhard von Kniestedt wurde unrechtmäßige Bereicherung beim Verkauf seines Weines an den Herzogshof vorgeworfen. Es ging dabei um eine unbedeutende Summe, die für den enorm reichen Mann überhaupt keine Rolle spielen konnte. Er schrieb dem Herzog im Frühjahr 1792 würdig, vornehm, aber deutlich, daß er finanziell unabhängig sei und seinen Abschied zu nehmen beabsichtige, falls die Anschuldigung nicht zurückgezogen würde. Es erfolgte keine Antwort; Kniestedt stellte also seine Ämter zur Verfügung.

¹² J. Fr. Christmann, Rede am Grabe des weiland Sr. Hochfreyherrlichen Excellenz des Herrn Staatsministers Eberhard Freyherrn von Kniestedt nebst einer Skizze seines Lebens, Ludwigsburg, 1795 (gedr. bei Cotta).

¹³ Vgl. auch »Die seltene Perle«, Dichtung und Vertonung von Johann Friedrich Christmann, kurz nach Kniestedts Tod veröffentlicht in der Sammlung »Vaterlandslieder für Württemberger und andere biedere Schwaben«, bei Gebr. Mäntler in Stuttgart, 1795. Es ist ein Preislied auf Kniestedts Redlichkeit.

¹⁴ Ein Exemplar wird in Burg Schaubeck/Kleinbottwar verwahrt. Der Wortlaut ist nicht ganz derselbe wie der von H. E. Walter veröffentlichte Text. Das bei H. E. Walter, Heutingsheim, S. 115 veröffentlichte Trauergedicht endet mit folgenden Worten: »Kommt! Laßt uns Ihm das goldne Denkmahl setzen: Hier ruht ein seltner Bürgerfreund.«

¹⁵ Z. B. in: Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit, hg. vom Württ. Geschichts- und Altertumsverein, Bd. 1, 1907, Bd. 2, 1909.

¹⁶ Vgl. W. Fleischhauer, Das Bildnis in Württemberg, 1760–1860, Geschichte, Künstler und Kultur, 1939, S. 26ff.

¹⁷ Vgl. den Text seines Hymnus »Totdenfeier« aus dem Jahr 1806, in dem er die von ihm verehrten Verstorbenen betrauert (vgl. S. 53).

¹⁸ Dreimal lebte der Dichter in Ludwigsburg: 1762–1765, 1766–1773 und 1793–1794.

¹⁹ Fr. W. von Hoven, Biographie des Doktor Friedrich Wilhelm von Hoven, Königlich Bayer'schen Obermedizinalrats, Mitglied mehrerer Gesellschaften und Ehrenbürger von Nürnberg, 1840.

- ²⁰ Christiana Heinerica Beata, geb. Bischoff, Tochter des Hof- und Stadtapothekers in Ludwigsburg. Wie Hoven berichtet, erhielt seine Ehefrau auf eigenen Wunsch Unterricht zur Vertiefung der Allgemeinbildung und ihrer Sprachkenntnisse.
- ²¹ Johann Friedrich Eisenbach (geb. 1757), verh. mit Wilhelmine Harpprecht, Tochter des Tübinger Oberamtmanns. Eisenbachs besondere Aufmerksamkeit galt dem Bietigheimer Schulwesen.
- ²² Georg Christian Heinrich Bunz (1765–1831), Doktor, Jurist und Stadtkonsulent in Ludwigsburg.
- ²³ Diakon Karl Philipp Conz (1762–1827), Schillers Spielkamerad in Lorch, Verfasser von literarischen Werken, 1804 Professor für Klassische Literatur, beherrschte Latein und Griechisch fließend.
- ²⁴ Fr. W. von Hoven, Lebenserinnerungen, Berlin-Ost, 1984, S. 125 ff.
- ²⁵ Über die kuriose Karriere einer Frau sei kurz berichtet: H. Ph. Bossler trat etwa 1776 in Heilbronn der Freimaurerloge der »Strikten Observanz«, dem »Bund der Rechtschaffenheit«, bei. Gründer dieser Loge war Prinz Louis von Hessen-Darmstadt, als dessen Secretarius Bossler fungierte. Als »Vestalische Jungfrau« stand die blatternarbige Heilbronner Kaufmannstochter Friederika Schmidt an der Spitze der Loge, gefolgt von ihrem Liebhaber, dem Prinzen, und Heinrich Philipp Bossler als Nummer drei. Die weiteren »Vestalischen Jungfrauen« der Freimaurerloge »rekrutierten« sich aus den Familien der Heilbronner Bürgerschaft und des umliegenden Adels – o seliges 18. Jahrhundert! – Vgl. G. Lang, Aus dem Ordensleben des 18. Jahrhunderts. Typische Vertreter der Strikten Observanz, 1929, S. 78 ff. Bossler ist als Freimaurer bis 1780 in Heilbronn nachzuweisen.
- ²⁶ Fr. W. von Hoven, Lebenserinnerungen, 1984. Die in der ursprünglichen Ausgabe im Anhang veröffentlichten Briefe wurden nicht mehr aufgenommen, weil sie inzwischen anderwärts publiziert worden waren.
- ²⁷ Stadtarchivar Läßple, Ludwigsburg, hat den Ludwigsburg und seine Umgegend betreffenden Teil des Registers minuziös erarbeitet. Dem Stadtarchiv Ludwigsburg sei bestens für seine Unterstützung der vorliegenden Arbeit gedankt. Zit.: StadtALB.
- ²⁸ Fr. W. von Hoven, Lebenserinnerungen, S. 419 f. und 148 f.
- ²⁹ Vgl. das gedruckte Kirchenregister der evangelischen Kirchengemeinde Ludwigsburg. Vgl. auch die unmißverständliche Aussage Christmanns innerhalb des von ihm veröffentlichten Ephemerischen Almanachs. In: MRZ, 1789, Sp. 288. Zu den Eltern: vgl. NWDB, Bd. 1, § 1824. Der bescheidene Kreis der im Kirchenregister angegebenen Paten weist vermutlich auf die Schwierigkeiten hin, die für ein kurz zuvor christlich getauftes jüdisches Ehepaar bei der Wahl der Paten bestanden. Es waren: Herr M[agister] Matthäus Friederich Beck, Pfarrer im hiesigen fürstl. Zucht- und Arbeitshaus; Herr Johann Michael Krauß, Schulmeister allda; Frau Räthin, Stadt- und Amtsvögün allhier Maria Magdalena Georgy; Frau »Helfferin« Friederica Salome Hochstetterin.
- ³⁰ Das von Georg Sebastian Zilling, dem Ludwigsburger Stadtpfarrer und Spezialsuperintendenten, im Jahre 1777 angelegte und bis 1775 rückwirkend geführte »Notabilienbuch« weist den Namen Christmann nicht auf. Vgl. Denkwürdigkeiten der zweyten Residenz und dritten Hauptstadt Ludwigsburg, vornehmlich das Kirchenwesen betreffend, verfaßt im Jahr 1777 von dem damaligen Spezialsuperintendenten und Stadtpfarrer zu Ludwigsburg M. Georg Sebastian Zilling als einem geborenen Ludwigsburger (Abschrift im StadtALB). Vgl. Landeskirchliches Archiv, Stuttgart, Bestand A 12, Vikarbuch Nr. 23, Bd. 2, S. 52. Auch das nennt keine Tätigkeit in Ludwigsburg. Zit.: LKA. Dem Landeskirchlichen Archiv, vor allem Frau Binder, sei für die Unterstützung gedankt.
- ³¹ Pfarrerbuch Württembergisch Franken, Tl. 2, Die Kirchen- und Schuliener. Bearb. von Otto Haug u. a., 1981, S. 208. Vgl. auch: Musikalische Lebensgeschichte Karl Ludwig Juncker's. In: Württembergisches Repertorium der Litteratur, 1783, S. 442 ff, und: Das Gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden deutschen Schriftsteller, Anfangen von G. Chr. Hamberger, ... Fortgeführt von J. G. Meusel. (Nachdruck) Bd. 3, 1965, S. 567. Zit.: Hamberger-Meusel, Lexikon. Die Liste seiner Schriften beträgt bei Hamberger-Meusel zweieinhalb Seiten, vor allem religiöse, kunsthistorische und musikwissenschaftliche Schriften. Kulturhistorische nicht uninteressante, barocke Traktate. Juncker war auch Musiker und Komponist. Juncker und

Christmann kannten sich etwa seit dem Jahr 1778 durch einen Aufenthalt in Winterthur. Die beiden Geistlichen, durch musikalische Interessen verbunden, waren lebenslang miteinander befreundet und beide Mitarbeiter der MRZ.

- ³² Veröffentlicht in der MRZ, 1789, Sp. 25 ff, Sp. 33 ff, Sp. 41 ff. Juncker sagt in Sp. 28 f: »Christmann war auch, nach zurückgelegten akademischen Jahren, Vikar bei dem berühmten Spezial St. in L. ... Berühmt kann oft so viel heissen, als berichtigt! Wollte ich den Namen meines Spezials ausschreiben, so würden meine Leser (wenigstens viele derselben) sogleich wissen in welchem Sinn ich das Wort nehme; sie würden dann aus dem eigenen Charakter des Mannes, aus seinem beschworenen Lehr- und Glaubenssystem seiner Denkart, und seiner häuslichen Verfassung, auf die peinliche Lage des Vikars Christmanns schliessen können.« Weiter fragt Juncker, wie Christmann zwei Jahre dort habe ausharren können, auf der einen Seite eine pietistisch gesinnte Gemeinde (gegen den Pietismus habe ihn sein offener Sinn geschützt) und auf der anderen Seite den streng orthodox gesinnten Spezial. Es lag vielleicht nahe, Junckers verschlüsselte Beschreibung auf den Ludwigsburger Spezialsuperintendenten Zilling anzuwenden (in Ludwigsburg seit 1762), einen für seine Intoleranz und orthodoxe Gesinnung bekannten Geistlichen. Herbert Henck hat seine Interpretation der Junckerschen Andeutungen, die in einem noch nicht abschließend überarbeiteten, unter Zeitdruck frühzeitig veröffentlichten Artikel erschienen ist, in einem Brief an die Verf. vom 18.4. 1986 zurückgezogen. Auch die dreizehn Punkte, die versehentlich in die Veröffentlichung gerieten ... stehen weder in der Originalausgabe von 1789 noch in dem Hildesheimer Nachdruck ...«, so H. Henck in seinem Brief. Die Überlegungen, ob der mysteriöse Spezial »ST« in »L« Heinrich Friedrich Maximilian Steck oder Johann Heinrich Steinweg gewesen sein könnte, treffen somit nicht zu. Herbert Henck gebührt das Verdienst, die beiden bisher übersehenen musiktheoretischen Abhandlungen Frikkers in der MRZ, 1789, Sp. 54 ff und Sp. 114 entdeckt zu haben. Es sei »stark zu vermuten«, daß Christmann die Abhandlungen in die MRZ aufnahm. Vgl. H. Henck, Kabbalistische Musiktheorie, Zwei unbekannte musiktheoretische Abhandlungen von Johann Ludwig Fricker. In: *Bll. für Württ. Kirchengeschichte* 76, 1976, S. 176 ff. In der *Landesbibliographie von Baden-Württemberg*, bearb. v. W. Schulz u. G. Stegmaier, Bd. 2 (Die Literatur der Jahre 1975/76), 1981, Nr. 8151, wurde der Artikel H. Hencks mit der Anmerkung »Betr. auch Johann Fr. Christmann« versehen. Es darf auf den Irrtum hingewiesen werden.
- ³³ Vgl. *Württembergisches Ministerium nach der Ordnung der Magister-Promotionen ... und sodann auf der Universität Tübingen*, und besonders in dem dasigen theologischen Stift, 1790, *Magisterium* 1772, S. 71, Nr. 27.
- ³⁴ Vgl. den schwer zu entziffernden Eintrag im Vikarbuch: »vic. bey dem Spec. M. Rosen zu Lustnau, den 19. Dec. 1775.« Gemeint ist M. Magnus Friedrich Roos (1727-1803), vgl. Chr. Sigel, *Generalmagisterbuch*, 1931, S. 531. Roos war ein Vertreter des orthodox werdenden Pietismus.
- ³⁵ Leipzig und Winterthur, bei Steiner, 1778.
- ³⁶ Ein Hans Jacob Sulzer, Stadtrichter in Winterthur, besaß, zusammen mit seinem Schwiegersohn Johann Sebastian von Clais, eine kleine chemische Fabrik, vgl. *Histor.-biogr. Lexikon der Schweiz*, Bd. 6, 1931, S. 605.
- ³⁷ LKA, Stuttgart, Chr. Sigel, *Generalmagisterbuch*, 1931, S. 657. Ebend., Bestand A 12, Nr. 23, Vikarbuch, Bd. 2, S. 52.
- ³⁸ Ebend., Bestand A 13/1, Zeugnisbuch, Bd. 3, S. 643, und Archiv Burg Schaubeck, Lade XVI, Pfarrakten Heutingsheim. Christmann verzichtete, zumindest zeitweilig, auf die ihm bei besonderen Amtshandlungen wie Taufen, Trauungen usw. von den betroffenen Familien zustehenden Gebühren (Accidenzien).
- ³⁹ Exzerpte aus dem Archiv Burg Schaubeck, zusammengestellt für Heutingsheim von Baron Felix von Brusselle-Schaubeck.
- ⁴⁰ Archiv Burg Schaubeck, Lade XVI, Pfarrbesoldung Heutingsheim, Aufstellung sämtlicher Einkünfte des Pfarrers aus dem Jahr 1793 auf Grund eines herzoglichen Dekrets.
- ⁴¹ Der Stadtpfarrer in Beilstein erhielt ein Gehalt von 430 fl; der Pfarrer in Beinstein (bei Waiblingen) 414 fl.
- ⁴² W. Posselt, Gottfried Posselt 1693-1768, Sein Leben, seine Vorfahren und seine Nachkommen, 1926, S. 192.

- ⁴³ Ebend., S. 189, und J. Schneider, Die Evangelischen Pfarrer in der Markgrafschaft Baden-Durlach in der zweiten Hälfte des 18. Jh. In: Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte, Bd. 10, 1936, S. 101 ff.
- ⁴⁴ W. Posselt, Gottfried Posselt etc., S. 193. Vgl. auch Christian Friedrich Daniel Schubart, Briefe, hg. von U. Wertheim und H. Böhm, 1984, z. B. S. 286. Der erste Brief Schubarts nach seiner Freilassung galt Posselt.
- ⁴⁵ Das gelehrte Schwaben oder Lexicon der jetzt lebenden schwäbischen Schriftsteller ... Hg. von J. J. Gradmann, 1802, S. 82. Zit.: J. J. Gradmann, Das gelehrte Schwaben. Beiträge Christmanns waren nicht feststellbar. Die Hefte lagen der Verf. nur unvollständig vor. Fast alle Artikel sind signiert. Das Magazin erschien 1785–1788.
- ⁴⁶ Neustadt an der Aisch und Leipzig, 1786. Daß Christiana gemeint ist, geht aus dem Text hervor.
- ⁴⁷ Vgl. die Synodusprotokolle f. d. Jahre 1785–1816. LKA, Stuttgart, Bestand A 1, Bd. 10.
- ⁴⁸ Über kirchliche Neuerungen; eine Predigt vor der Einführung des N. Gesangbuchs gehalten, und zur Belehrung schwacher Christen in öffent. Druck gegeben, Tübingen, 1791.
- ⁴⁹ Über Wirtembergs Staatsverfassung, Regentenwürde und Bürgerpflicht, eine Huldigungspredigt, Ludwigsburg, 1798.
- ⁵⁰ Ebend., I. Abschn., S. 10.
- ⁵¹ Ebend., S. 12.
- ⁵² Tübingen, 1794.
- ⁵³ Vgl. die beigegebene tabellarische Aufstellung seiner literarischen und musikalischen Werke, S. 66 f.
- ⁵⁴ Vgl. Anm. 2 der vorliegenden Arbeit und die Aussage seines Freundes Juncker in der Biographie der MRZ, 1789, Sp. 37 f zu Christmanns Beiträgen für diese Zeitung: »... so ist doch so viel gewiß, daß er bisher diese Zeitung mit Beiträgen versah, die sich durch Gründlichkeit auszeichneten, und gewis zu den besten gehören. Diese meine Versicherung würde für das lesende Publikum außer allen Zweifel gesetzt sein, wenn es Christmann einst gefallen sollte, sein gewähltes Zeichen zu entziffern. Es würde denn zugleich auch wissen, daß er einer der fleißigsten Mitarbeiter unserer Musikal. Zeitung war.«
- ⁵⁵ In der AMZ, 1799, Sp. 99, schreibt Christmann, er habe den Artikel über die musikalische Bildung in den württembergischen Klosterschulen im »ersten St.« (Stück) der MRZ, 1788 verfasst. Die Fortsetzung des Berichts ist auf Sp. 10 mit »Zx« unterzeichnet.
- ⁵⁶ Zu den beiden Musikbüchern, die sein Patronatsherr Eberhard von Kniestedt ihm besorgte, vgl. Anm. 4; vgl. auch die Such- bzw. Tauschanzeigen, die Christmann unter seinem Namen in der MRZ erscheinen ließ, 1790, Sp. 4, 30 f und Sp. 205.
- ⁵⁷ W. Müller, Fürstabt Gerbert, Wissenschaftl. Korrespondenz, S. 361 ff, Schr. v. 15. II. 1789.
- ⁵⁸ Ebend., S. 295 ff, Schreiben v. 11. 4. 1788.
- ⁵⁹ Ebend., S. 309 f, Schr. v. 14. 8. 1788.
- ⁶⁰ Ebend., S. 301 f, Schr. v. 16. 5. 1788.
- ⁶¹ Die Verf. durfte kurzen Einblick in die »Storia della musica« nehmen (Privatsammlung).
- ⁶² W. Müller, Abt Gerbert, Wissensch. Korrespondenz, S. 318 f, Schr. v. 25. 10. 1788. – Im ganzen sind 6 Schreiben Christmanns an den Fürstabt in den Beständen des Benediktinerstifts St. Paul i. Lav. (Österreich) enthalten. Weitere Nachrichten sind dort nicht bekannt. Zwei weitere Pläne hat Christmann ebenfalls nicht verwirklichen können: die Übersetzung der Werke J. B. F. de Laborde und eine Neuauflage des in griechischer Sprache verfaßten Werkes von M. Meibom, *Antiquae musicae auctores septem*, vgl. u. a. dazu MRZ, 1789, Sp. 292.
- ⁶³ Vgl. den Hinweis Ernst Ludwig Gerbers auf die beiden geplanten Veröffentlichungen. »Der würdige Landgeistliche in Schwaben« lebe in genügender Entfernung von ihm, beide könnten ihr Werk veröffentlichen. MRZ, 1789, Sp. 235 f.
- ⁶⁴ Vgl. MRZ, 1789, Sp. 41 f. Hier der Auszug aus dem Schreiben an Fürstabt Gerbert vom 11. 4. 1788, S. 295 f: Sein Entwurf zu einem allgemeinen Musikalischen Lexikon hat folgende Disposition, die in St. Paul V, 184, noch beiliegt:
- I. Schriftstellen:
1. die nach mathematischen Prinzipien die Theorie der Musik behandeln;
 2. welche die Musik systematisch und in Verbindung mit ihrer Ausübung behandeln;

3. welche die Lehre von Klang und alle daher entstehende Phänomene als einen Gegenstand der Naturlehre behandeln;
 4. Geschichtsschreiber;
 5. Ästhetiker;
 6. Kritiker;
 7. Antiquarische Schriftsteller;
 8. Reisebeschreibungen;
 9. Technologische Schriftsteller.
- II. Kurze biographische Nachrichten praktischer Tonkünstler:
1. Die durch ihre Arbeiten Epoche machten;
 2. die im Gesang oder in der Instrumentalmusik hervorstechendes Verdienst hatten;
 3. oder die durch besondere Umstände merkwürdig sind, wie z.B. Leoni in England, Demois, Paradies u. a.
- III. Musikalische Artikel:
1. theoretische;
 2. praktische;
 3. technologische; nämlich
 - a. Instrumente:
 - aa. nach ihrer äußern und innern Struktur überhaupt;
 - bb. nach ihren besondern Bestandteilen.
 - b. Maschinen, Werkzeuge u. d. g. der Instrumentenmacher.
- IV. Nachricht von neuen Erfindungen und Verbesserungen:
1. Der Instrumenten
 2. Maschinen, wie z. B. die Hohlfeldische, die Bosslerische Notenmaschine, die Metrometer eines Harrison, Pelletier u. d. g.
 3. Kunststücke, wie z. B. die von Winraw Droz Vater und Sohn u. a.

⁶¹ Bossler führte auf Reisen eine eigens dafür konstruierte Notenpresse mit. Vgl. H. Schneider, Bossler, S. 36 ff.

⁶⁶ Die »Teutsche Filarmonische Gesellschaft« wurde von Bossler und Christmann ins Leben gerufen.

⁶⁷ Zu allen Zss. vgl. H. Schneider, Bossler, S. 69 ff, bes. die Verzeichnisse S. 225 ff.

⁶⁸ Vgl. die Aufstellung der Separatdrucke bei H. Schneider, Bossler, S. 229 f.

⁶⁹ Vgl. die Notenbeilagen und Texthefte der Bosslerschen Musikzeitschriften und Christmanns Liedersammlungen »Oden und Lieder«, bei Breitkopf und Härtel, Leipzig, 1798, und »Vaterlandslieder für Würtemberger und andere biedere Schwaben«, bei Gebr. Mäntler, Stuttgart, 1795.

⁷⁰ Allgemeine Musikalische Zeitung, bei Härtel und Breitkopf, Leipzig, 1798–1848.

⁷¹ Ebend., 1800, Sp. 201 ff, hier Sp. 203.

⁷² MRZ, 1788, Sp. 50 ff; Juncker bezeichnet diese Abhandlung als Arbeit Christmanns (nicht signiert).

⁷³ MRZ, 1788, Sp. 1 ff, Sp. 9 ff.

⁷⁴ MRZ, 1788, Sp. 116 ff.

⁷⁵ Elementarbuch der Tonkunst zum Unterricht beim Klavier für Lehrende und Lernende mit praktischen Beispielen. Eine musikalische Monatschrift. Erster Theil, herausgegeben von H. P. Bossler ... Speier. Erster Theil 1782/83, zweiter Theil 1789. Vgl. auch H. Schneider, Bossler, S. 81 ff.

⁷⁶ H. Schneider, Bossler, S. 84.

⁷⁷ H. Schneider, Bossler, S. 85.

⁷⁸ K. Haering, Fünf schwäbische Liederkomponisten des 18. Jahrhunderts: Abeille, Dieter, Eidenbenz, Schwegler und Christmann. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde einer Hohen Philosophischen Fakultät der Universität Tübingen, 1925, S. 170 ff. Zit.: K. Haering, Schwäb. Liederkomponisten. Vgl. das zeitgenössische Urteil über Christmanns Veröffentlichung Oden und Lieder, Leipzig, 1798. In: AMZ, 1798, Sp. 55. Zit.: AMZ.

⁷⁹ Vollständige Sammlung theils ganz neu komponirter, theils verbesserter vierstimmiger Choralmelodien, für das neue Wirtembergische Landgesangbuch. Zum Orgelspielen und Vorsingen in

allen vaterländischen Kirchen und Schulen ausschließend gnädigst verordnet. Nebst einer zweckmäßigen Einleitung; in zehn Rubriken eingetheiltem Register und einem mit diesem Werke eng verbundenen Anhang, herausgegeben von Christmann und Knecht. Mit einem landesherrlichen gnädigst erteiltem Privilegio ... Stuttgart, 1799.

⁸⁰ K. Haering, Magister Johann Friedrich Christmann als Choralkomponist. In: Sonntagsbeilage zum Schwäbischen Merkur, 1925, Nr. 521.

⁸¹ AMZ, 1799, Sp. 71 ff, Sp. 95 ff, Sp. 118 ff, Sp. 139 ff.

⁸² Johann Rudolf Zumsteeg, Hofkapellmeister in Stuttgart, bekannter Komponist und Freund Friedrich Schillers.

⁸³ AMZ, 1799, Sp. 78.

⁸⁴ Zum Musikschaffen Christmanns geben die einschlägigen musikhistorischen Lexika und auch die Bewertung K. Haerings in seiner Tübinger Dissertation »Schwäbische Liederkomponisten« Auskunft. Vgl. auch die Quellenangabe bei K. Haering, Johann Friedrich Christmann, Pfarrer und Komponist, 1752–1817. In: Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Bd. 1, 1940, S. 69 ff, bes. S. 74.

⁸⁵ Bei Cotta, Ludwigsburg.

⁸⁶ LKA, Stuttgart, Chr. Sigel, Generalmagisterbuch, S. 345.

⁸⁷ Verlagsort Jena. Seit 1804 erschien die Zeitschrift in Halle.

^{87a} Im Januar 1835 wurde anlässlich des 50jährigen Jubiläums der Zeitung eine namentliche Aufstellung ihrer verstorbenen, bisherigen Mitarbeiter veröffentlicht, Christmanns Name ist nicht aufgeführt, lediglich ein »Christ« (?), vgl. Allgemeine Literaturzeitung, 1835, Nr. 1, S. 2.

⁸⁸ StadtALB, hs. Adressbuch der Stadt Ludwigsburg f. d. Jahr 1767, S. 133 (Rekonstruktion), zusammengestellt v. H. Gengnagel.

⁸⁹ C. L. Junker, Christmann. In: MRZ, 1789, Sp. 37.

⁹⁰ Anthologie auf das Jahr 1782, bei J. B. Metzler, 1782. Faksimileausgabe: Anthologie auf das Jahr 1782, hg. von Friedrich Schiller. Faksimiledruck der bei J. B. Metzler in Stuttgart anonym erschienenen 1. Auflage. Mit einem Nachwort und Anmerkungen, hg. von K. Mommsen, 1973.

⁹¹ Ebend., S. 175, Fr. W. v. Hoven, Die Spinne und der Seidenwurm. Wie sich im Laufe der vorliegenden Arbeit herausstellte, hat Hoven lediglich eine Fabel von Chr. F. Gellert, »Die Spinne«, zeitgemäß verändert.

⁹² Vgl. LKA, Stuttgart, Bestand A 12, Nr. 23, Bd. 2, Vikarbuch, S. 52. Hiernach trat Christmann das Amt eines Hofmeisters bei dem markgräfl. badischen Fasanenmeister Holz am 1. 3. 1780 an. Nach kurzem Aufenthalt dort ist er in der Kurpfalz nachweisbar, so für einige Monate als Vikar in Daisbach. Am 18. 6. 1782 wurde er Vikar in Aldingen am Neckar.

⁹³ Vgl. Schillers Beziehung zu seinen Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Aus den Familienpapieren mitgeteilt von Alfred Frhr. von Wolzogen, 1859, S. 19. Brief des Vaters Kaspar Schiller vom 25. 11. 1783 an seinen Sohn nach Mannheim. Der Vater drückt seine Unzufriedenheit über die Wanderung mit Christmann aus, weil Schiller nicht wohl gewesen sei. Kaspar Schiller muß Christmann gekannt haben.

⁹⁴ Die Verse stehen im Textheft zur »Blumenlese«, 1784. Weder in der Gesamtausgabe der Schillerschen Gedichte noch in den Unterlagen des Literaturarchivs/Schiller-Nationalmuseum in Marbach hat sich eine Vorlage erhalten. Das Gedicht wurde von Hans Schneider, Tutzing, entdeckt, vgl. auch H. Schneider, Bossler, S. 78 und 80.

⁹⁵ Luise Dorothea Vischer aus Stuttgart (1751–1816), von Schiller in seinen frühen Gedichten überschwänglich als »Laura« verherrlicht. Wenn wir einer späteren, recht zynischen Äußerung Schillers gegenüber seinen Freunden Maria und Christian Gottfried Körner glauben können, diente ihm »Laura« nur dazu, um aus einer armseligen Wirklichkeit in die Welt seiner Fantasie zu entfliehen. Schillers Werke, Nationalausgabe (begründet von J. Petersen, Weimar, 1943 ff). Bd. 42, Schillers Gespräche. Unter Mitwirkung von L. Blumenthal hg. von D. German und E. Haufe, 1967, S. 104 f. Zit.: NA, Bd. 42.

⁹⁶ Die Silhouette Friedrich Schillers, Abb. S. 49, wurde ohne Zweifel in einem von Heinrich Philipp Bossler gestochenen Rahmen befestigt. Ein Vergleich mit den bei H. Schneider, Bossler, S. 113 ff abgebildeten zwölf Schattenrissen namhafter Komponisten würde den Betrachter überzeugen. Am Schluß dieser Reihe findet sich auch die etwas später entstandene, in der

- vorliegenden Arbeit auf S. 49 wiedergegebene Silhouette Christmanns. Bossler porträtierte, d. h. tuschte, »nach dem Leben«. Ob der Schattenriß des jungen Karlsschülers etwa entstand, als Bossler bei Christian Friedrich Cotta in Ludwigsburg seinen ersten Musikdruck in Auftrag gab (etwa 1779)? Zu Cottas prominenten Mietern in der Stuttgarter Straße 26 gehörte nämlich die Familie Schiller. Eine ähnliche Silhouette von Schiller, wenn nicht gar die hier abgebildete, hat Christmann der Hauptmännin Vischer nach Stuttgart überbracht. Es gibt aber noch einen weiteren denkbaren Weg, den die Abbildung des Dichters genommen haben könnte: Bosslers Sohn Friedrich Jacob erlernte für kurze Zeit an der Karlsakademie das Handwerk eines Kupferstechers. Intendant war damals Christoph Dionysius von Seeger, aus dessen Sammlung das Porträt des Schillermuseums stammt.
- ⁹⁷ NA, Bd. 23, Briefwechsel, Schillers Briefe 1772–1785, hg. von W. Müller-Seidel, 1956, S. 115f; Brief Friedrich Schillers an Henriette von Wolzogen vom 1. 11. 1783.
- ⁹⁸ Ebend., S. 117ff, bes. S. 120, Brief an Henriette von Wolzogen vom 13. 11. 1783.
- ⁹⁹ Ebend., S. 318, Anm. 120,4.
- ^{99a} Urlichs zitiert aus dem Werk »Schillers sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe, 4. Tl. Arbeiten der Leipzig-Dresdner Zeit. Hg. von K. Goedeke, 1868, S. 40ff«. Der Hinweis betrifft den Abschnitt XII, Philosophische Briefe, d. h. die Vorerinnerung, S. 31, und die Theosophie des Julius, Die Welt und das denkende Wesen, S. 40ff. Die vorliegende Arbeit stützt sich auf die gleichen Stellen des Schillerschen Werkes, es wird jedoch weiterhin, wie auf den vorangehenden Seiten, nach der modernen Edition zitiert: Schillers Werke, Nationalausgabe.
- ¹⁰⁰ Wie Anm. 97, S. 78ff.
- ¹⁰¹ An Beiträgen Christmanns zu Schillerschen Anthologie auf das Jahr 1782 kann kein Zweifel möglich sein.
- ¹⁰² NA, Bd. 21, 2. Tl., Philosophische Schriften. Anmerkungen zu Bd. 20. Tl. 1; unter Mitwirkung von H. Koopmann hg. von B. von Wiese, 1963. Entstehungsgeschichte, S. 151ff. Zit.: Bd. 21, 2. Tl.
- ¹⁰³ Ebend., S. 160.
- ¹⁰⁴ NA, Bd. 20, 1. T., Philosophische Schriften. Unter Mitwirkung von H. Koopmann hg. von B. von Wiese, 1962, S. 115ff, Theosophie des Julius. Vgl. auch NA, Bd. 21, Tl. 2, S. 151ff, Die Welt und das denkende Wesen.
- ¹⁰⁵ NA, Bd. 20, 1. Tl., S. 107f.
- ¹⁰⁶ Johann Friedrich Christmann, Todtenfeier. In: Württembergisches Taschenbuch auf das Jahr 1806 für Freunde und Freundinnen des Vaterlandes, bei Friedrich Nast, Ludwigsburg, gedr. bei J. G. Cotta, Ludwigsburg, S. 80ff. Ebend., Johann Friedrich Christmann, Biographien württembergischer Künstler, S. 171ff.
- ¹⁰⁷ Ebend., S. 89f.
- ¹⁰⁸ Schiller könnte die hier wiedergegebenen Verse später aus irgendeinem Grund verworfen und, wie viele andere, bei der Gesamtausgabe seiner Gedichte nicht berücksichtigt haben. Es gilt aber auch zu bedenken, daß Dichtungen »An Laura« in Anlehnung an Schillers Jugendverse eine Zeitlang in Mode gekommen waren.
- ¹⁰⁹ Aus einem Schreiben des Dekanats Ludwigsburg vom 23. 5. 1817 an das Königl. Oberkonsistorium in Stuttgart geht hervor, daß Christmann nach einem zwanzig Wochen währenden Krankenlager starb, und «... eine Wittve mit 2 Kindern, eine verheiratete Tochter im Ausland und einen Sohn, Handlungskommis, gleichfalls im Ausland, und ein nicht unbedeutendes Vermögen« hinterließ.
- ¹¹⁰ W. Posselt, Gottfried Posselt 1693–1768, Sein Leben, seine Vorfahren und seine Nachkommen, 1926, S. 192. Hs. Eintrag im Exemplar der Badischen Landesbibliothek (Sign. 067 A 129).
- ¹¹¹ H. Schneider machte die Verf. auf die Bedeutung der Sammlung im Brüsseler Konservatorium aufmerksam. Eine Antwort auf eine diesbezügliche Anfrage steht noch aus. In Brüssel liegen zwei von den äußerst seltenen Heften der Musikzeitschrift »Thalie«.
- ¹¹² H. E. Walter, Heutingsheim, S. 281.
- ¹¹³ AMZ, 1800, Sp. 201.
- ¹¹⁴ Friedrich Wilhelm Mader, Einzelnachrichten über die Familie Mader. In: Blätter für Württem-

- bergische Familienkunde, hg. v. Verein f. Württemb. Familienkunde, Bd. 3, H. 1, 1928, S. 3 ff, bes. S. 6f. – Der Kniestedtsche Amtmann in Heutingsheim wird hier fälschlich als »Friedrich Mader« aufgeführt.
- ¹¹⁵ Ebend., S. 4 und S. 6. Der Großvater Johannes Mader J.U.L., geb. von Straßburg und NWDB, Bd. 1, S. 2439.
- ¹¹⁶ Selbstbiographie und Stammbuch von Friedrich Carl Mader, mitgeteilt v. J.H. Eckhardt. In: Hessische Chronik, Jg. 3, H. 7, 1914, S. 197ff.
- ¹¹⁷ Ebend., bes. S. 203f.
- ¹¹⁸ Ebend., S. 197f.
- ¹¹⁹ Ebend., S. 201ff. Vgl. auch Staatsarchiv Sigmaringen, Fürstl. Hohenzollernsches Haus- und Domänenarchiv, 40, 169 und 40, 171.
- ¹²⁰ Vgl. Johann Maders Rede zu Ehren Herzog Karl Eugens (Geburtstagsrede), Tübingen, 11. 2. 1766. Württembergische Landesbibliothek, Cod. poet et phil. 2° 100, 1, 2^f.
- ¹²¹ Mader verkehrte in Winterthur bei einem Gelehrten mit dem Namen Sulzer. Ob es derselbe war, bei dem Christmann im Jahr 1778 als Parastat aufgenommen wurde?
- ¹²² Der Lebensbeschreibung von Johann Mader wurde größtenteils ein von B.Haug verfaßter Lebenslauf zugrunde gelegt. Vgl. B.Haug, Johann Mader. In: Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1777, 4. Jg., S. 860ff. Ein von Mader selbst geschriebener Lebenslauf konnte im Archiv Burg Schaubeck, Bestand Heutingsheim, z.Z. nicht mehr festgestellt werden.
- ¹²³ Das Gelehrte Schwaben, 1802, S. 146f.
- ¹²⁴ Johann Jacob Moser, Vermischte Nachrichten von Reichsritterschaftlichen Sachen, Bd. 1, 1772, S. 786f, § 2.
- ¹²⁵ Ebend., S. 151.
- ¹²⁶ Ebend., S. 787f.
- ¹²⁷ J. Gg. Kerner, Allgemeines positives Staats-Landrecht der unmittelbaren freyen Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheine, nebst Einleitung in das Staatsrecht der unmittelbaren freyen Reichsritterschaft überhaupt, Band 1–3, Lemgo, 1786–1789.
- ¹²⁸ Johann Jacob Moser starb 1785.
- ¹²⁹ Zur Frage der Reichstandschaft vgl. S. 56.
- ¹³⁰ Vgl. Anm. 8.
- ¹³¹ W. von Stetten, Die Rechtsstellung der unmittelbaren freien Reichsritterschaft, ihre Mediationisierung und ihre Stellung in den neuen Landen, dargestellt am fränkischen Kanton Odenwald. In: Forschungen aus Württ. Franken, Bd. 8 (ohne Jahreszahl), Typoskript.
- ¹³² In Heutingsheim wurde lediglich die Niedere Gerichtsbarkeit ausgeübt.
- ¹³³ Die Restaurierung und Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes wurde vom jetzigen Eigentümer, Stefan Graf Adelman, in den Jahren 1985/86 durchgeführt.
- ¹³⁴ Eine beachtliche Zahl von grünen Ziegeln, einige davon vollständig erhalten, wurden bei den Instandsetzungsarbeiten auf der Gartenseite im Boden gefunden. Das Dach der im 19. Jh. abgetragenen Kapelle der ehemaligen Burg Kasteneck in Heutingsheim wies ebenfalls grün glasierte Ziegel auf. Im Ludwigsburger Raum wurde bisher kein Profanbau mit einer grünfarbigen Dacheindeckung festgestellt.
- ¹³⁵ Eintrag im Kirchenregister der Evangelischen Kirchengemeinde Musberg.
- ¹³⁶ Johann Ludwig Dannenberger, geb. Tübingen, 9. 4. 1718, gest. Musberg, 15. 3. 1761. Er hinterließ kein großes Vermögen, »ohngefähr 4000 fl.«, das teils aus Büchern, Möbeln, Gold u. a. bestand, dafür aber zwei »wohlgezogene Töchter von 11 und 13 Jahren«. So der amtliche Bericht, LKA, Stuttgart, Bestand A 29/2994, 1. Vgl. auch Chr. Sigel, 1931, S. 725.
- ¹³⁷ Eduard Zeller, Erinnerungen eines Neunzigjährigen, 1908, S. 11 f.
- ¹³⁸ Nürnberg, 1777 und 1785. Das Erscheinungsjahr der dritten Auflage war nicht festzustellen.
- ¹³⁹ Schiller. Leben und Werk in Daten und Bildern. Ausgew. u. erl. von B. Zeller u. W. Scheffler, 1977, S. 128f. Zit.: B. Zeller, Schiller. Leben und Werk.
- ¹⁴⁰ Fr. W. von Hoven, Lebenserinnerungen, S. 143.
- ¹⁴¹ 5 Bde., 1792–1802.
- ¹⁴² NA, Bd. 21, 2. Tl., S. 19, Anm.
- ¹⁴³ Christian Garves Philosophie beeinflusste Schillers Werk entscheidend seit der Zeit auf der

- Karllschule. Das gilt auch für Hoven, der in seinen »Lebenserinnerungen« ausführlich über die Wirkung dieses damals hochgeschätzten schlesischen Denkers auf den gesamten Kreis der Jugendfreunde berichtet.
- ¹⁴⁴ NA, Bd. 35, Briefwechsel, Briefe an Schiller, 25.5. 1794–31.10. 1795. In Verbindung mit L. Blumenthal hg. von G. Schulz, 1964, S. 24f, Brief Hovens an Friedrich Schiller v. 28.6. 1794; S. 90, Brief v. Kaspar und Elisabetha Dorothea Schiller an ihren Sohn vom 15. 11. 1794, in dem sie auch Mitteilung von der schweren Krankheit Eberhard von Kniestedts machen. Samuel Gottlob Nasts Sohn Christoph Friedrich (1769–1845) gründete 1818 die erste Ludwigsburger Zeitung, das »Ludwigsburger Wochenblatt«. Vgl. W. Hudelmaier, Ludwigsburger Zeitungsverleger. In: »Hie gut Württemberg«, Beilage d. Ludwigsb. Kreiszeitung, 1968, Nr. 11, 12.
- ¹⁴⁵ NA, Bd. 8, Wallenstein. Hg. von H. Schneider und L. Blumenthal, 1949, S. 399 und 408f.
- ¹⁴⁶ B. Zeller, Schiller. Leben und Werk, S. 128f.
- ¹⁴⁷ Gedr. Register der Evangelischen Kirchengemeinde Ludwigsburg von 1802–1819. Mader starb an einem Schlaganfall.
- ¹⁴⁸ Ebend.
- ¹⁴⁹ In: Ludwigsburger Geschichtsblätter 34, 1982, S. 20ff.
- ¹⁵⁰ H. Zeller, Die Armen-Kasse zu Klein-Bottwar und die Familie von Kniestedt, 1818.
- ¹⁵¹ Regierungsblatt, 1821, S. 7ff und H. Meissner, Das Dorf Kleinbottwar in alter und neuer Zeit, Eine schwäbische Ortschronik, 1896, S. 73.

Abb. Nr. 1: Archiv Dr. G. S. Graf Adelman, Ludwigsburg. – Abb. Nr. 2: Archivbild der Stadt Freiberg a. N. (Aufnahme aus dem Besitz von Dr. G. Paret, Tamm). – Abb. Nr. 3: Archiv Dr. H. Schneider, Tutzing. – Abb. Nr. 4: Schiller-Nationalmuseum/Deutsches Literaturarchiv Marbach am Neckar. – Abb. Nr. 5: Archiv W. Kek, Freiberg a. N. (Heutingsheim). – Abb. Nr. 6 und 7: Foto Röckle, Ludwigsburg.

Die wissenschaftliche Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg

von Rudolf F. Paulus

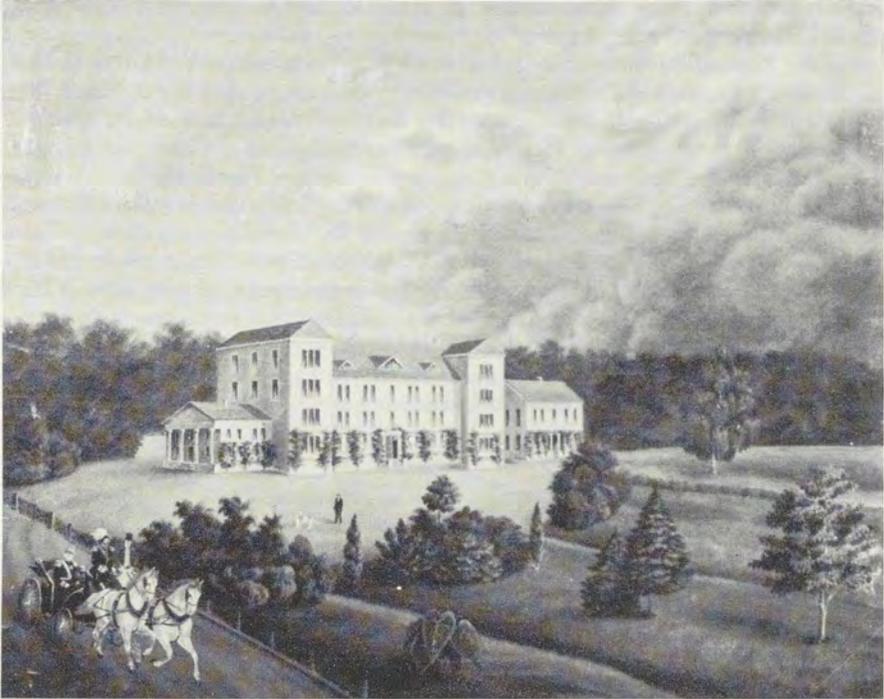


Bild 1: Die Wissenschaftliche Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg

Ölgemälde 60 × 80 cm
im Besitz von Catherine D. Brown geborene Morf, Westlake Village
bei Los Angeles, Kalifornien

Nach der Familientradition ist das Bild von Karl Friedrich Paulus nach 1879 aus der Erinnerung gemalt worden, als er Professor der systematischen Theologie am Methodistischen Seminar in Berea (Ohio) war. Karl Friedrich war der älteste Sohn des Doktoronkels Friedrich Paulus. Geboren auf dem Salon am 27. Juni 1843 soll er nach dem Abschluß seiner Studien bis zu seiner Auswanderung in die USA 1870 Lehrer der französischen Sprache auf dieser Anstalt gewesen sein. Er starb 1893. (Familienbuch, S. 161 und P. F. Douglass, *The story of german methodism*, Cincinnati 1939, X Part II, S. 32).

Die Aufnahme des Schulbetriebs der Wissenschaftlichen Bildungsanstalt der Gebrüder Paulus vor 150 Jahren ist für die Familiengemeinschaft Gebhardt-Paulus-Hoffmann der Anlaß zu einer Rückbesinnung auf die geschichtliche Entwicklung dieser Privatschule des 19. Jahrhunderts, weil sie zwei Generationen Familienangehörige geleitet haben. Die sachliche Notwendigkeit für diese Arbeit ergibt sich daraus, daß die in letzter Zeit erschienenen zusammenfassenden Darstellungen und Einzelarbeiten über die Geschichte Württembergs im 19. Jahrhundert nicht immer eine ausreichend fundierte Darstellung des Werdens und Wollens dieser Anstalt brachten. Das ist deshalb kein Wunder, weil die wichtigsten Unterlagen in den öffentlichen Bibliotheken und Archiven nicht nachgewiesen sind. So erschien es angebracht, sich nicht so sehr kritisch mit der Literatur auseinanderzusetzen, als vielmehr die Quellen zu erschließen, auf denen weitergebaut werden kann.

Für das Zustandekommen dieser Schrift möchte ich vor allem meinen Eltern danken. Sie haben die wichtigsten Dokumente gesammelt, ohne die sie nie hätte entstehen können. Weiteres wertvolles Material stellte Herr Archivar Nimsch vom Archiv der Stadt Kornwestheim zur Verfügung. Herr Ted Morf aus Springfield in Illinois hat uneigennützig die beiden Photographien von Gemälden aus seinem Familienbesitz zur Verfügung gestellt. Als Nachfahre eines der Mitbegründer des Salons war er sofort hilfsbereit. Schließlich ist es meine Pflicht, dem Vorsitzenden der Familiengemeinschaft, Herrn Werner Paulus, und dem Ludwigsburger Stadtarchivar, Herrn Läßle, zu danken. Sie haben die Kontakte zum Ludwigsburger Geschichtsverein geknüpft, der sich zur Herausgabe bereit erklärt hat.

Den Leser erwartet keine pädagogische Abhandlung. Es war mein Bestreben, das alltägliche Mühen in Freud und Leid darzustellen. Ich hoffe, daß dadurch eine Schrift entstanden ist, die beim Lesen Freude bereitet.

*Traben-Trarbach, den 1. Juni 1985
Dr. Rudolf F. Paulus*

Einführung

Die Wissenschaftliche Bildungsanstalt der Gebrüder Paulus auf dem Salon in Ludwigsburg bei Stuttgart war ein privates Gymnasium mit Internat. Es bestand vom Herbst 1835 bis 31. März 1879. Als Ausbildungsziel war nicht nur der Erwerb der Hochschulreife vorgesehen. Vielmehr sollten die die Anstalt verlassenden Zöglinge zu einem Leben auf christlicher Grundlage erzogen worden sein.

Die Leiter der Anstalt fühlten sich zu dieser Aufgabe deshalb berufen, weil sie einer altwürttembergischen Familie entstammten, die die geschichtliche Gestalt der evangelisch-lutherischen württembergischen Landeskirche mitgeprägt hatte. In ihrer Ahnenreihe finden sich die beiden Reformatoren Matthäus Alber (1495–1570) und Johannes Brenz (1499–1570). Von den pietistischen Schwabenvätern zählten sie zu ihren Vorfahren Johann Friedrich Flattich (1713–1797) und Philipp Matthäus Hahn (1739–1790).

Besonders die beiden letzteren hatten auf die Mutter der ersten Generation der Anstaltsbesitzer, Beate Paulus, tief eingewirkt¹. Der Pädagoge Flattich hatte den Nachfahren wohl die Freude an der Erziehung der Jugend mit in die Wiege gelegt. Philipp

Matthäus Hahn war ein bedeutender Theologe und Ingenieur. Neben seinem technischen Schaffen (Konstruktion von Uhren, Waagen, wissenschaftlichen Meßgeräten und mechanischen Rechenmaschinen) hatte er ein theologisches System erarbeitet, das Beate Paulus ihren Kindern und Enkelkindern Naturwissenschaft und christlichen Glauben harmonisch miteinander verschmolz. Dieses nicht in der Theorie zu dozieren, sondern als Beispiel vorzuleben, erschien ihnen der wichtigste Lebensinhalt².

Dieses Sendungsbewußtsein hat die Leiter der Anstalt während der 40er und 50er Jahre des 19. Jahrhunderts zu politischen und kirchenpolitischen Aktivitäten geführt, die dem Schulbetrieb schädlich waren. Sie fühlten sich aus der Verantwortung ihren Vorfahren gegenüber jedoch zu diesem Einsatz gezwungen. Jedoch ist diese Seite ihrer Tätigkeit nicht der Gegenstand dieser Schrift. Im folgenden wird der Schwerpunkt der Darstellung der Erschließung der den Schulbetrieb und das tägliche Leben schildernden Quellen gewidmet sein.

Vorspiel

Am 29.4.1831 richtete der Stifter Philipp Paulus folgendes Gesuch an den König von Württemberg:

Während der verfloßenen Osterferien wurde mir von dem Knaben-Instituts-Vorsteher Cullen in Korntal unter sehr vorteilhaften Bedingungen der Antrag zur Annahme einer in diesem Institute auf nächsten Herbst neu zuerrichtenden Lehrerstelle gemacht, deren Zweck theils Erweiterung der Anstalt überhaupt, theils aber auch insbesondere Beförderung des Unterrichts in den alten Sprachen ist. Obwohl ich mir nun zwar bewußt bin, daß für meine theologische Laufbahn der gesetzliche Aufenthalt auf der Universität und namentlich in dem Seminar sehr wünschenswerth wäre, so haben mich doch folgende dringende Umstände bewogen, diesen Antrag nicht bestimmt abzuweisen:

Ich habe nämlich noch drey unversorgte jüngere Brüder, welches jedes mögliche Opfer zu bringen mir und meinen zwey älteren Brüdern um so mehr eine unerläßliche Pflicht ist, als eben diese jüngere Brüder, wie auch meine drey Schwestern, ihr gesamtes großmütterliches Vermögen bis auf einen noch unbedeutenden Rest zur Bestreitung unserer Studienkosten zum Opfer gebracht haben. Nun hat zwar mein ältester Bruder als praktischer Arzt in Korntal ein wiewohl mäßiges Auskommen; muß aber dabei nicht nur meine bei ihm mit meinen drey Schwestern sich aufhaltende Mutter versorgen, sondern auch überdiß ein nicht unbeträchtliches Capital, das er zum Behuf seines Studiums – weil jenes großmütterliche Vermögen nicht zureichte – aufzunehmen sich genöthigt sah, allmählich zurückbezahlen.

Ebenso wenig ist mein zweyter älterer Bruder, der als Apothekersgehülfe in Stuttgart sich aufhält, in den Stand gesetzt, die Familie so, wie es die jezt vorliegenden Umstände erfordern, zu unterstützen, da auch ihm die Heimbezahlung eines während seiner Studienzeit aufgenommenen Capitals obliegt, und sein Einkommen auf dieser Stelle ohnehin nicht bedeutend ist.

Was nun mich betrifft, so wurde ich zwar bisher von den Meinigen mit dem Nöthigen unterstützt; aber da jezt meine jüngern Brüder in dasjenige Alter treten, wo auch sie in ihrer begonnenen Bildungslaufbahn größere Kosten verursachen, zu deren Bestreitung wir älteren Brüder nach dem Angeführten verbunden sind, so muß es mir ein besonderes Anliegen sein, auf jede Weise es möglich zu machen, den Meinigen keine Kosten mehr zu

verursachen, und jeden Umstand zu benutzen, durch welchen ich in den Stand gesetzt werde, ihnen und besonders meinen jüngeren Brüdern die so nöthige Hülfe leisten zu können.

Unter diesen Umständen wage ich Eurer Königlichen Majestät meine allerunterthänigste Bitte, nächsten Herbst aus dem Seminar auszutreten, und bey der nächstkommenden Candidaten-Prüfung mich melden zu dürfen, vorzutragen, und diß um so mehr, da, wenn ich erst nach Verfluß einer fünfjährigen Studienzeit mich der Candidaten-Prüfung unterziehen würde, ich alsdann nicht nur keine Aussicht hätte zur Unterstützung meiner Geschwister auch nur das mindeste thun zu können, sondern bey den gegenwärtigen Verhältnissen sogar der Fall eintreten könnte, daß ich selbst noch, wenigstens auf einige Zeit, den Meinigen zur Last fallen müßte.

In tiefster Ehrfurcht verharrend

Eurer Königlichen Majestät
allerunterthänigster

Philipp Paulus.

Diesem Gesuch fügte der zuständige Repetent des Stiftes Hegelmaier eine Beurteilung des Bittstellers bei, in der es heißt:

- Gaben: *weniger als mittelmäßige Fassungs- und Urtheilskraft, ziemlich gutes Gedächtniß*
Fleiß: *anhaltend, im Besuch der Collegien ziemlich regelmäßig, beschäftigte sich privatim mit Dogmatischer Lectüre, den symbolischen Büchern, neutestamentlicher Exegese*
Sitten: *gutmüthig, religiös, übrigens unentwickelt – unkräftig. Gegen Vorgesetzte höflich, unter Comilitonen verträglich.*

Es ist verständlich, daß mit dieser Beurteilung Philipp Paulus das letzte, fünfte Studienjahr als Stiffter an der Universität Tübingen nicht erlassen wurde.

Wer war dieser Student? In dem von ihm verfaßten Lebenslauf für die Zulassung zum ersten theologischen Dienstexamen schreibt er:

Ich bin der Sohn des verstorbenen Pfarrers Magister Paulus in Talheim, Oberamt Tuttlingen, und wurde den 25. May 1809 in Kloster-Reichenbach, Oberamts Freudenstadt geboren. Bis in mein 9. Lebensjahr blieb ich in meinem elterlichen Hause; im 10. kam ich in die lateinische Schule in Güglingen, wo ich nicht ganz 3 Jahre blieb. Hierauf war ich dann noch anderthalb Jahre in der lateinischen Schule zu Tuttlingen Zögling. Von hier aus wurde ich sodann 1823 in das niedere Seminarium zu Maulbronn aufgenommen. Daselbst blieb ich 4 Jahre, bis ich 1827 in das hiesige evangelische theologische Seminar übergieng, wo ich mich nun seit 5 Jahren dem Studium der evangelischen Theologie nebst ihrer propädeutischen Wissenschaften widmete³.

Schon dieser Lebenslauf läßt die Problematik der damaligen Schulausbildung der Kinder von Dorfpfarrern anklingen. Magister Karl Friedrich Paulus war Pfarrer in Klosterreichenbach, Ostelsheim bei Weil der Stadt und schließlich in Talheim bei Tuttlingen gewesen⁴. Er und vor allem seine Ehefrau Beate wollten ihren Söhnen eine gute Schulausbildung mit ins Leben geben. Nicht nur die Bereitstellung des Schulgeldes für so viele Söhne stellte sich diesem Vorhaben entgegen. Obwohl es im Königreich Württemberg viele Lateinschulen gab, waren sie von seinen Pfarrstellen so weit entfernt, daß er seine Kinder nicht als »Fahrschüler« (wie man heute sagt) täglich zu Fuß von zu Hause dorthin schicken konnte. Es gab ja noch keine Eisenbahnen oder Autos. Eine Entfernung von 30 Kilometer bedeutete einen Tagesmarsch. Mehr als 10 Kilometer konnte man einem Schulkind als täglichen Schulweg nicht zumuten.

Im Königreich Württemberg gab es schon seit der Reformation die niederen Seminare als Gymnasien und das Stift als Internat für Theologiestudenten. Wer die Aufnah-

meprüfung (das Landesexamen) bestand, konnte über diese Institutionen seine Schul- ausbildung und das Studium ohne Kosten für die Eltern durchführen. Da der Andrang zu diesem Bildungsweg groß war, konnten nur diejenigen aufgenommen werden, die die besten Grundkenntnisse in lateinischer und griechischer Sprache vorweisen konnten. Das bedeutete, daß man bis zum Zeitpunkt des Landesexamens im 14. Lebensjahr des Bewerbers bereits eine gute Vorbildung besitzen mußte, um überhaupt Aussicht auf Erfolg zu haben.

Philipp Paulus hatte diese Klippe überwunden – allerdings nur um den Preis, daß er auswärts bei seiner Großmutter in Güglingen wohnen konnte, wo eine gute Latein- schule war. Für seine beiden älteren Brüder »Doktoronkel« Friedrich und »Apotheker« Wilhelm gab es von ihrer Veranlagung her diesen Weg nicht. Die Familie mußte viel Geld aufbringen, um ihnen ihre akademische Ausbildung zu finanzieren. Ein Schlag- licht auf die damaligen sozialen Zustände wirft der Umstand, daß ihre Mutter Schwierig- keiten hatte, nach dem Tode ihres Mannes (22. 11. 1828) Talheim zu verlassen, um im Unterland ihren Witwensitz aufzusuchen. Die Gläubiger verwehrten ihr den Aus- zug, bis die Begleichung all ihrer Schulden geregelt war⁵.

Beate war damals nach Münchingen gezogen, einem Ort nördlich von Stuttgart gelegen und heute mit Korntal zu einer Gemeinde zusammengelegt. Dort hatte ihr Großvater Johann Friedrich Flattich als Pfarrer das Wort Gottes mit einem solchen Segen verkündet⁶, daß die Gemeinde noch seine Enkelin hoch achtete. Von den jünge- ren Söhnen Christoph (geboren 1. 5. 1811), Immanuel (geboren 25. 7. 1814) und Gott- lob (geboren 15. 10. 1820) zog nur der Jüngste mit ins Witwenheim. Christoph ging als Privatlehrer nach Lausanne, um die französische Sprache beherrschen zu lernen. Er sollte später ein naturwissenschaftliches Fach studieren. Zur Erreichung dieses Studien- ziels waren gute Kenntnisse in den bedeutenderen modernen Sprachen gefordert, um die Fachliteratur lesen zu können. Immanuel wurde bei Verwandten untergebracht und besuchte das Gymnasium in Stuttgart⁷. Nach erfolgreichem Abschluß dieser Ausbil- dungsabschnitte schrieben sich Christoph als Student des Bergbaus und Immanuel als Student der Theologie an der Universität Tübingen ein⁸.

Auf die Dauer fand es Beate für besser, ihren Witwensitz in das benachbarte Korntal zu verlegen. Dieser Ort ist eine pietistische Brüdergemeinde, 1819 von Gottlieb Wil- helm Hoffmann gegründet⁹, um solchen christlichen Gemeindegliedern eine Möglich- keit zu einem ihrem Glauben gemäßen Leben zu geben, die in der damals in der evangelischen württembergischen Landeskirche neu eingeführten Liturgie einen Abfall vom rechten Glauben sahen. Der Pietismus hat sich immer um die Einrichtung guter Schulen bemüht, weil der mündige Christ in der Lage sein müsse, sich seinen Glauben an Hand des eigenen Bibelstudiums erarbeiten zu können. Deshalb wurde in der Brü- dergemeinde Korntal schon im Jahre ihrer Gründung eine höhere Schule eingerichtet. Ihre Leitung übernahm Johannes Kullen, der aus der in pietistischen Kreisen hochange- sehenen Lehrerfamilie Kullen aus Hülben bei Urach stammte¹⁰. Er erlies dem jüngsten Sohn der Beate Paulus das Schulgeld von jährlich 110 Gulden, um ihr das Leben finanziell zu erleichtern¹¹.

Als ihr ältester Sohn Friedrich sein Studium abgeschlossen hatte¹², wurde er als Arzt nach Korntal berufen. Beate konnte mit finanzieller Unterstützung durch Verwandte ein Haus bauen, in dem Fritz seine Praxis und ihr zweiter Sohn Apotheker Wilhelm eine Filiale der Josenhansschen Apotheke in Leonberg einrichten konnte¹³. So lebte man im eigenen Haus zusammen – allerdings mit neuen Schulden. Deshalb mag Philipp kaum übertrieben haben, als er in seinem Gesuch die finanzielle Lage seiner Familie schilderte.

Aber die über diesen Antrag entscheidende Behörde scheint an solche Zustände

gewöhnt zu sein. Ungerührt vermerkt die Stiftleitung in ihrer Stellungnahme, daß für Philipps zukünftiges Fortkommen besser gesorgt sein dürfte, wenn er seine restliche Studienzeit noch dazu nutzen würde, sich neben seiner theologischen Studien auch mit den Realien zu befassen und dort wiederum besonders mit den Naturwissenschaften, in denen er bereits ordentliche Ansätze gezeigt habe.



Bild 2: Beate Paulus, geborene Hahn

Ölgemälde 30 × 40 cm signiert Kraneck
im Besitz des Verfassers

Das Bild ist wahrscheinlich vor 1828 entstanden, als ein Maler Kraneck in der Kirche zu Bössingen bei Donaueschingen zwei Bilder malte. Beate's Mann war um diese Zeit Pfarrer im benachbarten Talheim.

Beate Paulus (geboren am 8. Januar 1778, gestorben am 24. Januar 1842) hatte ihre Kinder zu einer Familiengemeinschaft erzogen, die ihr ganzes Leben auch über die Zugehörigkeit zu verschiedenen Religionsgemeinschaften zusammenhielt. Sie hat die Schaffung einer Privatschule durch ihre Söhne nicht nur wegen der Möglichkeit der Einwirkung auf die religiöse Erziehung von Kindern begrüßt. Für sie war es auch ein wichtiger Gesichtspunkt, daß die ganze Familie eine gemeinsame Aufgabe anfaßte, die sie zusammenhielt.

Es ist nach dem heutigen Forschungsstand nicht zu entscheiden, ob dieser Rat aus Befürchtungen heraus gegeben wurde, zukünftig nicht alle Theologiestudenten in den Kirchendienst übernehmen zu können. Württembergische Theologen waren bis ins 19. Jahrhundert überall auf der Welt zu finden. Kepler, Hegel, Hölderlin und Schelling sind nur die bekanntesten Beispiele dieser Entwicklung. Produzierte Württemberg zu

viel Theologen, so daß nicht alle eine Anstellung in der Heimat finden konnten? Versuchte man von seiten der Kirchenleitung die schlechteren Kandidaten auf andere Berufe umzulenken, weil sie kaum mit einer Anstellung im Kirchendienst rechnen konnten?

Wie dem auch sei! Philipp mußte noch ein Jahr warten, bis er sein erstes Dienstexamen ablegen durfte. In der Aufstellung über seine gehörten Vorlesungen, die er den Bewerbungsunterlagen befügte, finden sich als seine Lehrer neben den Theologen Jäger, Schmid, Steudel und Baur auch der Mathematiker und Geodät Bohnenberger, der Philosoph Sigwart und der Historiker Haug aufgeführt.

Am 21.9.1832 legte Philipp Paulus in Tübingen seine *Candidaten-Prüfung* mit der Note *zureichend* ab.

Wenn er mit diesem Ergebnis seiner Studien auch zum schlechten Durchschnitt zählte, hatte er doch eine Voraussetzung zur Übernahme in den Pfarrdienst der evangelisch-lutherischen württembergischen Kirche erworben. Infolge der Karlsbader Beschlüsse des Metternichschen Systems mußte der frischgebackene *Candidat* noch am gleichen Tag folgenden Revers unterschreiben:

Ich Ernst Philipp Paulus gebürtig von Kloster Reichenbach Oberamts Freudenstadt versichere andurch auf das Feierlichste und bei meinen staatsbürgerlichen Pflichten, daß ich während meines ganzen Lebens in keiner gesetzwidrigen geheimen Verbindung gestanden sey, folglich auch jetzt in keiner solchen stehe, wie ich dann auch zugleich ebenso bezeuge, daß die Wahrheit vorstehenden Umstandes mir als Bedingung meiner gnädigsten Aufnahme in den Staatsdienst bezeichnet worden ist.

Schon am 5.10.1832 kommt Philipp um unbezahlten Urlaub und die Erlaubnis ein, eine Stelle als Hauslehrer bei Herrn Alioth in Arlesheim bei Basel annehmen zu dürfen. Wie ihm auch seine Vorgesetzten in ihrer Stellungnahme bestätigen, habe er sich um diese Anstellung bemüht, weil im Königreich Württemberg gegenwärtig und voraussichtlich auch in der Zukunft keine passende Vikarsstelle für ihn frei sei. Da der Antragssteller am 4.10. alle seine Schulden bei der Universität Tübingen beglichen hatte, genehmigte das zuständige Ministerium seinen Antrag ohne Anstände. Unmittelbar darauf reiste Philipp in die Schweiz zu seinem neuen Arbeitgeber.

Das nächste Mal hören wir von ihm zwei Jahre später. Am 4.10.1834 reichte er ein Gesuch zur Verlängerung seiner Freistellung um weitere zwei Jahre ein. Dem Antrag ist ein Zeugnis des Herrn Alioth beigelegt, aus dem hervorgeht, daß Philipp in den vergangenen zwei Jahren nicht nur als Hauslehrer, sondern auch als Prediger tätig gewesen war. Da die nächste evangelische Kirche weiter entfernt von der Manufaktur des Arbeitgebers liege, habe Philipp den Predigtendienst für die Hausgemeinde übernommen und seine Pflichten mit Fleiß und Treue zu seiner ganzen Zufriedenheit erfüllt, sich auch stets eines seinem hohen Berufes würdigen ... Wandels beflissen und sich allgemeiner Achtung und Liebe erfreuen können. Daher wünsche er die Verlängerung der Erziehungsarbeit um weitere zwei Jahre. Der Bittsteller versäumte auch nicht den Hinweis in seinem Antrag, er könne hier auch seine theologischen Studien fortsetzen und sich im Dienst am göttlichen Wort üben.

Nach wie vor hielt man Philipps Arbeitskraft für das Königreich Württemberg entbehrlich, so daß auch dieses zweite Gesuch am 7.11.1834 anstandslos genehmigt wurde. Er sollte aber das Ende dieses unbezahlten Urlaubs nicht mehr in der Schweiz erleben. Bereits ein Jahr später, am 12.11.1835, meldete er sich von Korntal aus zurück. Gleichzeitig bat er darum, *das ihm noch zum Aufenthalt im Ausland frey gegebene Jahr im Vaterlande ohne Anstellung im Kirchendienst zubringen zu dürfen*. Zur Begründung für dieses Ansuchen führte er aus, daß sich seine Verhältnisse so geändert hätten, daß er zurückgekehrt sei. Man habe ihm einen Zögling zur weiteren Erziehung

mitgegeben, um ihn entweder in einer passenden Anstalt im Vaterlande unterzubringen, oder ihn bey mir zu behalten und seine Erziehung und wissenschaftliche Bildung selbst zu übernehmen. Er habe nun weder eine passende Erziehungsanstalt noch ein Vikariat gefunden, das dies gestatte. Da bot sich mir endlich in Kornthal nicht nur eine passende Gelegenheit dar, mit meinem Zögling hier mich aufzuhalten, sondern auch die Aussicht, deren noch mehrere zu bekommen, und so mich durchzubringen. Auch dieses Gesuch wird anstandslos genehmigt.

Was war geschehen? Philipp selbst schilderte im Rückblick die Vorgänge so:

Während die Verhältnisse der Mama sich so gestalteten, brach in Kornthal und namentlich in der Anstalt des Herrn Kullen das Nervenfieber aus und richtete darin solche Verheerungen an, daß Herr Kullen die Anstalt aufgeben mußte und damit die Knabenerziehungsanstalt in Kornthal einging. Kaum aber war sie eingegangen, so machte sich das Gefühl des Bedürfnisses einer höheren Unterrichtsanstalt für Knaben je länger je mehr geltend, sodaß, als Philipp im Jahre 1834 von Arlesheim aus einen Besuch in Kornthal machte, Herr Kullen sich innerlich angetrieben fühlte, ihn aufzufordern, er solle nach Kornthal kommen und wieder eine Knabenerziehungsanstalt in's Leben rufen. Als aber dann, ein halbes Jahr später, im Frühjahr 1835 der Herr Pfarrer von Kornthal, der jetzige Prälat von Kapff, dieselbe Aufforderung wieder an ihn richtete, so wurde die Sache im Schooße der Familie in ernstliche Erwägung gezogen und beschlossen, darauf einzugehen. Nun kündigte Philipp seine Stelle in Arlesheim auf, kam im Herbst nach Kornthal, miethete ein Lokal und eröffnete wieder eine Knabenerziehungsanstalt in Kornthal. Dieß geschah im Herbst 1835¹⁴.

In Korntal

Beate Paulus, die Mutter von Philipp, fühlte sich als württembergische Pietistin. Allerdings lies sie sich von keinem der damals in voller Blüte stehenden Gemeinschaftskreise integrieren. Sie vertrat eine eigenständige Position als Tochter von Philipp Matthäus Hahn. Während die Söhne dieses Mechanikerpfarrers, der die erste für eine Serienproduktion reife mechanische Rechenmaschine hat bauen lassen, als Feintechner tätig waren, fühlte sie sich als einzige Erbin des theologischen Nachlasses. Ihre Brüder, die Söhne aus Hahns zweiter Ehe, waren alle gestorben, ehe sie ihre Ausbildung abgeschlossen hatten. So war nur sie übrig geblieben, und sie betrachtete dies nicht als einen unglücklichen Zufall, sondern als Auftrag von Gott, ihres Vaters Gedanken über das Reich Gottes in den pietistischen Kreisen lebendig zu halten. So hatte sie ihre Kinder erzogen, und ihr Vorbild hatte insofern Früchte getragen, als diese während ihres Studiums die Predigten ihres Großvaters gelesen und sich darüber Gedanken gemacht hatten. Als Gegenentwurf zu Hegels Dialektik versuchten sie, sich eine Weltanschauung aufzubauen, die von den Reich-Gottes-Vorstellungen ihres Großvaters ausging.

Diese Haltung wurde in den pietistischen Kreisen Württembergs kaum verstanden. Michael Hahn, Christian Pregizer und das »Heilige Korntal« als Zentrum all der verschiedenen Strömungen versuchten mehr die altüberlieferten Gedankengebäude eines Jacob Böhme, Albrecht Bengel und Christoph Oetinger in ihrer theosophischen Ausbildung als Antwort auf die beginnende Industrialisierung weiterzuentwickeln. Daher hatte sich Beate in Korntal keiner dieser Gruppierungen angeschlossen. Sie hatte sich einen Kreis von Freundinnen aufgebaut, denen sie die Predigten ihres Vaters vorlesen konnte¹⁵. Aber in ihrem Innern war schon längst ein Elitebewußtsein aufgekeimt, das sie auch ihren Kindern und diese ihren Enkelkindern weitergegeben hatten beziehungs-

weise weitergeben werden: Gottes Wort in der Auslegung ihres Vaters war ihnen als das große Geheimnis vor der Welt gegeben.

Aus dieser Haltung heraus hatte sich die Familie enger zusammengeschlossen, als es sonst üblich ist. Man wollte zusammen bleiben, um das Werk des Großvaters weiterzuführen. So war schon sehr früh der Gedanke aufgekommen, gemeinsam eine Schule aufzubauen, in der alle zusammen das an die Jugend weitergeben konnten, was ihnen als christliches Erziehungsideal vorschwebte. Dabei konnte man eine Einheit bleiben und das überkommene Gedankengut weiter entwickeln. Eine solche Schule konnte aber nur ein Gymnasium sein, das Kinder etwa ab dem 10. Lebensjahr auf das Universitätsstudium vorbereitete. Eine besondere Konzentration auf die Teilnahme der Zöglinge am Landexamen wurde nicht angestrebt. Die Brüder wußten aus ihrer Erfahrung, daß die Erziehung in den Klosterschulen in weltanschaulichem Gegensatz zu ihren Vorstellungen stand. Nur wenn der Zögling bis zum 18. oder 19. Lebensjahr ihre Schulung durchlaufen habe, konnte man darauf hoffen, daß das ihm Mitgegebene den Anstürmen des Zeitgeistes einigermaßen gewachsen sei.

Wenn aber Philipp und nach ihm auch Immanuel die Akzente ihres theologischen Studiums anders setzten, als es das Examen forderte, – wenn sie diese Eigenwilligkeit mit schlechteren Noten bezahlten, so hatten sie keineswegs eine Engführung ihres Geistes nur auf das Hahnsche Gedankengut betrieben¹⁶. Im Gegenteil strebten sie ein möglichst viele Wissensgebiete umfassendes Studium an. Sie hatten sich einen Kreis von Studenten aufgebaut, der aus den verschiedensten Fakultäten an Antworten auf die drängenden Fragen philosophischer Weltbewältigung interessiert war.

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß es in Korntal sofort zu Spannungen zwischen der neu zugezogenen Familie Paulus und dem weltlichen Gemeindevorsteher, Korntalgründer Gottlob Wilhelm Hoffmann kam. Der erfahrene Verwaltungsfachmann Hoffmann konnte keine Hochschulreife vorweisen und war überzeugter Anhänger der Wiederkunftsrechnung von Johann Albrecht Bengel. Er hatte wegen seiner Gründung Korntal einen fast legendären Ruf im pietistischen Württemberg. Ihm und seiner Verwaltungserfahrung allein war es zu verdanken, daß der württembergische König 1819 der Gründung dieser Brüdergemeinde zugestimmt hatte. Wäre Hoffmann nicht mit der Arbeitsweise von Behörden gut vertraut gewesen, und hätte er nicht den König zum Freund gehabt, Korntal wäre nie entstanden. Daher war er die einzige Autorität in der jungen Gemeinde.

Wahrscheinlich hat er schon bald gespürt, daß die Familie Paulus nicht bereit war, ihn als Autorität in allen Fragen anzuerkennen. Dem Korntalgründer andererseits wollte es nicht in den Kopf, daß ausgerechnet von Akademikern mit so schlechten Examensnoten eine Musterschule aufgezogen werden könne¹⁷. Da seine Tochter Ludowika Maria am 3. März 1835 den Apotheker Wilhelm Paulus geheiratet hatte, hatte er unmittelbaren Einblick in das Paulussche Familienleben, und dieser konnte ihn nicht ermutigen¹⁸. Sein Sohn Christoph, später selbst Lehrer an dieser Schule, bringt die Gegensätze in seinen Memoiren auf den folgenden Nenner:

War der Tag mit seinen Unterrichts- und Aufsichtsgeschäften beendet, so sammelte sich die ganze Familie in der ... Wohnung, wo es immer viel Stoff zu geschäftlichen und gemüthlichen Besprechungen gab, sodaß man meist spät zu Bette kam und folglich Morgens nicht früher auf war, als es der Unterricht und die Hausordnung überhaupt erforderte. An dieser Lebensweise, die von der in Korntal in den meisten Häusern üblichen abwich, stießen sich manche, und auch in meinem elterlichen Hause machte sie keinen wohlgefälligen Eindruck. Mein Vater, von dem Grundsatz ausgehend, daß junge und gesunde Leute morgens früh um 6 Uhr, Sommers 5 Uhr oder 4 Uhr an der Arbeit sein sollten, konnte sich das Gegentheil nur als Weichlichkeit und behagliches Sichgehen-

lassen erklären und wurde dadurch zweifelhaft, ob Leute, die an solchen Charakterfehlern litten, überhaupt zu Lehrern und Erziehern taugten.

An anderer Stelle bringt der Korntalgründer seine Bedenken über den Paulusschen Lebensstil auf die einfache Formel *das Paulus'sche Tabakrauchsleben*, weil die abendlichen Diskussionen im Familienkreis durch das Tabakrauchen erst ihre richtige Weihe bekamen¹⁹.

Als Philipp im Herbst 1835 zur Gründung seiner wissenschaftlichen Bildungsanstalt nach Korntal zurückkehrte, wartete eine Menge Arbeit auf ihn. Neben dem üblichen Papierkrieg mit den Verwaltungen mußte er die Reklametrommel rühren, damit sein im Entstehen begriffenes Gymnasium bei den Eltern bekannt werde. So mußte er einen Reklamebrief, einen Prospekt entwerfen, der Interessenten Auskunft über das Unternehmen gab, dem sie ihre Kinder anvertrauen sollten.

Leider hat sich kein Exemplar dieses ersten Prospekts erhalten. Der Korntaler Gemeinderat beriet über ihn in seiner Sitzung vom 12. 12. 1835²⁰. Aus dem Protokoll dieser Sitzung geht hervor, daß Doktoronkel Friedrich und Philipp Paulus als die Leiter der Anstalt signierten. Neben ihrem Gymnasium gab es damals in Korntal noch die Anstalt des Hauptlehrers Elsässer, der eine mathematische, naturwissenschaftliche und neusprachliche Bildung anbot²¹. Der Gemeinderat beschloß auf Grund eines Vorschlags des weltlichen Gemeindevorstehers (also des Korntalgründers):

Erstens müsse in dem Prospekt die Schulaufsicht durch den geistlichen Gemeindevorsteher erwähnt werden.

Zweitens gehe aus dem Prospekt nicht hervor, daß für die Schule von den aufgeführten vier Gebäuden gegenwärtig nur zwei vorhanden seien. Wolle sich die Schule räumlich ausdehnen, so sei der dazu nötige Erwerb von Grundstücken nicht Sache der Gemeinde.

Drittens müsse der Gemeinderath gegen alle Einrichtungen bei Spaziergängen, Spielen und Leibesübungen innerhalb der Gemeinden sich erklären, welche den Gemeinwohnern Schaden bringen oder Anstoß und Ärgerniß geben könnten.

Viertens könne die Neueinstellung von Lehrern nur nach vorheriger Zustimmung des geistlichen Gemeindevorstehers geschehen.

Philipp scheint seinen Prospekt entsprechend abgeändert zu haben. Schließlich sollte die Anstalt eröffnet werden und man hatte keine Zeit mehr zu weiteren Diskussionen. In Frühjahr 1836 legte Immanuel Paulus an der Universität Tübingen seine Candidatenprüfung mit der Note IIb ab und trat sofort als Mitbesitzer in die entstehende Schule ein. Zu diesem Schritt gehörte nach dem Stand der Verhandlungen ein fester Glaube an die Zukunft dieser Anstalt, die offiziell um diese Zeit mit nur drei Zöglingen eröffnet wurde. Bis zum Herbst konnten noch weitere neun Jugendliche aufgenommen werden.

Einen Vorteil hatte das zunächst so günstige Lehrer/Schülerverhältnis: Die Ausbilder konnten sich intensiv um jeden einzelnen Zögling kümmern. Außerdem wurden die ersten pädagogischen Erfahrungen von den Besitzern der Anstalt im kleinen Kreis gewonnen. *So war das Leben in unserer Anstalt in dieser Zeit in einer glücklichen Verschlossenheit in sich selbst umfassen: der ganze Kreis seiner Tätigkeit vollendete sich innerhalb seiner, des Zöglings, eigenen Schranken, und es entstand das befriedigende Gefühl einer entschiedenen, individuellen und mit sich selbst einigen Existenz*²².

Während wir so uns bemühten, das innere Leben der Anstalt zum möglichen Gedeihen zu bringen, änderte sich zusehends ihr äußerer Bestand. Denn im Winter von 1836 auf 1837 mehrte sich die Zahl der Zöglinge, größtentheils aus dem Elsaß, Baden und der Französischen Schweiz, bedeutend, so daß sie am Anfang des Jahres 1837 auf mehr als zwanzig stieg.

Für die Besorgung einer so großen Anzahl reichten nun die Kräfte dreier Lehrer,

wovon einer noch seinem Beruf als praktischer Arzt obzuliegen hatte, nicht mehr aus, da nach dem obigen die Gegenstände und Klassen des Unterrichts sehr manchfaltig seyn mußten. Namentlich konnten wir bei einer vorherrschend philologischen Bildung die realistischen Fächer nicht so betreiben, wie es die Sache jetzt zu erfordern anfang.

Der bisherige Gang der Sache aber hatte uns mehr und mehr überzeugt, daß unser Vorhaben vom Segen Gottes begleitet und seinem Willen gemäß sey, und so trugen wir keine Bedenken, im Vertrauen auf die fernere Fortdauer dieses von Gott geschützten Werkes, unseren Bruder Christoph zu uns zu berufen. Man setzte uns zwar hierbei manche Einwürfe entgegen, weil er dadurch aus einer sicheren Laufbahn in eine unsichere herübergezogen wurde. Allein sowohl wir alle, als namentlich er selbst, glaubten dem Werke, dem wir uns einmal hatten, und das bei dem ganzen Charakter unseres Familienlebens nothwendig ein gemeinsames seyn mußte, Privatrücksichten aufopfern zu müssen²³.

Christoph war um diese Zeit nach Abschluß seiner Studien Bergkadett in Rottweil. Sein Vorgesetzter Bergrat von Alberti hatte ihm genauso wie Korntalgründer Hoffmann ganz entschieden von diesem Schritt abgeraten; denn er wechselte damit von einem gesichertem Beamtendasein in die Ungesichertheit eines freien Berufs. Christoph entschied sich trotzdem zu diesem Schritt, da er die Überzeugung der Mutter und der Brüder theilte, daß sie als Enkel Hahns und als Söhne ihrer Mutter ... zu einer besonderen und gemeinsamen Arbeit für das Reich Gottes berufen seien²⁴.

Christoph trat Anfang 1837 in die Anstalt als Lehrer ein. Jedoch diese Schule wuchs weiter, so daß sehr bald die Zahl der Lehrer wieder nicht ausreichte. Allein bei dem fortdauerndem Wachsthum der Anstalt sahen wir uns bald genöthigt, einen Theil der realistischen und der philosophischen Fächer je einem Hülflehrer zu übergeben, welche im Frühjahr 1837 eintraten. Etwas später trat auch ein eigener Lehrer des Französischen bei uns ein, der dieser seiner Muttersprache sowohl grammatisch, als auch für mündlichen und schriftlichen Ausdruck vollkommen Herr war. Zur nemlichen Zeit füllte sich durch den Eintritt eines auf den wichtigsten Instrumenten sehr geübten und zum Unterricht befähigten Musiklehrers eine weiter Lücke aus. So traten wir mit einer Anzahl von etwa dreißig Zöglingen in den Sommer 1837 ein²⁵.

Angesichts des Lehrer/Schülerverhältnisses auf unseren heutigen Schulen kann man nur neidisch auf die Zahl von acht Lehrern blicken, die dreißig Schüler zu betreuen hatten! Aber diese geringe Schülerzahl war nur ein Anfang. Im Laufe des Sommers und Herbstes 1837 stieg die Zahl der Anmeldungen noch weiter, so daß man für den Herbst mit sechzig Zöglingen rechnen mußte²⁶. Da reichten die vorhandenen Gebäude in Korntal nicht mehr aus. Die neu eintretenden Zöglinge mußten außer Haus in Privatquartieren untergebracht werden. Man mußte ein neues Schulgebäude hochziehen.

Woher bekamen die Gebrüder Paulus die Mittel für ein solches Projekt? Schließlich hatte sie der Aufbau des Bestehenden schon in große Schulden gestürzt. Das Schulgeld reichte für die Verwirklichung der Pläne nicht aus. Geldgeber aus der Bekanntschaft oder Familie konnte man nicht schon wieder angehen. So reiste Philipp in den Osterferien nach Basel in die Schweiz, um dort einen Kredit aufzunehmen. Diese Stadt am Rheinknie war damals ein christliches Zentrum. Dort wurden auf privater Basis junge Menschen zu Missionaren ausgebildet. Deswegen konnte man hoffen, hier die Geldgeber zu finden, die für die auf dem pietistischen Christentum gegründete Schule in Korntal Mittel flüssig machen würden.

Philipp traf in dieser Stadt den Theologen Johann Tobias Beck. Dieser öffnete ihm den Zugang zu den Kreisen, die die christlichen Werke finanzierten. Sie wurden willig und gaben mir eine schriftliche Zusage, das nöthige Geld zum Bau, so wie man es brauche, uns zu leihen und zwar zu einem sehr mäßigen Zins, um auch etwas zum

*Gedeihen des guten Zweckes beizutragen*²⁷. So hatte die Familie Paulus gegen die Erwartung des Korntalgründers die finanzielle Klippe wieder einmal elegant umschiff. Das Geld stand auf Abruf bereit, und die Termine drängten; denn bis zum Herbst mußte in jedem Fall ein Neubau fertig sein, wenn man nicht von einer Schülerlawine erdrückt werden wollte.



Bild 3: Dr. med. Karl Friedrich Paulus, genannt Doktoronkel

Photographie im Besitz des Verfassers

Ältester Sohn der Beate Paulus, geborene Hahn, praktischer Arzt, Mitbegründer der Wissenschaftlichen Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg.

Der Neubau

Am 5. 6. 1837 befaßte sich der Korntaler Gemeinderat zum ersten Male mit der neuen Bauplanung für die Paulussche Anstalt. Er genehmigte im Grundsatz die Planung unter folgenden Auflagen:

Erstens wird die Inspektion durch den geistlichen Vorsteher der Gemeinde präzisiert:

Er habe darüber zu wachen, daß *nichts den Grundsätzen und Lehren der Gemeinde Kornthal Zuwiederlaufendes vorkomme*. Das beziehe sich sowohl auf die Unterrichtsgestaltung wie auf die sittlich-religiöse Einstellung der Lehrer.

Ferner habe er halbjährliche Visitationen vorzunehmen. Er könne auch jederzeit unangemeldet bei einzelnen Lektionen erscheinen.

Schließlich dürfe ohne seine Einwilligung kein Lehrer eingestellt werden.

Zweitens. Die Lehrer haften für Schäden in Feldern und Weinbergen, verursacht durch die Zöglinge der Anstalt.

Drittens dürfe die Anstalt nicht mehr als achtzig Zöglinge aufnehmen.

Ferner seien der Gemeinde vor Baubeginn die Pläne, die geplante Finanzierung und die Zustimmung der Anlieger zur Genehmigung vorzulegen.

Schon eine Woche später, am 10. 6., hatten die Gebrüder Paulus ihre Pläne dem Gemeinderat vorgelegt. Sie wollten für 10000 Gulden in den ihnen gehörenden Weinbergen vor dem Ort ein Institutsgebäude hochziehen. Um die Sorgen der anderen Weingutsbesitzer zu unterlaufen, erklärten sie sich zur Haftung für alle Schäden bereit, die die Zöglinge verursachen würden. Die abgelegene Lage sie für die Schüler gesund. Darüber hinaus habe man dort von der Gemeinde, aber auch von der Töchteranstalt, ausreichenden Abstand für ungestörtes Arbeiten.

Erst am 14. 6. schritt der Gemeinderat zur Beschlußfassung, nachdem er die Meinung des für die Baugenehmigung zuständigen königlichen Oberamts im benachbarten Leonberg eingeholt hatte. Diese Behörde wollte sich aber jetzt noch nicht festlegen, sondern bat um einen Lageplan und die Meinung der betroffenen Weinbergsbesitzer zu diesem Projekt. Darauf wurde in Korntal abgestimmt. 34 Weinbergsbesitzer stimmten der Bauplanung zu, 31 lehnten sie ab, 2 enthielten sich der Stimme. Darauf protestierten einige Weinbergsbesitzer gegen dieses Ergebnis mit der Begründung, es hätten auch Handwerker mit abgestimmt, die einen Weinberg besitzen. Diese zögen aber durch die berufliche Zuarbeit zu der Schule Nutzen und seien deswegen voreingenommen. *In keinem Ort würde gestattet werden, ein Haus und gar ein Anstaltsgebäude mitten in die Weinberge zu setzen.*

Wie es dann weiter ging, berichtet Philipp so: *Um diese Zeit wurden wir durch Freunde in Ludwigsburg darauf aufmerksam gemacht, daß in der Nähe dieser von Kornthal nicht volle zwei Stunden entfernten Stadt ein Gut mit Gebäuden zum Verkauf freistehe, welches sich zur Anlegung einer Anstalt in manchfacher Hinsicht eignen würde. Da sich die Sache ganze von selbst anbot, so schien sie einer genauen Erwägung werth und wir begaben uns auf den Platz, um nach eigener Ansicht uns entscheiden zu können.*

An der Westseite des Neckarthales von Cannstatt abwärts bis Besigheim dehnt sich zwischen Enz und Neckar eine fruchtbare Ebene aus, die im Westen vom Schwarzwald, im Süden von den Abfällen der Filderhochfläche begränzt wird. Fast in der Mitte ihrer Erstreckung von Süden nach Norden liegt am Abfall gegen den Neckar hin die Residenzstadt Ludwigsburg am nördlichen Abhang einer geringen Erhebung. Auf dem Scheitel der nemlichen Anhöhe, die übrigens einer der höchsten Punkte der ganzen Fläche ist, in einer Erhebung von mehr als 400 Fuß⁸ über dem Neckar, der hier nur eine halbe Stunde entfernt ist, liegt ein Lustwäldchen, Salon genannt, königliches Eigenthum, an dessen Ecke gegen die Landstraße von Stuttgart nach Ludwigsburg hin sich das fragliche Gut befand.

Die Gebäude auf dem letzteren, welches den Namen Salongut führte und aus zehn Morgen Feldes an der Südseite der Anhöhe bestand⁹, hatte wegen ihrer früheren Bestimmung zum Vergnügen einer fürstlichen Person den Namen Catharinenpläsir. Sie befanden sich aber jetzt in den Händen von Privatpersonen und waren zu anderweitigen Zwecken verwendet worden. Wir fanden die Lage des Gutes in jeder Hinsicht geeignet für unsere Zwecke. Wegen seiner hohen Lage gewährte es nicht nur außer der Nordseite überallhin freie Aussicht, im Westen auf den nahegelegenen Asperg und den entfernteren Stromberg, im Süden theils auf die Berge um Stuttgart, theils namentlich ins Neckarthal oder oberhalb Cannstatt und über demselben auf die schwäbische Alb,



Bild 4: Ausschnitt aus der Flurkarte Nr. 36/10, Oberamt Ludwigsburg

Archiv der Stadt Kornwestheim, K7

Die Karte wird wie folgt beschrieben: Salongebiet, aufgenommen (1831), geändert 1869, Geometer Betz (1831), Fr. Bettex (1869), Papier, 1000 Fuß = 11,3 cm (1:25000).

Am Rand der Karte befinden sich folgende handschriftliche Eintragungen:

- A, B, C, D, E = Villa's
- a, b, c, d, e = Holzschuppen
- F Wohnung Ph. Paulus.

In der linken oberen Ecke der Karte ist die Straße von Ludwigsburg nach Kornwestheim eingetragen. Das mit *Catharina Plaisir* bezeichnete Grundstück wurde von den Brüdern Paulus für ihre Wissenschaftliche Bildungsanstalt gekauft. Rechts von der Straßenkreuzung am linken oberen Bildrand ist der Gartenpavillon zu erkennen, den König Friedrich I. von Württemberg für seine Tochter Catharina erbauen ließ. Südlich von diesem Gebäude, über einen schraffiert angedeuteten Weg zu erreichen, befindet sich der zugehörige Bauernhof. Die mit den Buchstaben bezeichneten Häuser und Schuppen sind erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden und wurden nicht für die Schule genutzt. Das mit F gezeichnete Haus wurde von Direktor Philipp Paulus bewohnt, nachdem er 1859 sich von der Salonschule zurückzog. Apotheker Wilhelm Paulus erwarb von seinem Bruder Philipp nur ungefähr die linke Seite des schraffierten Gebietes.

im Osten auf das schöne Hügelland auf der rechten Seite des Neckars, sondern es genießt auch einer immer frischen, reinen und trockenen Luft.

Als Scheitelpunkt einer hoch gelegenen Fläche konnte es nicht sehr wasserreich sein; dennoch ist am unteren Theile des Gutes ein Brunnen, der reichliches und sehr gutes Wasser gibt, und sich innerhalb eines dort abgesondert stehenden Hauses befand. Sehr günstig war einerseits die Nähe einer bedeutenden Stadt, welche das Herbeischaffen der Lebensbedürfnisse und überhaupt den Verkehr nach außen ungemein erleichterte, andererseits wieder der Umstand, daß der Platz doch nicht in der Stadt, sondern eine halbe Viertelstunde davon entfernt liegt, was uns in Rücksicht auf Erziehung und Aufsicht erwünscht seyn mußte.

Wenn uns alle diese Umstände geneigt machen mußten, die Sache in fernere Überlegung zu nehmen, so konnte das freundliche Entgegenkommen von Seiten mehrerer einflußreicher Personen der Stadt Ludwigsburg, namentlich der Herren Oberbürgermeister von Preyß, Oberjustizrath von Klett, Stadtrath Körner, Stadtrath Baumgärtner, Kaufmann Weigle ebenfalls nur aufmunternd auf uns wirken. Jedoch liegt der fragliche Platz, obwohl so nahe an der Stadt, doch nicht auf ihrer Markung, sondern gehört noch zu dem unfern auf einer gegenüberstehenden Anhöhe gelegenen Pfarrdorfe Kornwestheim, und es war daher für uns das nächste, uns dahin zu wenden, um so mehr, da uns diese Gemeinde als vieljähriger Wirkungskreis unseres Großvaters mütterlicherseits, des durch seine theologischen und mechanischen Arbeiten bekannten Pfarrers Hahn, von dem auch noch nahe Verwandte in dieser Gemeinde wohnen, theuer war. Auch hier wurde uns geneigte Aufnahme von Seiten des Ortsgeistlichen, Herrn Dekan Eisenlohr, als auch des Ortsvorstehers, Herrn Schultheiß Ergenzinger, zu Theil³⁰.

Jedoch ist den Gebrüdern Paulus der Abschied vom Heiligen Korntal nicht leicht gefallen. Gab es hier doch eine Gemeinschaft von überzeugten Christen, die in brüderlicher Eintracht zusammenlebten. Waren hier doch die Voraussetzungen für einen Schulbetrieb in christlicher Verbundenheit zwischen Erziehern und Zöglingen gegeben. Aber die fehlgeschlagenen Versuche zur Erlangung einer Baugenehmigung und die weiterhin eintreffenden Anmeldungen neuer Schüler ließen keine andere Wahl³¹. Nach einigem Zögern beschlossen wir, den Weg, den die Hand Gottes uns geöffnet hatte, zu betreten. Die berührten Schwierigkeiten waren jedoch Ursache, daß der Kauf des Gutes erst gegen Ende Juli 1837 festgemacht werden konnte.

Nun waren aber, um das gekaufte Gut für die Zwecke der Anstalt brauchbar zu machen, manchfache Veränderungen nöthig, vor allem der Bau eines eigentlichen Institutsgebäudes. Denn unter den vorhandenen Baulichkeiten war keine hiezu hinreichend; eines der stehenden Gebäude mußte als unbrauchbar, und, um freien Raum zu gewinnen, niedergerissen werden; ein anderes stand abgesondert am unteren Ende des Gutes und ließ sich zwar für die Ökonomie mit Stall, Scheune und dergleichen einrichten, bot aber für die eigentlichen Zwecke der Anstalt nur eine Anzahl Zimmer, die zum Theil erst hergerichtet werden mußten, und die denen Bedürfniß bei weitem nicht genügten. Das dritte endlich enthielt außer einem großen Saal, der zu allgemeinen Versammlungen dienen konnte, nur vier Zimmer, die wegen ihrer Kleinheit theilweise fast unbenutzbar waren³².

Dieses Gebäude war Anfang des Jahrhunderts von König Friedrich I. von Württemberg als Gartenpavillon gebaut worden. 1807 war es verkauft und in die Gaststätte Katharinenpläsir umgewandelt worden³³. Christoph Hoffmann, ein Sohn des Korntalgründers und später langjähriger Lehrer der Anstalt, erinnert sich in seinen Lebenserinnerungen, daß dieses Lokal zuletzt zu einem ziemlich ordinären Tanzlokal herabgesunken war³⁴.

An dieses nun beschlossen wir, das neu zu errichtende Hauptgebäude anstoßen zu

lassen, für welches Herr Stadtrath Baumgärtner in Ludwigsburg als Werkmeister die Pläne verfertigte und die Einrichtung desselben zu leiten übernahm. Es war dasselbe ein zweistöckiges Gebäude von 10 Fuß Länge und 44 Fuß Breite³⁵, mit zwei dreistöckigen Avantcorps, 52 Fuß lang und 19 Fuß breit³⁶ an den beiden Enden. ... Das neue Gebäude enthielt in den obern Stockwerken der Avantcorps drei Schlafsäle von gleicher Größe mit dem Avantcorps selbst, so daß sie mit Ausnahme eines einzigen nach drei Seiten ins Freie gehen³⁷.

Dazu kamen die Speisesäle, Unterrichtsräume, Lehrerwohnungen, Küche, ein Krankenzimmer und Lehrerzimmer.

Das ganze Vorhaben mußte unter großem Termindruck verwirklicht werden. Erst Ende August 1837 konnte mit den Bauarbeiten begonnen werden. Am 1. 8. 1837 unterrichteten die Brüder den Korntaler Gemeinderat, daß sie ihre Anstalt in die Nähe von Ludwigsburg verlegen werden. Nach Absatz XIII des Privilegiums der Gemeinde Korntal von 1819 mußten sie ihre Grundstücke an einen Käufer abgeben, dem auch der Gemeinderat zustimmen kann. Hätte sich kein geeigneter Interessent gefunden, hätte die Gemeinde ihre Verwaltung selbst übernehmen müssen. Hier traten jedoch keine Probleme auf, weil der Apotheker Wilhelm nicht mit seinen Brüdern auf den Salon umzog, sondern in Korntal blieb, weil er für sich keine Möglichkeit der Betätigung an der Schule sah³⁸.

Am 3. August beantragten die Brüder Paulus beim Kornwestheimer Gemeinderat die Zustimmung zu ihrem Bauvorhaben. Dort begrüßte man den Entschluß und stimmte am 14. August ohne große Diskussionen zu. Am 29. August genehmigte das Oberamt den Bau³⁹.

Korntalgründer Gottlieb Wilhelm Hoffmann scheint diese Entwicklung begrüßt zu haben. In der Brüdergemeinde scheint man aber zunächst enttäuscht gewesen zu sein, daß die Tochter von Philipp Matthäus Hahn sie nunmehr verlassen werde. Schließlich war es in den Augen der Bewohner des Ortes eine Geringschätzung der hehren Ziele ihrer Gemeinschaft, wenn eine so betont christlich zu leben wollende Familie ihnen den Rücken kehrte. Der Gemeindevorsteher hatte neben dem dienstlichen Ärger, den er mit ihnen gehabt hatte, persönliche Gründe die Familie ziehen zu lassen⁴⁰.

Sein zweiter Sohn Christoph hatte sich schon während seiner Studienzeit als Theologe in Tübingen den Brüdern Paulus angeschlossen. Man begeisterte sich gemeinsam an der Entwicklung der neuen Philosophie, die auf der Grundlage der Hahnschen Theologie eine bessere und christliche Erklärung der Welt geben sollte als die jetzt Bestehenden. Er, der immerhin sein Dienstexamen mit der Note IIa abgeschlossen hatte, wollte auch nach seinem Studium den Kontakt zu seinen Studienfreunden nicht abreißen lassen, um an diesem Projekt mit ihnen weiter arbeiten zu können. Da diese in ihrem Gymnasium zunächst keine Verwendung für ihn hatten, nahm er eine Stelle als Lehrer auf einer Privatschule in Stetten im Remstal an⁴¹.

Der Korntalgründer, der seinen Sohn gerne aus dem Bannkreis der Familie Paulus geführt hätte, plante sofort nach der Unterrichtung über die Verlegung des Gymnasiums die Einrichtung einer neuen Privatschule in Korntal, in der auch sein Sohn eine ihm zusagende Beschäftigung finden sollte. Allein Christoph wollte nicht. Es kam zu einem Briefwechsel und verschiedenen Aussprachen. Die Gebrüder Paulus mußten sich mit dem Leiter der Stettener Anstalt noch einmal absprechen, bis gegen Ende Oktober 1837 die ganze Angelegenheit bereinigt werden konnte. Christoph Hoffmann trat als angestellter Lehrer in die Paulussche Bildungsanstalt ein. In Korntal wurde aber unabhängig davon ein weiteres Privatschulengymnasium gegründet, dessen Leitung der Pfarrverweser Schlager übernahm⁴².

Als Termin für die Eröffnung dieser neuen Schule in Kornwestheim wurde der

11. November 1837 festgesetzt. Die Familie Paulus hatte nur etwa ein Vierteljahr Zeit, ihre Baupläne in die Wirklichkeit umzusetzen. Für uns Heutige erscheint es unmöglich, ein derart großes Gebäude in einer so kurzen Zeitspanne hochzuziehen, selbst wenn der behördliche Genehmigungsvorlauf schon abgeschlossen ist. Jedoch gab es in der damaligen Zeit weder fließendes Wasser noch eine elektrische Installation in den Häusern. Eine zentrale Abwasserbeseitigung brauchte ebenfalls nicht mit eingebaut werden. Es galt also nur das Haus hoch zu mauern, Dach, Fenster, Fußböden und die Wandverkleidungen anzubringen. Dazu gab es billige Arbeitskräfte in ausreichender Anzahl⁴³.

Obwohl nun ein längeres Zuwarten für uns erwünscht gewesen wäre, da trotz aller Anstrengung und unausgesetzter Arbeit dennoch der Bau nicht ganz vollendet werden konnte, so mußten wir doch, um noch Zeit zur Reinigung des Lokals, aus dem wir auszogen, übrig zu lassen, uns entschließen, in das noch nicht ganz fertige Haus einzuziehen. Schon eine Zeit lang vorher hatte einer von uns, Friedrich, in dem neuen Gebäude gewohnt, um bei Betreibung des Baus anwesend zu seyn.

Der eigentliche Umzug wurde uns sehr erleichtert durch die freundliche Dienstfertigkeit mehrerer Glieder der Gemeinde Kornwestheim. Endlich, Samstag den 4. November, wanderte die Schaar der Zöglinge unter unserer und der Lehrer Leitung aus Kornthal auf den neuen Wohnplatz herüber. Ihre Anzahl hatte sich jedoch mehr, als wir vermuthen konnten, vergrößert, so daß sie jetzt auf etwa achtzig stand⁴⁴.

Die Prinzipien des Unterrichts

An dieser Stelle müssen wir die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Salon-Schule verlassen und uns den geistigen Grundlagen zuwenden, unter denen die *Vorsteher der wissenschaftlichen Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg*⁴⁵ ihr Werk begannen. Damit wenden wir uns dem Werk zu, in dem die Brüder Paulus schon in den ersten Jahren ihrer Tätigkeit ihre pädagogischen Vorstellungen niedergelegt haben. Diese Programmschrift sollte nicht nur den Eltern möglicher Schüler einen Überblick über das Wesen und die Unterrichtsmethoden der neuen Schule geben. Man wollte auch die eigene Meinung in die wissenschaftliche Diskussion einbringen⁴⁶.

Das 506 Seiten starke Buch trägt den Titel *Die Principien des Unterrichts und der Erziehung, wissenschaftlich untersucht und beleuchtet von den Gebrüdern Paulus*. Das Vorwort ist auf den 4. Mai 1839 datiert. Wie es bei einer solchen Arbeit mit Beiträgen von verschiedenen Verfassern meistens vor allem dann geht, wenn sie unter Zeitdruck ihre Aufsätze schreiben müssen, entstand eine uneinheitliche Arbeit mit etlichen Brüchen in sich. Wegen der Trockenheit der Darstellung ist das Ganze auch nur sehr schwer zu lesen. Weite Abschnitte sind nicht gegliedert und in sehr langen Schachtelsätzen abgefaßt. Eine Auseinandersetzung mit der Literatur findet nicht statt, weil – wie die Verfasser zugeben – ihnen selbst noch eine ausreichende Kenntnis anderer einschlägiger Meinungen mitsamt ihren Begründungen fehlten⁴⁷. Daher ist die Schrift als ein Produkt jugendlicher Unbekümmertheit zu betrachten, die die knapp dreißig Jahre alten, frisch von der Universität kommenden Verfasser antrieb. Einen Einfluß auf die Weiterentwicklung der pädagogischen Wissenschaft ist daher von ihm nicht ausgegangen.

Deshalb wäre es müßig, die Darstellung bis in alle Einzelheiten zu verfolgen. So wird langatmig für jedes der damaligen Schulfächer abgewogen, wie es wohl pädagogisch am besten in dem Unterricht dargestellt werden könnte. Schließlich verteidigt dann abschließend der Verfasser Methode und Stoffwahl, wie sie in der damaligen Zeit dem

üblichen Unterricht zu Grunde gelegt wurden. Das konnte auch gar nicht anders sein, denn zur Erreichung der Zulassung zum Universitätsstudium mußte das vom Staat dafür vorgeschriebene Wissen vor einer staatlichen Kommission nachgewiesen werden. Daher wird sich die folgende Darstellung darauf beschränken, nur das Grundsätzliche und Wesentliche des angestrebten Unterrichts und in einem weiteren Abschnitt auch der Erziehungsmethode darzustellen⁴⁸.

Die Principien

des

Unterrichts und der Erziehung.

Wissenschaftlich untersucht und beleuchtet

von den

Gebrüder Paulus,

Vorlesern der wissenschaftlichen Bildungs-Anstalt auf dem Salou
bei Ludwigsburg.

Mit einem Anhang

über

die bestehenden Einrichtungen der Anstalt.

mit Familienaufsichtl. Anstalt
(435/1)
-306-

Stuttgart.

Verlag von Ebner & Seubert.

1839.

Bild 5: Titelblatt des Werkes der Brüder Paulus

Im Besitz des Verfassers

Das Werk beginnt mit einem Kapitel *Über die Stellung des Unterrichts- und Erziehungswesens in unserer Zeit*. Darin wird dargestellt, warum es in der höheren Schulbildung zwei Grundrichtungen gibt, die die Humanistische und die Realistische genannt werden. In einem späteren Kapitel wird erklärt, der Humanismus in dem hier gebrauchten Sinne beziehe sich auf das Studium des geistigen Lebens der Menschheit, während dem Realismus die Natur und ihre Nutzung im materiellen Leben der Menschheit als Forschungsgegenstand zugewiesen sei (Seite 39). Der Humanismus sei die ältere Bildungseinrichtung. *Denn nachdem in den kriegेरischen und dabei doch*

geistig bedeutungslosen Stürmen, die Europa im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert erschütterten, die eigenthümliche Ideen und das geistige Leben des Mittelalters, wenigstens unter der Masse auch der Gebildeten, erloschen, und das ganze Treiben der damaligen Welt ein rein äußerliches, geistig unbefriedigendes geworden war, so mußte eine neue Nahrung gesucht werden, damit die Geschichte ihres höchsten Lebensprinzips nicht entbehrte (Seite 2). Da habe man sich den alten Quellen aus dem Altertum wieder zugewandt, um einen Neuanfang zu beginnen. Das Beschreiten eines solchen Weges setze ein philologisches Studium voraus, um die alten Schriften überhaupt verstehen zu können (Seite 2/3). Diese Einsicht sei der Beginn des humanistischen Bildungsgangs gewesen.

Der Humanismus als einziger höherer Ausbildungsweg war der Gestalt der sittlichen Welt bis zur Französischen Revolution angemessen, ob wohl schon seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts die Welt selbst sich auf eine Weise verwandelte, die bald ... einen starken Gegensatz zwischen dem herrschenden System der Erziehung und des Unterrichts und den Bedürfnissen des Lebens treten ließ (Seite 6/7); denn die Erziehung sei damals im Schoße der Familie je nach den Fähigkeiten der Eltern mit wechselndem Erfolg betrieben worden. Lediglich die religiöse Erziehung sei nach der Reformation zunächst in der katholischen Kirche, später auch in den Brüdergemeinden, durch die Gemeinden übernommen worden (Seite 5/6).

Es änderte sich in der Stille im Verlauf des verflossenen Jahrhunderts das Verhältnis der Stände nach ihrer Bedeutung; Handel und Gewerbe erlangten eine Wichtigkeit für den Staat und eine Ausbildung, die niemand vorausgesehen hatte. Damit entwickelte sich unter denen, die dieser Beschäftigung angehörten, der Wunsch, sich auch äußerlich den anderen Ständen gegenüber als gleich berechtigt zu behaupten. Die ganze Achtung für die von den Voreltern her bestehende gesellige Ordnung wurde untergraben, überall an Änderung gedacht und nach solcher geseufzt.

... Mit dieser Opposition verbanden sich andere, ursprünglich von den höheren Schichten ausgegangene Tendenzen. Denn in der öffentlichen Meinung, die früher so streng jede Verletzung der häuslichen Bande gerügt hatte, fing die Heiligkeit der letzteren an, ihren Glanz zu verlieren; man gewöhnte sich durch eine Philosophie, die mit den Lehren der früher so verabscheuten französischen und englischen Freigeistern zusammen hing, auch die Familie nicht minder als den Staat für ein willkürliches und conventionelles Verhältniß anzusehen. Ebenso wurden die Grundlagen der öffentlichen Religiosität erschüttert, und allmählich verbreitete sich von oben herab durchs Volk die Toleranz, die Laxität und der Indifferentismus in religiösen Dingen. (Seite 7/8)

Man sollte nicht vergessen, daß hier nicht ältere Menschen in den bekanntesten Alterspessimismus verfallen. Die Schreiber dieser Zeilen sind um die dreißig Jahre alt und eben dabei, mit tausend Segeln in das Weltmeer des Lebens einzufahren. Im weiteren Verlauf dieser Schrift werden Rousseau und die philanthropischen Schulen nicht geschont: Diese scheinen theils unrichtige Begriffe von dem Recht der Gesellschaft über den Einzelnen voraus zu setzen, theils namentlich statt des freien sittlichen Selbstbewußtseyns einen sklavischen, von der Außenwelt abhängigen Sinn zu erzeugen, während der wahre Mensch sich um das, was für gut gelte, nicht kümmern und nur nach seiner Überzeugung handeln sollte ...

Aber eine analoge Veränderung war auf dem Felde des Unterrichts vorgegangen. Es hatte sich auf der einen Seite das Bedürfniß einer wissenschaftlichen Auffassung auch für den Inhalt des Handels- und Gewerbelebens herausgestellt, weil bei der vollständigeren Ausbildung desselben immer mehr eine Übersicht über das ganze Gebiet nothwendig wurde, um im Einzelnen mit Erfolg fortarbeiten zu können. Zugleich hatte sich die Naturwissenschaft in einem solchen Grade und in einer solchen Richtung entwickelt,

daß ihre Bedeutung sowohl fürs eigentliche Gewerbsleben, als auch für die Fälle des gewöhnlichen Lebens nicht mehr verkannt werden konnte. Denen die sich in die Betrachtung dieser Umstände vertieften, konnte die historische Gelehrsamkeit im Gegensatz hievon nur als wenig nützlich, ja leicht als eine ganz unnütze Last vorkommen, und so fing man an, die realistische Bildung, die im Entstehen war, gegenüber der schon bestehenden humanistischen auf jede Weise hervorzuheben (Seite 8/9).

Die Verfasser spielen hier auf die Entwicklung des technischen Schulwesens in ihrem Heimatlande an⁴⁹. 1796 war eine realistische Abteilung in dem altherwürdigen Stuttgarter Gymnasium errichtet worden. 1818 wurde sie aus dieser Schule herausgenommen und zu einer selbständigen Realschule umgewandelt. Sie war den Brüdern bekannt, weil Christoph Paulus sich dort auf sein Studium vorbereitet hatte⁵⁰. Parallel zu der wachsenden Bedeutung der realistischen Ausbildung wächst auch das Niveau dieser Schule, aus der schließlich in unseren Tagen über mehrere Zwischenschritte die Technische Universität Stuttgart hervorging.

Die realistische Bildung, stellen die Gebrüder Paulus dann in ihrer Schrift weiter fest, habe es zunächst schwer gehabt, sich gegen das humanistische Erziehungsideal durchzusetzen. Aber im Laufe der Zeit sei *der Streit zwischen Realismus und Humanismus* zu einem Abschluß gekommen (Seite 11). Jetzt seien beide Bildungswege als gleichberechtigt anerkannt.

Das Kapitel schließt mit einer Betrachtung über die Rolle der Privatschulen in der damaligen Zeit. Sie seien es gewesen, die die Entwicklung vorantrieben hätten, wobei sie *der auflösenden Richtung der Zeit in die Hände* gearbeitet hätten (Seite 12). Diese negative Rolle sei aber nur die eine Seite der Medaille. Der Staat könne in seinem Schulwesen nicht beweglich genug sein, um die Rückwirkungen der gesellschaftlichen Entwicklung flexibel in das Unterrichtswesen seiner Anstalten einzubauen.

So wäre also der Beruf der Privatanstalt in unserer Zeit der, die Aufgabe der Jugendbildung auf diese Weise zu lösen, welche nach bestem Wissen als die pasendste erscheint, und hiezu alle Mittel in Bewegung zu setzen, die eine bewußt ausgeübte und wohlüberdachte Kunst neben Erfahrung und Concurrenz zu bieten vermag ... Und wenn so die Privatanstalten als wissenschaftliche Individualitäten, sey es in Bezug auf ihren Inhalt, oder in Bezug auf die Methode seiner Mittheilung zu den Staatsanstalten, in denen sich das Resultat der bisherigen Entwicklungen darstellt, nicht mehr im Gegensatz, sondern im Verhältniß einer gegenseitigen Ergänzung stehen, so wüßten wir in der That nicht, welchem Zustand wir den Vorzug geben sollten, dem früheren, wo innerhalb der einmal festen Schranken die Bildung der Jugend sich fast natürlich ergab, oder den jetzigen, wo man mit allem Aufwand der Kunst das höchst mögliche Ziel zu erreichen sucht, ohne doch aus Mangel an objectiven Kriterien ins Maaßlose auszuschwelven (Seite 13/14).

Unbeabsichtigt räumen diese Zeilen den Weg zu einer guten Zusammenarbeit mit der staatlichen Schulaufsicht frei. Christoph Hoffmann betrachtete es in seinen Memoiren als *eine von uns gar nicht vorgesehene Leitung Gottes, daß wir unter anderem über das Recht des Bestehens freier Privatanstalten neben den vom Staat eingerichteten und geleiteten Schulen uns in einer Weise ausgesprochen hatten, die mit der Ansicht eines sehr einflußreichen Mannes, des Oberstudienrathes Klaiber, ganz harmonirte und daher auf ihn einen sehr günstigen Eindruck machte. Dadurch waren wir für längere Zeit gegen Beschränkungen unserer freien Bewegung von Seiten kirchlicher und staatlicher Behörden gesichert, und die Erfolge unseres Unterrichts bei solchen Schülern, die von uns aus die Maturitätsprüfung oder andere staatliche Examina in Württemberg, Baden und der Schweiz bestanden, legten ein günstiges Zeugniß für die Leistungsfähigkeit der Anstalt ab*⁵¹.

In einem zweiten Kapitel stellen die Gebrüder Paulus die Frage, *wozu der Mensch*

gebildet werden oder was durch die Bildung aus ihm werden soll (Seite 15). Bildung, so die Antwort, soll dem Menschen das Bewußtseyn alle Felder seiner geistigen Thätigkeit und den Sinn für alle offen halten (Seite 16). Als Erziehungsideal wird der auf allen Gebieten des Wissens gleich beschlagene Mensch abgelehnt. Zur Erreichung eines solchen Erziehungszieles müßten die zu Erziehenden das Alter des biblischen Methusalems erreichen, ehe sie ihre Ausbildung abgeschlossen hätten (Seite 17).

Die Vorbereitung für den Beruf läßt, wie die Erfahrung zeigt, dem Menschen nicht soviel Zeit übrig, um in dieser eine allgemeine Bildung, sey es dem Inhalt oder der Fähigkeit des Geistes nach, zu erwerben. Er muß also das Zutrauen zu der Ordnung der Dinge in der Welt haben, daß, indem er den Zwecken seines Berufs sich widmet, innerhalb dieser ihm dennoch vermöge ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit es möglich sey, eine allgemeine Bildung zu erreichen. Und wirklich, was anders kann vernünftigerweise unter allgemeiner Bildung verstanden werden, als eine Einsicht in diejenigen im Wesen der Gegenstände geistiger Thätigkeit liegende Vernunft, vermöge der alle jene Gegenstände fähig sind, wenn ein Geist vorhanden wäre, umfangreich genug, um sie zu fassen, Elemente dieses Einen Geisteslebens zu werden. Wir müssen also voraussetzen, daß sich in den verschiedensten Gegenständen des Wissens ein und dasselbe Leben in seinen eigenen, dem Wesen nach sich überall gleich bleibenden Gesetzen dargestellt habe; und dies aufzufassen wäre allgemeine Bildung (Seite 20/21).

In den Besitz dieser allgemeinen Bildung komme man dadurch, daß man sich in seiner Ausbildung nicht auf das für den späteren Beruf Notwendige beschränke, sondern sich mühe, in diesem Einzelwissen das darin gespiegelte, allgemeine und vernünftige Leben zu finden (Seite 21).

Das Auffinden dieses Lebens kann aber natürlich nicht dadurch geschehen, daß man sich von der Erlernung des Einzelnen und Positiven entfernt hält, um irgendwelchen selbstgemachten Abstractionen zu folgen, sondern die göttlichen Vernunft, die in den Dingen des menschlichen Lebens, welcher Art sie seyen, sich ausdrückt, muß sich gerade in den Einzelheiten am allerdeutlichsten verrathen. Um sie aber in denselben zu finden, dazu bedarf es nicht einer besondern, diesem Studium gewidmeten Lebenszeit, sondern es bedarf nur eines freien, aber nicht leeren Überblicks der gesammten Theile eines Kreises geistiger Thätigkeit, wobei sich dann die Anschauung des zu Grunde liegenden Allgemeinen von selbst ergeben wird (Seite 21).

Wird aber die Ausbildung auf diese Weise betrieben, wird das Ergebnis der wissenschaftlich gebildete Mann (Seite 25) sein, der eine sittliche Bildung (Seite 25) mit ins Leben bringt, vermöge welcher er nicht die Schranken der von Gott in der Ordnung der Dinge ihm gegebenen Stellung zu zerbrechen sucht, vielmehr sich in jedem Augenblicke den Gesetzen seiner Lage unterwirft (Seite 24) – also der brave und gehorsame Untertan⁵².

Das andere aber, was Noth thut, ist das, daß der Mensch in sich so viel Inhalt des Lebens, so viel Wissen, Geschicklichkeit und Fertigkeit erwerbe, um seinen Platz in der Welt auszufüllen, damit die Welt ihn als das, wofür er sich gibt, anerkennen könne (Seite 25).

Die Gebrüder Paulus stellen sich also als Ergebnis ihrer Ausbildung den braven und angepaßten Bürger vor, der auf seinem Tätigkeitsgebiet nicht nur alles weiß, was er wissen muß, um sich durchzusetzen, sondern darüber hinaus hat er begriffen, daß die Welt als Gottes Schöpfung eine Welt der Ordnung ist, in der alles seinen vorgegebenen Platz einnimmt.

Allerdings muß schon sehr früh entschieden werden, was aus dem Kind einmal werden soll, ein wissenschaftlich Gebildeter oder ein Gewerbsmann. Je nach dieser Grundentscheidung werden die Lehrfächer für ihn ganz verschieden sein.

Der wissenschaftlich gebildete Mann bedarf also keineswegs einer allgemeinen Übersicht des menschlichen Wissens und einer tabellarischen Kenntniß seines Inhalts, sondern nur der vollkommenen Durchdringung eines Theils desselben und des Blicks in die allgemeinen zu Grunde liegenden Gesetze. Hierauf muß also sowohl bei der Wahl als bei der Behandlungsart des Stoffes für seine Bildung gesehen werden. Ganz anders verhält es sich mit dem Gewerbsmann, der im Unterricht nicht die eigentliche Befähigung zu seinem Beruf, sondern nur etwa eine Vorbereitung zu demselben empfängt. Da für ihn die besondere Bildung erst später durch die Übung gewonnen wird, so ist der Zweck des Unterrichts für ihn überhaupt nur eine allgemeine Bildung, in dem Sinn, wie sie zum geselligen Leben erforderlich gilt.

Jedoch ist diese für seinen eigentlichen Beruf immer auch erleichternd und fördernd. Für ihn nun, da er sich blos mit Dingen des gewöhnlichen Lebens beschäftigt kann gerade nicht eine Einsicht in den Organismus des Wissens, das ihm fremdartig ist, sondern nur eine Kenntniß derjenigen Dinge aus allen Gebieten des Wissens, die im Leben anwendbar sind, von Wichtigkeit seyn. Hier ist also die allgemeine Bildung eine solche, in der diejenigen Resultate des Wissens, die fürs Leben von Wichtigkeit sind, zusammengefaßt werden, oder das, was man gewöhnlich unter einer allgemeinen Bildung zu verstehen pflegt. Gegenstände eigentlicher Erlernung aber sind hauptsächlich die Zweige des Wissens, die eine durchgängige Anwendung beim Betreiben seines Berufs finden (Seite 25/26).

Man muß sich beim Lesen solcher Passagen vergegenwärtigen, daß Württemberg um 1840 noch kein Industriestaat war. Die damals betriebenen Produktionsstätten würden heute in die Klasse der Kleinbetriebe eingestuft werden. Dampfmaschinen als die Energiequellen der ersten technischen Revolution gab es im Königreich kaum⁵³, weil die für ihren Betrieb notwendigen Kohlen teuer vom Ausland beschafft werden mußten. Es gab zwar einige Dampfschiffe auf dem Bodensee, die aber wegen ihres zu schwachen Antriebs manchmal gegen widrige Strömungen nicht ankamen. Heilbronn war zwar als Neckarhafen eingerichtet, aber nur für Segelschiffe, die stromauf getreidelt werden mußten⁵⁴.

Wir wenden uns nun dem dritten Kapitel zu, in dem der Unterschied zwischen der Realistischen und Humanistischen Bildung weiter ausgearbeitet wird. Realismus sei die für den Gewerbetreibenden sinnvolle Bildung. Den Zugang zur höheren Wissenschaft verschaffe aber der Humanismus (Seite 27). Allerdings wird der realistische Ausbildungsgang in einen normalen und höheren Zweig geteilt (Seite 28).

Einestheils nämlich ist der Inhalt des Realismus allerdings der, denen, die für Gewerbe in engerem Sinn, namentlich für Handwerke bestimmt sind, eine vorläufige höhere Schulbildung zu geben, wodurch sie mit den für ihr Geschäft unmittelbar anwendbaren Theilen der mathematischen Wissenschaften, so wie etwa mit neuern Sprachen bekannt werden. Ganz verschieden aber von diesen sind die, welche sich dem sogenannten höhern Realismus widmen, deren Bestimmung genaue Kenntniß bestimmter Fächer erfordert (Seite 28).

Wer nicht bloß bis in den höheren Realismus vordringen will, sollte nur Schreiben, Rechnen, Zeichnen, von der Mathematik nur so viel als dazu gehört, um eine Fertigkeit im Auffassen und Vergleichen von Größenverhältnissen zu bekommen, erlernen. Dazu käme ein Unterricht in neueren Sprachen, der nur so weit gegeben werden sollte, daß man sich bei Bedarf schriftlich und mündlich mit Geschäftsfreunden verständigen kann. Zu diesem Lehrstoff sollte dann noch allgemeine Bildung eingepaukt werden (Seite 28/29).

Die höheren Realisten, die das Berufsziel eines Mechanikers, Fabrikanten, Architekten oder Bergbauingenieurs anstreben, müssen eine erweiterte Ausbildung erhalten

(Seite 29). Diese Zöglinge, in unserer heutigen Sprache angehende Ingenieure, müssen zum selbständigen Forschen erzogen werden, in anderen Worten, sie müssen für eine wissenschaftliche Tätigkeit vorgebildet werden (Seite 30).

Wie wollte bei der raschen Entwicklung der Technik in unserer Zeit ohne eine solche Ausstattung Einer auch nur das Bestehende vollständig und richtig auffassen und würdigen, geschweige mit der Entwicklung selbst fortschreiten, oder gar thätig an derselben mitwirken? (Seite 31).

Deswegen müsse der Höhere Realist am Ende seiner Schullaufbahn sowohl ein Grundwissen über die Natur und ihre Gesetze, als auch über die Bedürfnisse des Lebens erworben haben (Seite 32). So werden Mathematik, die Naturwissenschaften und moderne Sprachen zu seinen hauptsächlichem Unterrichtsstoff. Von den alten Sprachen erscheint den Gebrüdern Paulus nur die Mutter der europäischen Kultur, die lateinische Sprache sinnvoller Lehrinhalt.

Für den Humanistischen Bildungsgang liegt der Schwerpunkt des Lehrstoffs nach Meinung der Schulleitung auf der Erlernung des Umgangs mit den alten Sprachen Griechisch und Latein. Dazu tritt selbstverständlich die Muttersprache Deutsch, sowie Mathematik und Experimentalphysik⁵⁵, letztere weil sie das eigentümliche Leben der ganzen vorhandenen Körperwelt beleuchte und dadurch die jedermann auffallenden Naturerscheinungen erkläre. Die Erlernung einer modernen Sprache schließt den Stoff für diesen Ausbildungszweig (Seite 37).

Sowohl für den Realistischen als auch für den Humanistischen Bildungszweig sind Religion, Geschichte und Geographie gemeinsame Unterrichtsstunden (Seite 37).

Damit ist der Fächerkanon der beiden Schulzweige festgelegt. Er entspricht in etwa demjenigen, den die deutschen staatlichen Schulen bis 1945 genutzt haben. Wir überschlagen jetzt die folgenden Kapitel, in denen im Einzelnen für jedes der Lehrfächer eine ausführliche Begründung des zu erreichenden Unterrichtszieles und eine Beschreibung der Lehrinhalte gegeben wird. Wesentlich erscheint dann wieder der angestrebte zeitliche Ablauf im Unterricht:

Ein im zehnten Lebensjahr neu in die Lehranstalt eintretender Zögling wird sich in seinen ersten vier Schuljahren vor allem mit Stoff beschäftigen, der auswendig gelernt werden muß. In den mathematisch/naturwissenschaftlichen Fächern gehören dazu Arithmetik und euklidische Geometrie, in den Sprachen Grammatik und Wortschatz, in der Geschichte das Gerippe historischer Daten, in der Geographie statistische Angaben und in der Religion das Auswendiglernen von Bibelversen, Liedern und Katechismustellen. Erst nach dem vierzehnten Lebensjahr geht es um das Verstehen und Erfassen der Zusammenhänge: Die Originalliteratur wird gelesen, die christliche Religion wird in ihrem Zusammenhang gelehrt, man beschäftigt sich jetzt auch mit den Eigenheiten der verschiedenen Völker. Schließlich gipfelt der Unterricht in der Auseinandersetzung mit den Lebensfragen in Philosophie und Religion. Das Auswendiglernen tritt zurück, weil es um verstandesmäßiges Verstehen der Kultur geht.

Die Prinzipien der Erziehung

Aber die Wissenschaftliche Bildungsanstalt der Gebrüder Paulus wollte nicht nur eine reine Lernschule sein. Wie bei jeder Internatsschule wollte sie auch ihre Zöglinge so weit erziehen, daß sie die gesellschaftlichen Konventionen ihres Standes mit in ihre Leben nehmen würden. *Demn was würde alle Gelehrsamkeit helfen, wenn der, welcher dieselbe besitzt, nicht zugleich die Tüchtigkeit gewänne, dem menschlichen Lebensorganismus als brauchbares und lebendiges Glied sich anzuschließen?* (Seite 215)

Man war insoferne in dieser Auffassung konsequent, als daß man keine externen Schüler aufnehmen wollte. Kinder aus der Nachbarschaft, zum Beispiel aus Ludwigsburg, konnten die Schule nicht nur zum Unterricht besuchen, um nach Unterrichtsende nach Hause zu gehen und dort zu wohnen. Wer den Gebrüdern Paulus sein Kind anvertraute, sollte es ihnen ganz überlassen. Nur so glaubte die Anstaltsleitung *ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft* aus ihm schaffen zu können (Seite 282).

Zur genaueren Darstellung des auf diesem Gebiete Angestrebten stellten die Verfasser hinter die Darstellung des Unterrichts einen Abschnitt über ihre Erziehungsmethoden. Auf fast 160 Seiten wird hier das angestrebte Erziehungsideal und der Weg beschrieben, den es zur Erreichung dieses Zieles einzuschlagen gelte. Auch beim Studium dieses Abschnittes müssen wir uns aus unserer Zeit in die Situation des vorigen Jahrhunderts geistig zurückversetzen. Damals gab es einen von der Oberschicht aufgestellten und allgemein anerkannten Verhaltenskanon. Man glaubte zu wissen, was für das menschliche Zusammenleben gut und was böse sei, ohne sich um eine Begründung dieser Verhaltensnormen zu mühen.

Alle jene Gesetze, Ordnungen und Sitten, welche die gesammte Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens beherrschen, gehören in das reiche Feld der sittlichen Weltordnung, und wir können daher jetzt die Entwicklung, auf welche es bei der Erziehung ankommt, als die sittliche näher bezeichnen (Seite 283).

Die Erziehung wird als ein Prozeß betrachtet, der zunächst dem jungen Menschen die Freiheit läßt, die Welt erst einmal zu erleben. Durch die Erfahrungen, die er dabei sammelt, erwacht nach der Meinung der Gebrüder Paulus in ihm ein Bewußtsein für die sittliche Weltordnung. Erst jetzt wird er von seinem Erzieher in diese eingewöhnt (Seite 285): Lob und Tadel führen nun den Heranwachsenden zu der Erkenntnis, daß das Einhalten der sittlichen Weltordnung für das menschliche Zusammenleben notwendig ist. Das Ziel der Erziehung bestehe darin, *daß der Mensch zum vernünftigen Gebrauch seiner Freiheit sich emporarbeitet, daß er in sittlicher Beziehung in alle seine Handlungen, die als nothwendig und gut erkannten Grundsätze und Gesetze des Lebens in allen Verhältnissen in sein Wesen aufnimmt und nun nicht mehr von der Willkühr, sondern von ihnen als den in ihm lebendig gewordenen Motiven sich leiten läßt* (Seite 292). In diesem Entwicklungsgang sorgen die verschiedenen Anlagen, Gaben und Temperamente dafür, daß nicht ein Einheitsmensch am Ende der Erziehung gebildet werde. Vielmehr werde jeder Zögling wegen dieser die Persönlichkeit prägenden Faktoren eine andere Stellung in der menschlichen Hierarchie einnehmen.

Die Gebrüder Paulus gehen in ihrem Buch nun an eine Beweisführung, nach der eine Erziehung in einer Internatsschule wesentlich erfolgreicher sein muß als der Verbleib der Kinder im Elternhaus. Für den Erfolg einer Erziehung sei ausschlaggebend, daß ein Junge einen zuverlässigen, pflichttreuen und gewissenhaften Erzieher als Vorbild vor Augen habe (Seite 304). Dadurch komme der Auszubildende schließlich zu der Überzeugung, daß er sich der sittlichen Weltordnung nicht wegen des Erziehers zu unterwerfen habe, sondern ihrer Allgemeingültigkeit wegen (Seite 308). Mit dem Erwerb dieser Überzeugung habe der Zögling das Jünglingsalter erreicht und müsse sich nun von dem Einfluß des Erziehers immer mehr befreien (Seite 311). Die Verfasser des Buches trauen den Eltern das konsequente Durchhalten einer solchen Erziehungsmethode nicht zu (Seite 315/319), weil sie sich nicht ausschließlich auf ihre Kinder konzentrieren können, sondern sich auch mit der Beschaffung des Lebensunterhalts befassen müssen.

Gar häufig nämlich bringt es die Natur der Lebensart und des Berufs, dem sich der Familienvater widmet, mit sich, daß dieser mit der Erziehung der Kinder fast gar nicht

sich abgeben kann, und daß dann diese fast ganz den Frauen überlassen bleiben muß. Wie wenig aber die meisten Frauen fähig seyen, Knaben zu erziehen, ist bekannt. ... Die ganze Erziehung, welche die Knaben unter ihrer Hand genießen, pflegt meistens nur auf unwesentliche Dinge auszugehen, während der Hauptsache nach dann gar keine Erziehung vorhanden ist. Daher kommt es, daß die weibliche Erziehung eigentlich wenig um das Sittliche in dem Verhalten der Knaben sich bekümmert, sondern gewöhnlich das Hauptgewicht auf äußere Dinge legt. Wenn der Knabe recht gemüthlich, still, artig und liebend sich zeigt, und diese Seite seines Lebens überall vorherrscht, dann ist die Mutter vollkommen befriedigt. (Seite 324/325).

Die hier geäußerten Ansichten stehen vollkommen im Widerspruch zu der Erfahrung, die die Brüder Paulus in ihrer eigenen Jugend gemacht haben dürften. Wie Philipp Paulus in der Biographie seiner Mutter zwei Menschenalter später ausführt, war nur sie es, der er und seine Brüder es verdankten, daß sie überhaupt zu einem Studium kamen. Er bringt auch die Begründung, warum Beate ihre Söhne studieren ließ:

Ich habe meine guten Gründe zu dem, was ich thue: Vor allem das Seelenheil meiner Kinder. Denn der Mensch und besonders junge Leute müssen eine Freude haben. Läßt man sie das nicht lernen, was ihnen Freude macht, so suchen sie andere Freuden, sinnliche, im Anfang unschuldige; aber es kommt dann bald an das »sinn« ein »d« hinzu, es werden aus den »sinnlichen« sündliche Freuden, und so gehen sie dann verloren. Zweitens aber kommen die Kinder, wenn sie studieren, mit wenigstens alle Halbjahre aus Anlaß der Vakanz wieder unter die Augen, und da habe ich gut Gelegenheit, auf sie zu wirken, was nicht so ist, wenn sie ein Handwerk lernen und frühzeitig in die Fremde gehen. Zum dritten möchte ich das Angesicht meines Vaters nicht sehen, wenn ich hinüberkäme in die Ewigkeit, und hätte ihnen nicht so fortgeholfen, als ich's irgend vermocht. Er hat es sich sauer werden lassen, etwas zu verdienen, damit seine Kinder die Armuth nicht so bitter fühlen dürften wie er. Wie wollte ich es vor ihm verantworten, wenn ich es schon an den Enkeln fehlen ließe, sie etwas Tüchtiges lernen zu lassen⁵⁶?

Die Mutter Beate Paulus war um die Zeit 61 Jahre alt geworden und lebte mit ihren Söhnen einträchtig zusammen, als diese in ihrem Werk so abschätzig über die Erziehung von Jungen durch Mütter schrieben. War ihnen bewußt, welches Unrecht sie damit ihrer Mutter antaten? Man kann vermuten, daß sie diese mögliche Konsequenz nicht bedacht hatten. Wegen der Reklame für das noch zarte Pflänzlein Paulus'sche Bildungsanstalt erschien ihnen jede Beweisführung erlaubt, die zaudernde Eltern überzeugen konnte, ihre Kinder dieser Schule anzuvertrauen.

Zusammenfassend kommen die Brüder Paulus in ihrer Ausarbeitung zu dem Schluß, in einem Internat komme die Erziehung ... in die Hände von Männern, welche von Natur dazu berufen und allein fähig sind, zu begreifen und zu leisten, was die Sache selbst erfordert (Seite 324).

Nachdem nun in den Augen der Verfasser erwiesen ist, daß die Erziehung in Anstalten von nirgendsher mit Recht angegriffen wird, sondern in jeder wesentlichen Beziehung als vernünftig anerkannt werden muß (Seite 337), beschäftigen sich die Verfasser mit den Erziehungsmitteln im engeren Sinn. Um einen Jungen zur Aufnahme in die sittliche Weltordnung hin zu führen, müsse er erkennen, daß er sich ihr unmöglich entziehen könne (Seite 345). Daraus ergebe sich, daß er für in diese Richtung gezeigtes, also richtiges Verhalten gelobt und bei Abweichen vom rechten Weg bestraft werden müsse. Dadurch bringe die sittliche Weltordnung die Kinder dahin, daß die äußere Stellung der einzelnen, in ihr befindlichen Individuen ihrer jedesmaligen inneren Stellung entspreche (Seite 347).

Fassen wir nun die Thätigkeiten der sittlichen Welt gegenüber von den in ihrem Schooße befindlichen, entwickelten Gliedern näher ins Auge, so sind sie nur Mittel,

wodurch sie lediglich nichts als ihre ungestörte Existenz sichern will, während die denselben entsprechenden einzelnen Äußerungen ihrer erzieherischen Thätigkeit bei den erst für sie heranzubildenden Individuen Mittel zu einem ganz andern Zweck und von ganz anderer Bedeutung sind, solche nämlich, welche der sonstigen, allgemeinen Thätigkeit, welche die ganze sittliche Entwicklung der betreffenden Individuen leiten und fördern soll, dienen, und somit nach ihrem ganzen, von jenen anderen Mitteln sich unterscheidenden Charakter nichts anderes als Erziehungsmittel (Seite 351).

Aus dieser Aufgabe der Erziehung würden sich auch die anzuwendenden Erziehungsmittel ergeben; Sie sind diejenigen Thätigkeiten der sittlichen Welt, wodurch sie dem zu erziehenden Individuum eine seiner Richtung und Verhaltensweise entsprechende, wirkliche Lage und Stellung entgegensetzt, um ihm zum Bewußtseyn zu bringen, wie es in der That mit ihm stehe, und zugleich durch den Eintritt dieser ihm gebührenden, äußeren Stellung die bisherige Handlungsweise als abgemacht darzustellen, und so einen neuen Aufschwung der sittlichen Entwicklung ihm möglich zu machen (Seite 351/352).

Es gebe zwei Arten von Erziehungsmittel, lesen wir weiter. Diejenigen, die sich auf das sittliche Wohlverhalten beziehen, seien öffentliche Belobigungen, einzelne Geschenke und die Location (das heißt die vor den Schülern erfolgende Einreihung auf einen höheren Platz in der Leistungskala) (Seite 355). Als Strafen gebe es Bestrafungen für unsittliches Verhalten, Tadel, Einschränkungen der Freizeit durch Nachsitzen auch in dem fensterlosen Carcer, Reduzierung des Essens bei den Mahlzeiten, Zurücksetzung bei der Location und schließlich die Prügelstrafe (Seite 355).

Die Brüder Paulus bekennen sich zur Beibehaltung dieser heute als zu entehrend angesehenen Bestrafung. Zur Begründung führen sie eine ganze Menge Bibelzitate an, zum Beispiel Jesus Sirach 30, 1–13, Sprüchwörter 12,24, Hebräerbrief 12 5–15. Aber es ist ihnen klar, daß diese Zitate der Altvorderen zur Begründung allein nicht genügen. Gegen den Einwand, die Prügelstrafe stumpfe das Ehrgefühl des Gezüchtigten ab und untergrabe in ihm den Trieb zur Einordnung in die sittliche Welt, argumentieren sie: *Es handelt sich hier ja einzig und allein darum, dem verkehrten Leben, der unsittlichen Handlungsweise das ihr gebührende Loos zu Theil werden lassen, damit das betreffende Individuum zur Besinnung und Vernunft komme, und einsehe, wie es mit ihm stehet, und zugleich es zu einem Aufschwung und neuen Anlauf zu veranlassen* (Seite 360).

Jedoch auch diese Verteidigung allein erscheint ihnen noch nicht ausreichend. Deswegen fügen sie noch hinzu: Die anderen Strafen unterscheiden sich von der körperlichen Züchtigung hauptsächlich dadurch, daß in jenen die Person des Erziehers nur als Diener und im Dienste der sittlichen Welt erscheint, in diesen dagegen die sittliche Welt im Dienste der Person des Erziehers auftritt (Seite 361). ... Dieser Umstand, daß der Erzieher seine sonstige Rolle wechselt und der ganzen Gewalt der sittlichen Welt sich bemächtigt, um sofort ihre Sache auf unmittelbar persönliche Weise zu führen, gibt diesem Erziehungsmittel ein ganz anderes Ansehen. Die sittliche Welt erscheint jetzt dem zu erziehenden Individuum gleichsam als sein persönlicher Feind, gegen den es seine individuelle Unmacht nun erfahren muß. ... So fällt das zu erziehende Individuum bei diesem Erziehungsmittel in die Hand des Erziehers als eines höheren Wesens, von dem es schelchtweg abhängig ist, und dem die sittliche Welt ihre göttliche Herrschaft und Majestät für diesen Moment leiht, um hier nach Gutdünken zu schalten und zu walten (Seite 363).

Die Prügelstrafe wird so zur letzten Möglichkeit, einem Kind Klarheit über den Platz zu verschaffen, den es in der sittlichen Weltordnung einnehmen soll. Daher sollte sie nach der Meinung der Gebrüder Paulus nur sparsam und nur dann angewandt werden, wenn einem Schüler das Lügen oder Stehlen zur Gewohnheit geworden sei. Dann

erscheine diese Strafe als die letzte Warnung vor dem Ausschluß aus der Schule (Seite 363/364).

Bei einer Beurteilung dieser Haltung der Brüder Paulus muß aber auch ihre Grundeinstellung berücksichtigt werden: *Endlich ist noch zu bemerken, daß das allgemeine, leitende Prinzip bei Anwendung aller der verschiedenen Erziehungsmittel ein genaues persönliches Verhältniß zwischen Erzieher und Zögling nöthig ist, da dasselbe, wenn es ein blos abstractes und, so zu sagen, sächliches wäre, mit dem Begriffe der Erziehung in Widerspruch zu stehen käme. Nur vermöge eines solchen persönlichen Verhältnisses kann der Erzieher den Zögling auch in Rücksicht der Anwendung der Erziehungsmittel ganz nach seiner Individualität in seiner Natur und in seinem Entwicklungsgang behandeln und eben damit an seinem Herzen als sein rechtmäßiger Erzieher sich legitimiren* (Seite 379).

Die religiöse Überzeugung und die Erziehung

Diesem Thema haben die Brüder Paulus das letzte Kapitel ihres Werks gewidmet. Offensichtlich sollte es der krönende Abschluß ihrer Schrift werden. Schon einleitend wird klar gestellt: *Was hilft es, seine Kinder noch so gut zur Brauchbarkeit für dieses Leben heranzubilden, und ihre Bestimmung für den Himmel aus dem Auge zu lassen* (Seite 380)? Nun kommen die Verfasser auf die Abgrenzung zwischen Moral und Religion zu sprechen.

Sie führen aus, *daß die Religion alle übrigen Gebiete der menschlichen Thätigkeit in sich selbst seyn läßt, was sie sind, und nur eine lebendig-wirksame Bürgschaft einer dem Principe, das sie in sich selbst haben, angemessenen Betreibung leistet. ... Die Religion hat allen ihren Inhalt in unserem persönlichen Verhältniß zu Gott und der Ewigkeit, die Sittlichkeit dagegen ist auf das Leben in der Zeit und in ihren vergänglichen Verhältnissen gerichtet. ... Da nun aber bei dem doch auch die Sittlichkeit für sich, wie alle übrigen Kreise der menschlichen Thätigkeit am Ende sich als eitel erweisen müßten, so kann auch sie bei dieser gegen die Religion gleichgültigen und sich auf sich selbst beschränkenden Stellung nicht bleiben* (Seite 381/382).

Die Religion soll jedem einzelnen für sich eine Antwort auf den Sinn seines Lebens geben. Die Sittlichkeit dagegen erhält ihren Maßstab von der Religion. *So verhält sich nun die Sittlichkeit bei aller Selbstständigkeit zur Religion nicht gleichgültig, sondern so, daß Religiosität, Frömmigkeit zur Sittlichkeit gehört. Und somit liegt es schon in der Aufgabe der Erziehung, auch zur Religiosität der Zöglinge heranzubilden, wenn sie auch nur als eine Erziehung zur Sittlichkeit aufgefaßt wird* (Seite 387).

Wenn es möglich ist, Menschen zur Sittlichkeit zu erziehen, hat dann die Biblische Geschichte vom Sündenfall und die Schau des Neuen Testaments, daß der Mensch in dieser Welt der Sünde verfallen sei, überhaupt noch einen Sinn? *So glauben wir auch nach der Schrift alles Recht zu haben, die Behauptung, als ob durch die Sünde dem Menschen die Macht, sittlich zu leben, völlig benommen sey, abzuweisen und dagegen die Ansicht geltend zu machen, daß bei aller Sündhaftigkeit der Mensch doch noch in sittlicher Beziehung dem Wesen nach freistehe, und keine Veränderung in diese seine sittliche Natur gekommen sey. Wenn aber dem so seyn soll, so könnte jetzt einer die Frage aufwerfen, was hat denn die Sünde noch für eine Bedeutung, wenn sie den Menschen in sittlicher Beziehung läßt, wer er ist, oder wenigstens, was für ein Gewicht hat sie noch für denjenigen, der nun doch sittlich lebt, und durch sie sich im Ganzen nicht hat aus dem rechten Geleise bringen?*

Antwort: Fast sehr viel. Denn wir haben eben gesehen, daß das Wesentliche des

Begriffes Sünde darin liegt, daß wir durch sie des wahren und unverehrten göttlichen Lebens verlustig geworden, und durch sie unser Einheits- und Liebesverhältnis zu Gott sich in Gegensatz und Feindschaft verkehrt hat. Ist aber dieses, so ruhet der Zorn Gottes über uns (Seite 391/392).

Hier wird ein Thema angeschnitten, das auch eine wichtige Rolle in der Theologie von Großvater Philipp Matthäus Hahn gespielt hatte. Sein Denken kreiste um die Frage, wie man ins Reich Gottes kommen könne. Für ihn war in dem Menschen auch nach dem Sündenfall – vereinfacht gesagt – göttliches Leben verblieben. Das Leben in dieser Welt hatte den einzigen Sinn, diese Reste göttlichen Lebens zu pflegen und dadurch die Sünde aus dem Körper möglichst weitgehend zu verdrängen. Gemeinsam mit Oetinger konnte er sich nichts Seelisches oder Geistiges ohne verhaftet mit Körperlichem vorstellen: ... *da auch dieses nunmehr ein richtiger Satz der neuern Philosophie ist, daß es keinen blossen endlichen Geist gebe, der ohne Leib, oder Einhüllung in eine belebte Materie sei*⁷⁷.

Nunmehr entwickeln die Brüder Paulus ihre Vorstellungen von einer religiösen Erziehung. Sie sei nur ein Teil der sittlichen Erziehung. Sie soll den Zögling zur lebendigen Theilnahme an dem kirchlichen Leben des gesellschaftlichen Kreises ... erziehen. ... *Soll nun aber diese Theilnahme eine lebendige seyn, so ist es erforderlich, daß er jene Glaubenslehre nicht, wie eine andere, für ihn nicht so unmittelbar wichtige Wissenschaft lerne, sondern zugleich sie als unmittelbaren Lebensstoff in sich aufnehme und zu einem Theil des Inhalts verarbeite, mit welchem er sein Inneres zu erfüllen, in all seinem Streben und Leben bemüht ist.* (Seite 393/394).

Im einzelnen bedeutet das, *ihren Zögling anzuhalten zu einem regelmäßigen Besuch der Kirche, zur Achtung aller ihrer einzelnen Handlungen und zur Aufmerksamkeit auf den Lebensinhalt, welcher hier sich kund gibt. ... Ebenso gehört es zu ihrem Geschäft, ihre Zöglinge durch Zuziehung zu dem häuslichen, religiösen Leben, sowie durch speciellen, persönlichen Umgang zu einem innern und wahrhaften Leben in, mit und für Gott zu veranlassen* (Seite 394/395).

Dabei war es den Brüdern Paulus bewußt, daß diese Art von Erziehung sehr viel wichtiger war, als das Lehren der Lehre der Kirche, das sie aber ebenfalls intensiv betrieben. Es mag sein, daß der große Zuspruch dieser Schule damit zusammenhing, daß man, gestützt auf die hahn'sche Theologie und den unerschütterlichen Glauben seiner Tochter Beate Paulus selbst eine kleine christliche Gemeinschaft war, die in ihrer Ausgeglichenheit den Schülern ein Vorbild sein konnte. Denn die oben zitierten Ziele der religiösen Erziehung lassen sich nicht durch stures Einpauken vermitteln. Sie müssen vielmehr vorgelebt werden, damit der Zögling am Vorbild des Erziehers das richtige Verhalten lernt. Die Brüder Paulus wußten dies und haben sich auch so verhalten.

Mit dieser Darstellung der Erziehungsziele auf dem Gebiet der Religion geben sich die Verfasser noch nicht zufrieden. Schließlich ist ihre religiöse Umwelt schon nicht mehr heil. Der Rationalismus hatte um die Jahrhundertwende die Bibel an das damalige wissenschaftliche Verständnis anzupassen versucht. Die Wunder Jesu zum Beispiel wurden auf natürliche Weise erklärt. Hegel hatte wenig später den Weltgeist in die Diskussion eingebracht, der das Grundprinzip der Welt sein sollte. David Friedrich Strauß hatte während ihrer Studienzeit als Repetent am Tübinger Stift auf die scheinbaren Widersprüche in der Darstellung der verschiedenen Evangelien hingewiesen und bezweifelt, ob es überhaupt eine sichere Kunde vom Leben Jesu gebe.

All dies war den Brüdern Paulus während ihrer Studentenzeit nahegebracht worden. Wenn sie auch dagegen die Hahn'sche Theologie als Abwehrwall aufgerichtet hatten, waren sie trotzdem vom Zeitgeist nicht unbeeinflusst geblieben. Außerdem hatten die Leser ihres Buches ein Recht auf die Darstellung der theologischen Position, die die

Leiter dieser Anstalt inne hatten. Folgerichtig wird nun in die gemeinsame Schrift eine längere Auseinandersetzung mit den geistigen Strömungen der Zeit eingerückt. Dabei kreisen die Darlegungen immer wieder um die Frage, wie denn der Mensch der göttlichen Natur teilhaftig werden könne.

Da ist zunächst der Rationalismus. In der Sicht der Verfasser will diese Geistesrichtung jede Vorstellung von einem Leben im Jenseits verdrängen. Nach ihm bliebe nur die Möglichkeit, sich durch ein immer ethisch einwandfreies Leben mehr und mehr zu vervollkommen, sodaß man am Ende des Lebens zufrieden auf dessen Verlauf zurückblicken könne. Dann wird Hegel und seiner Schule vorgeworfen, sie trenne die materielle Welt vollkommen von der Welt der Ideen. Letztere werde aber in dieser Philosophie eine Welt immer abstrakterer Definitionen, die in sich leer blieben.

Wenn ich also etwa sage: Der Geist ist die allgemeine absolute Idealität, habe ich denn in diese wenigen Eigenschafts- und Verhältnißworte das ganze Wesen des Geistes hineinbeschworen, oder habe ich nur einige seiner wesentlichen Eigenschaften gesagt, das Wesen selbst aber ist, weil es nicht hineinbeschworen werden konnte, noch als eine gewaltige Macht zurückgeblieben, von der alles noch zu fürchten ist? ... Ja und auch die Vorschätzung aller vorhergegangenen Prozesse, durch welche dieses Wesen sich zu diesem reinen Ausdrucke hätte befreien sollen, kann nicht in die Lücke stehen, denn sobald in demselben wieder etwas überhaupt ist, so ist die ganze Nacht und die ganze Dunkelheit des natürlichen Seyns wieder an, es ist wiederum das bloß an sich Seyende, es ist wiederum das unverständliche, unberechenbare für sich Seyende da, und wenn es noch tausendmal sich reinigend diesen Proceß wiederholen würde, so würde es um nichts reiner seyn, als gleich das erstemal. Denn nicht das ist das Unverständliche, zum Beispiel an der Natur, daß sie Natur ist, nicht davon ist das Stumme und ewig Schweigsame, das in ihr herrscht, abzuleiten, sondern das, daß sie reell ist und als solche der eigensüchtigen Idee sich entzieht, das ist es, was ewig schweigt und keine Kunde von sich gibt. Und dieses Seyn schleicht sich in allen Formen des Lebens, in den seelischen und endlich auch in den geistigen, ebenso stumm und ebenso unvernünftig wieder ein, wie in dem körperlichen; denn obgleich die Thätigkeit des geistigen und seelischen Lebens seyn mag, zu vernehmen und zu begreifen, so ist dennoch die Thätigkeit selbst keine andere, als eine thurende und so klar auch ihr Produkt seyn mag, so ist doch sie selbst nicht minder dunkel und unvernünftig, als das Brausen der Wasserwogen und der Hall des Donners und überhaupt das unvernünftliche und gewaltige Bewegen des Lebens. So ist überall reelle Natur genug vorhanden, und bis in die höchsten Kreise reicht sie, und kann auch hier nicht abgestreift werden, und es ist insofern keine Form des Lebens reiner, als die andere. So scheitert also diese Ansicht an der gleichen Klippe, an welcher die vorige gescheitert war; nämlich daran, daß nicht unterschieden wurde zwischen dem ideellen Gebiet der Erkenntniß und dem reellen des Seyns (Seite 411/413).

Man steht hier mitten in der Diskussion der Hegelschüler etwa um 1840 über die Weiterentwicklung des Systems des großen Meisters. Noch hat Karl Marx nicht in die Diskussion eingegriffen. Er wird erst in diesem Jahrzehnt die Idee wieder auf die Erde zurückzwingen. Die Brüder Paulus schreiben aber weiter:

So wird uns denn aus allem Vorangegangenen klar: weder das erkennende noch das praktische und religiöse Leben können für sich irgend ein Heil erwarten, ehe sie sich zurückführen ließen auf einen klaren unbefangenen Blick und unerschütterlichen Glauben an die Realität des Seyenden. Wenn aber dieses einmal erkannt ist, so läßt sich mit Deductionen und allen Erkenntnißthätigkeiten nichts mehr leisten. Das reelle Seyn tritt mit seiner absoluten, alle Gesetzmäßigkeit in sich tragenden Gewalt auf, und nur, wo dieses vorausgegangen ist, und wo mit ihm Erkenntniß in ein inniges Verhältniß getreten, seine Wirklichkeit und Realität angenommen hat, schreitet es ruhig weiter. Und so

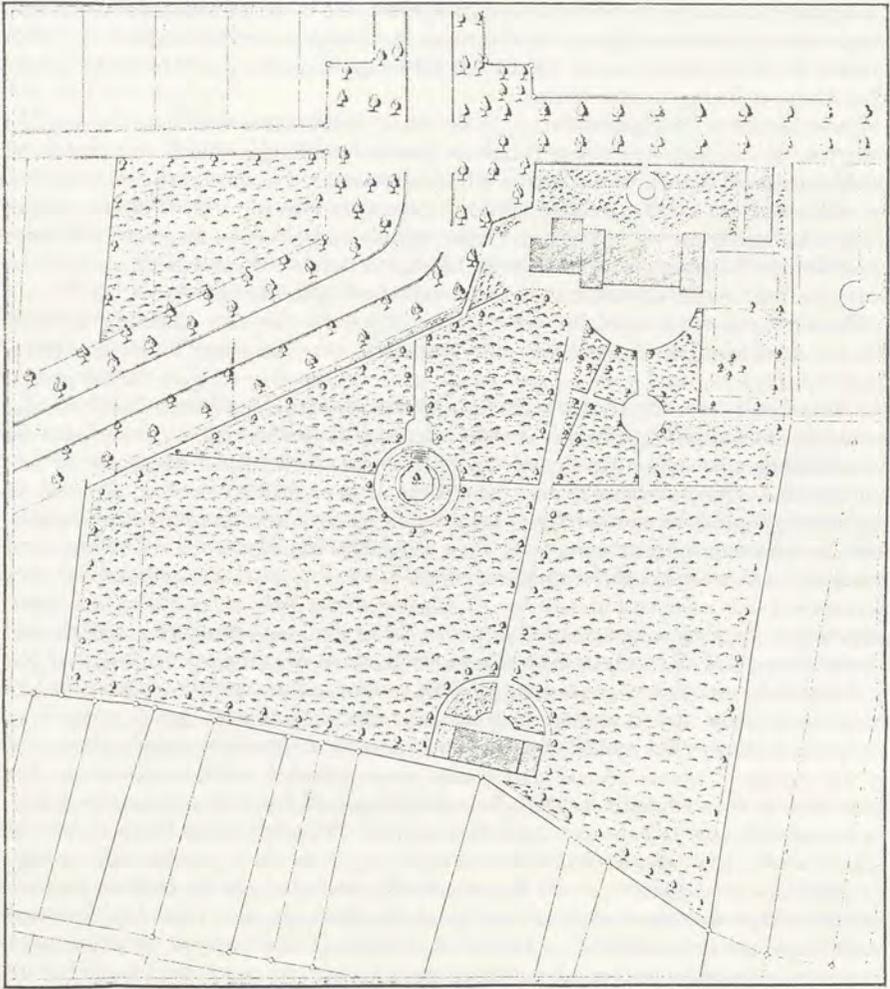


Bild 6: Grundrißplan des Geländes der Wissenschaftlichen Bildungsanstalt auf dem Salon im Jahre 1841

Illustration zu Philipp Paulus, Die Wissenschaftliche Bildungsanstalt der Gebrüder Paulus auf dem Salon bei Ludwigsburg, Stuttgart 1841 (Nr. 2186 der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart).

Gegenüber des Planes von Betz/Bettex (Bild 4) ist hier die 1841 erreichte Bebauung eingetragen. An der Kreuzung der Straße von Ludwigsburg nach Kornwestheim und einer örtlichen Straße steht das große Schulgebäude. Das es umgebende Gelände ist parkähnlich angelegt. Am südlichen Ende des Grundstücks befindet sich der Bauernhof. In der Nordostecke des Grundstücks ist ein Gebäude eingetragen, das in den Bildern der Salon-Schule nirgends zu sehen ist.

Im Güterbuch der Gemeinde Kornwestheim finden sich folgende Eintragungen:
a. für das Hauptgebäude (Stadtarchiv Kornwestheim B 256, Blatt 330): $\frac{1}{8}$ Morgen, 24,8

nun auch auf die Frage: wie das menschliche Leben der göttlichen Natur theilhaftig werde? ist dem reellen Glauben blos die Antwort genügend: »so wie die göttliche Natur will, daß es geschehe.« (Seite 415).

Auf diese Weise wird die Bibel und besonders das Leben und Sterben Jesu der Mittelpunkt der religiösen Erziehungsinhalte der Salonschule. Das Vertrauen auf die Führung Gottes durch das Leben, wie es Beate Paulus ihren Kinder vorgelebt hat, drängt alle denkerischen Versuche beiseite, die auf die religiöse Frage Antwort geben wollen. Dieses Leben im Vertrauen auf Gottes Führung sei Teilhabe am göttlichen Leben. Dies gelte es in das Herz der Schüler durch das Vorbild der Erzieher einzupflanzen, damit sie auch im Unglück einen Anker haben, an den sie sich klammern können. Aus diesen Überlegungen heraus wird in der Schrift schließlich folgende Definition gegeben:

Es ist also ein solcher Glaube, wenn er nur definiert wird, als ein reelles standhalten-des Vertrauen auf die Person Jesu Christi und sein Werk, immerhin nicht abgerissen in dem menschlichen Leben, sondern er muß in sich schließen eine unbedingte Liebe, eine über alles gehende Hochschätzung und Verehrung Christi und des Vaters (Seite 425).

Mit dieser Überzeugung gingen die Brüder Paulus an die Schaffung einer Schule, die wissenschaftlich auf der Höhe die Zeit stehen sollte, den Zöglingen aber auch den starken und nicht zu überwindenden Glauben an die helfende Hand Gottes mitgeben wollte⁵⁸.

Die Einrichtung der neuen Schule

Als die Zöglinge zusammen mit ihren Lehrern am 4. November 1837 von Korntal nach dem Salon bei Ludwigsburg umzogen, fanden sie ihr neues Domizil noch als Baustelle vor⁵⁹. Nicht nur die Anlagen vor dem Haus waren noch nicht angelegt. Es führten auch keine mit Platten belegte Wege an das Gebäude heran. Selbst das Innere war noch nicht fertiggestellt. Es mußte noch ein Teil der Treppen eingesetzt werden, während schon der Unterrichtsbetrieb begonnen hatte. Die Innenwände hatten nur einen Rauhputz erhalten, die zudem noch nicht ganz trocken war. Man konnte in ihn

-
- Quadrat-Ruthen* (d. h. ca. 600 m²). *Ein drei stöckiges von Holz erbautes Wohnhaus mit einem steinernen Sockel und gewölbtem Keller auf dem Salon, gegenwärtig zu einer wissenschaftlichen Bildungsanstalt eingerichtet. 1837 Kauf ... Das früher nur ein stöckige Gebäude in Gemeinschaft der Brüder Friedrich, Immanuel und Christoph Paulus von Ludwig Schneider. Färber in Ludwigsburg erkaufte und in jetzigem Stand 1851 ... von den 3 Brüdern vollends ganz erworben.* Diese Eintragung erfolgte 1852 unter dem Besitzernamen Philipp Paulus. Deswegen erscheint er hier nicht besonders.
- b. für den Bauernhof (B 256, Blatt 330): *27,1 Quadratruthen* (ca. 220 m²) *ein zweistöckiges Wohnhaus teilweise von Stein erbaut mit einem gewölbten Keller und Stall, unten am Werk, die ehemalige Bierbrauerei ... 1837 ebendabei erkaufte und 1851 ... von den 3 Brüdern ganz erworben. 1865 an Wilhelm Koller verkauft.* Auch diese Eintragung ist unter Philipp Paulus erfolgt.
- c. für das kleine Gebäude neben dem Hauptgebäude (B 256, Blatt 330): *15,1 Quadratruthen* (ca. 125 m²). *Eine zweistöckige von Holz erbaute Remise auf dem Salon, bei dem obigen Institutsgebäude ... 1838/39 neu aufgebaut und 1851 von den 3 Brüdern erworben.* Wiederum ist der Besitzernamen Philipp Paulus.

mit den Fingern kleine Vertiefungen hineindrücken, so feucht war er⁶⁰. Die Zöglinge brachten von außen an den Schuhen immer wieder große Mengen von Erde in das Haus, sodaß es nicht vollständig sauber zu halten war. Überall wurde geheizt, um die Räume möglichst schnell trocken zu bekommen. Aber dadurch wurden die Wände und Zimmerdecken von dem Ruß geschwärzt, sodaß das Haus in einen Fremden nicht mehr vorzeigbaren Zustand geriet. Das Schlimmste war, daß man wegen dieser Zustände in dem schon angebrochenen Winter mit Erkrankungen der Schüler rechnen mußte, was für den Ruf der Schule nicht günstig gewesen wäre.

Selbst der landwirtschaftliche Teil des Betriebs war noch nicht eingerichtet. Das eigene Vieh konnte man noch nicht in eigene Ställe unterstellen. Auch die Lagerung des Brennholzes konnte nur noch provisorisch hergerichtet werden. (Man benötigte damals große Mengen Brennholzes, weil es das einzige Heizmaterial war.) Ein so großes Haus mit Holz trocken zu heizen, bedeutete die Bereitstellung von viel Geld.

Der etwa gleichzeitig mit dem Umzug als angestellter Lehrer seinen Dienst antretende Christoph Hoffmann fand deswegen die Schule noch in einem ziemlichen Chaos vor⁶¹. Mit ihm waren noch weitere Lehrer angestellt worden, die sich erst noch einarbeiten und zurechtfinden mußten. Auch kamen immer noch neue Zöglinge. Man kannte sich gegenseitig noch zu wenig, was die ganze Koordination sehr erschwerte.

Trotz all dieser Schwierigkeiten wurde der Schulbetrieb am fünften Tag nach dem Umzug aufgenommen. Ein weiteres Zuwarten hätte nur das Chaos vergrößert, weil die Zöglinge beschäftigt werden mußten, um sie unter Aufsicht halten zu können. Die Aufgaben wurden unter das Aufsichtspersonal wie folgt verteilt⁶²:

Den Mittelpunkt des ganzen Schulbetriebs bildete Beate Paulus. Sie erteilte keinen Unterricht sondern verlegte sich auf die persönliche Betreuung der Schüler, an denen sie die Mutterstelle vertrat. Abends besuchte sie häufig die einzelnen Aufenthaltsräume, um mit den Zöglingen zu spielen oder ihnen etwas vorzulesen. Manchmal soll sie auch mit den Kindern Tageswanderungen durchgeführt haben. In Einzelgesprächen versuchte sie geistigen Beistand zu leisten und die Jugendlichen für ein Leben mit Christus zu gewinnen. Daneben leitete sie den Landwirtschaftsbetrieb, in dem ihr Knechte und Mägde für die Arbeit zugeteilt waren⁶³.

Ihr Töchter kümmerten sich vor allem um den inneren Betrieb der Schule. Ihnen oblag die Oberaufsicht über die Küche und die Reinigung der Räume. Daneben sorgten sie für die Wäsche der Zöglinge. Auch hier übernahmen die eigentliche Arbeit zugeteilte Mägde.

Doktoronkel Fritz war Anstaltsarzt. Für seine Tätigkeit war im Hauptgebäude ein Krankenzimmer und im abgelegenen landwirtschaftlichen Anwesen ein Sanitätsrevier für Kinder mit ansteckenden Krankheiten eingerichtet. Außerdem verwaltete er die Finanzen der Anstalt. Unterricht hielt er nicht.

Philipp übernahm die Leitung des ganzen Unternehmens. Er stellte die Stundenpläne auf und führte die Korrespondenz mit Behörden und Eltern. Soweit ihm dazu noch Zeit blieb, übernahm er einzelne Unterrichtsfächer nach Bedarf.

Christoph Paulus war für die Erteilung des mathematischen und physikalischen Unterrichts zuständig. Daß für diese Fachrichtung ein einziger Lehrer im großen und ganzen ausreichte, zeigt, daß der Schwerpunkt des Unterrichtsbetriebs auf dem Humanistischen Bildungszweig lag. Allerdings berichtet Christoph Hoffman, der diese Schule mit seiner vorherigen Arbeitstätte der Realschule in Stetten im Remstal vergleichen konnte, daß auf dem Salon die Naturwissenschaften strenger wissenschaftlich als dort gelehrt wurden. Das ist wohl so auszulegen, daß man sich auf dem Salon vor allem dem Höheren Realismus widmete.

Immanuel lehrte vor allem Griechisch und Geographie. Bei Bedarf übernahm er auch

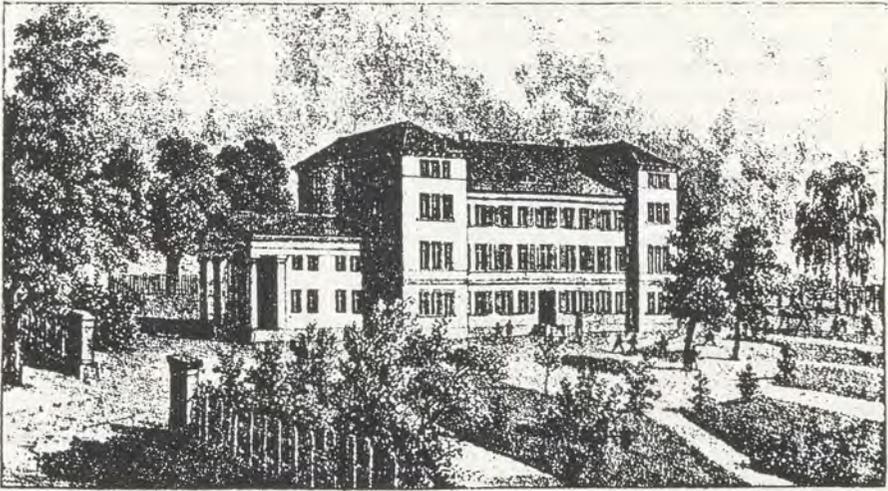


Bild 7: Das Hauptgebäude der Wissenschaftlichen Bildungsanstalt 1841

Illustration zu dem Buch von Philipp Paulus, *Die wissenschaftliche bildungsanstalt ...*, a. a. O.

Auf der linken Seite des Gebäudes befindet sich das ehemalige Gartenpavillon, an das das Schulgebäude angebaut worden war. Es wurde als Betsaal und zur Abhaltung der Anstalts-Gottesdienste genutzt. Wegen der Zerstörungen des 2. Weltkrieges steht jetzt nur noch die linke Seite des Gebäudes (einschließlich des ehemaligen Gartenpavillons) bis zum dritten Fenster von links in der ursprünglichen Ausführung. Der Rest wurde in geänderten Stil wieder aufgebaut.

andere Fächer. In der Oberstufe gab er gerne Unterricht in Psychologie, Literaturgeschichte, Poetik und Logik⁶⁴.

Christoph Hoffmann fühlte sich vom ersten Tag des Eintritts in die Schule als Mitunternehmer und nicht, wie es seinem rechtlichen Status entsprach, als angestellter Lehrer. Auf Grund der seit der Studentenzeits bestehenden Freundschaft mit den Brüdern Paulus wurde er von ihnen auch so angenommen. Er lehrte vor allem Latein und Geschichte. Aber auch er wurde bei Bedarf in anderen Fächern eingesetzt.

Ludwig Höhn als gelernter Volksschullehrer übernahm den Elementarunterricht und die Betreuung der jüngsten Zöglinge⁶⁵.

Zwei angestellte Lehrer widmeten sich der Unterrichtung in der französischen Sprache. Ein weiterer Lehrer wurde für die Erteilung des Elementarunterrichts in Deutsch und Arithmetik angestellt. Schließlich gab es noch einen angestellten Lehrer für Englisch und Italienisch, einen für Zeichen und einen für Musikunterricht. Erlernen von Malen oder Spielen eines Musikinstrumentes war möglich, mußte aber extra bezahlt werden.

Schließlich gab es noch Hilfslehrer, die den Unterricht in bestimmten Fächern übernahmen, weil sie ihre Ausbildung auf diesen Gebieten bereits abgeschlossen hatten. Andere Fächer, in denen ihr Wissen zur Zulassung zu einem Studium noch nicht ausreichte, besuchten sie als Schüler, wobei ihre Tätigkeit für die Anstalt das zu zahlende Schulgeld ermäßigte, wenn es ihnen nicht ganz erlassen wurde⁶⁶.

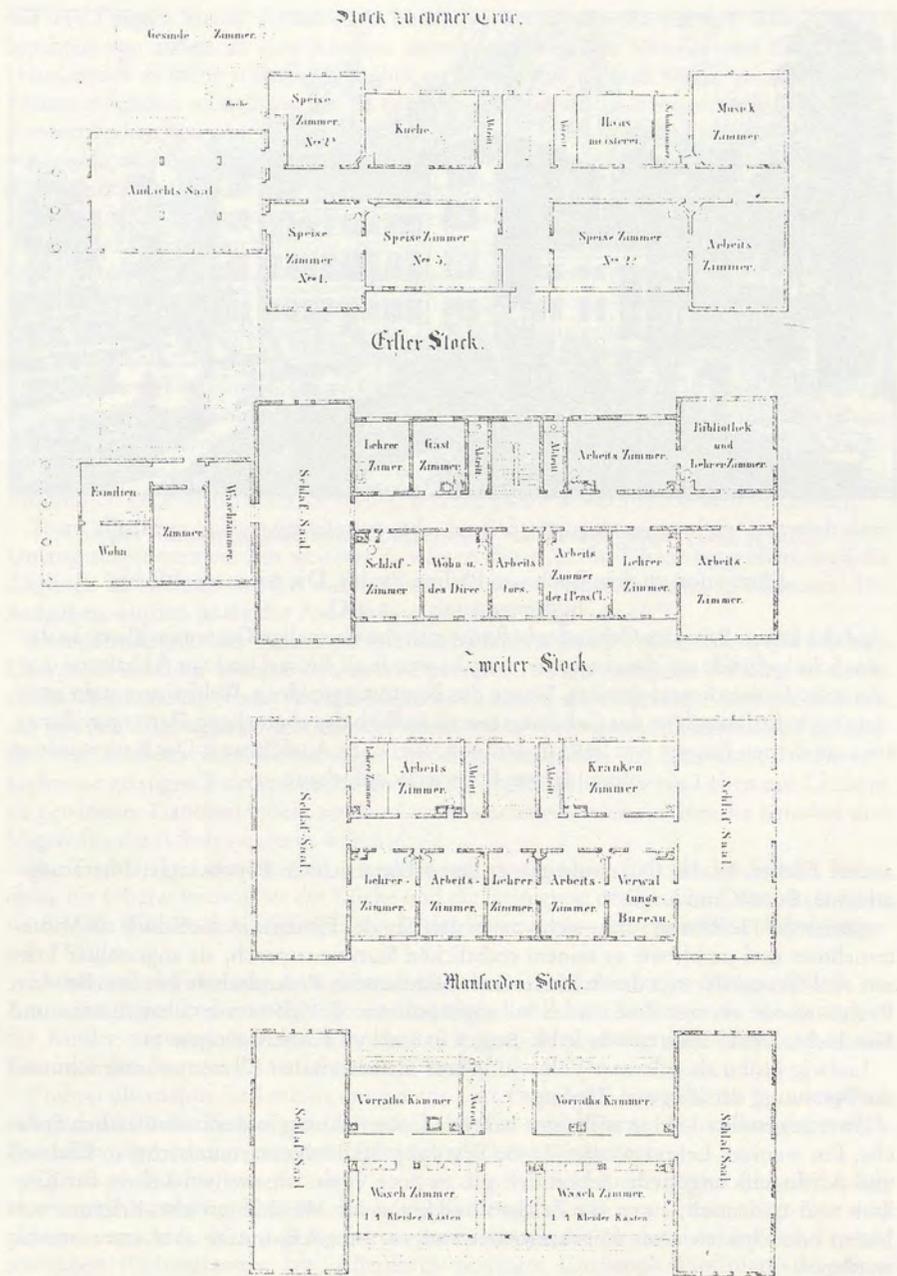


Bild 8: Grundrißplan der einzelnen Stockwerke im Hauptgebäude der Wissenschaftlichen Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg im Jahre 1841

Illustration zu Philipp Paulus, Die wissenschaftliche Bildungsanstalt, a. a. O.

Rechnet man für die Schule ungünstig, so kommt man auf etwa zehn Schüler pro Lehrer. Dies ließ eine intensive Betreuung der Zöglinge zu. Es wurde als erster Erfolg für die Richtigkeit des Ausbildungssystems gewertet, daß nach Beendigung des verkürzten ersten Schuljahrs im neuen Heim zwei, im darauf folgenden Winter weitere zwei Zöglinge ohne größere Probleme in Prüfungen vor ihrer Heimatbehörde die Zulassung zu einem Studium erlangten⁶⁷.

Im übrigen warf die Anerkennung der Wissenschaftlichen Bildungsanstalt durch den Staat keine Probleme auf. Die Staatsaufsicht beschränkte sich auf eine Überwachung des Unterrichtsplanes, der Schüler und der Lehrer sowie auf gelegentliche Visitationen vor Ort. Sie war notwendig, damit das Königreich Württemberg die Anstalt als bis zur Reifeprüfung – oder wie man damals sagte, dem Maturitätsexamen – führend bestätigte. So traten bei der Anmeldung für diese Abschlußprüfung nie Probleme auf⁶⁸.

Um die Einhaltung der Hausordnung durchzusetzen, wurde im täglichen Wechsel ein diensthabender Lehrer eingeführt. Er leitete den mittäglichen Spaziergang sowie den stattdessen oder zu einer späteren Zeit durchgeführten Turnunterricht. Ferner überwachte er das tägliche Aufstehen, die Reinigung des Körpers, den Gesundheitszustand, die Erledigung der Hausaufgaben und das Schlafengehen der Zöglinge. Schließlich sorgte er für die Einhaltung der nächtlichen Ruhe in den Schlafsälen. Dabei wurde er von den Senioren unterstützt. Sie wurden von der Anstaltsleitung als Vertrauenspersonen und zur Aufsicht über die anderen Zöglinge für jeden Aufenthaltsraum ernannt⁶⁹.

Die Lehrer, vor allem der innere Kern des Leitungspersonals traf sich nach getaner Arbeit meistens mit den anderen Familienangehörigen nach dem Schlafengehen der Schüler zu vertraulichem Gespräch in einem Wohnzimmer, das wegen seiner farblichen Gestaltung der Grüne Salon genannt wurde⁷⁰. Dort besprach man nicht nur die Angelegenheiten der Anstalt, sondern auch das Geschehen in der großen Welt unter dem Blickwinkel des heraufziehenden Reiches Gottes. Einmal in der Woche war Lehrerkonferenz, in der der Stand und das weitere Vorschreiten des Unterrichtsbetriebs koordiniert wurde⁷¹.

Das Kurssystem

Große Schwierigkeiten bereitete die Einführung eines geregelten Ausbildungsgangs. Die Frage war, wie man die aus den verschiedensten Ländern mit den verschiedensten wissensmäßigen Voraussetzungen in unterschiedlichem Alter eintreffenden Zöglinge am schnellsten zur Ablegung der je nach Land verschiedenen Prüfung zur Zulassung zum Studium führen könne. Neben den Auslandsdeutschen in besseren Verhältnissen zog die neue Schule Kinder aus der französisch sprechenden Schweiz und Südostfrankreich an. Man wollte in den Genuß der viel gerühmten deutschen Bildung kommen, ohne der deutschen Sprache voll mächtig zu sein. Um diesem Übelstand abzuhelfen wurde gegen Sonderbezahlung Unterricht in der deutschen Sprache eingeführt. So schuf man wenigstens die Voraussetzungen zur Teilnahme am Unterricht, löste aber das Problem der unterschiedlichen wissensmäßigen Kenntnisse nicht.

Aus all diesen Hindernissen konnte wir uns nicht anders retten, als indem wir die Classeneintheilung gänzlich fahren ließen. An ihre Stelle trat nun eine Organisation nach Curssen, so daß jedes einzelne Fach einen abgesonderten Entwicklungsgang blos nach seinem eigenen Inhalt berechnet erhielt, ohne mit irgend einer Stufe eines anderen Fachs in einem anderen Zusammenhang zu stehen, als der sich von selbst aus der Natur der Sache ergibt und der daher keine unpassende Störung bewirken kann. Dadurch

wurde es möglich, daß ein Schüler in einem Fach an den höheren, in anderen damit gar nicht zusammenhängenden an den niederen Cursen Antheil nehmen und also für seine speciellen Bedürfnisse gesorgt werden konnte.

Dabei ging aber darum doch nicht jede Ordnung zu Grunde, indem, wer im Lateinischen in der obersten Abtheilung sich befindet, im Griechischen sehr leicht auch soweit zu fördern ist, daß er die parallelen Stufen betreten kann, während es dagegen nichts schadet, wenn er zum Beispiel in der Geographie zu gleicher Zeit auf einer der untersten Stufen steht⁷².

Wir stehen damit vor der Einrichtung, welche neben der religiösen Ausrichtung der Leitenden Lehrer wesentlich zum Erfolg der Salon-Schule beigetragen hat. Dieses Kurssystem wurde in den über vierzig Jahren ihres Bestehens beibehalten. Wer als neuer Zögling eintrat, wurde in den verschiedenen Fächern in den Kurs seiner Leistungsklasse eingestuft. Welche organisatorischen Probleme dies bei einer Schule gab, die in Spitzenzeiten bis zu einhundertzwanzig Schüler vereinte, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Im Zeitalter vor Erfindung moderner Datenverarbeitungsanlagen bedurfte es des vollen Einsatzes des Leiters vor und zu Beginn eines jeden Schuljahrs über mehrere Wochen, um den Stundenplan so einzurichten, daß jeder Zögling an den Kursen seiner Leistungsstufe teilnehmen konnte. Dabei mußten Lehrer zum Unterricht auch in solchen Fächern eingeteilt werden, an denen sie kein besonderes Interesse hatten. Die gleichbleibende Nachfrage nach Aufnahme in diese Schule zeigte aber, daß diesem Lehrsystem Erfolg beschieden war.

Auf der anderen Seite war die Aufstellung eines Stundenplans ein so schwieriges und zeitraubendes Unterfangen, daß man es höchstens einmal im Jahr auf sich nehmen konnte. Alle Kurse liefen ein Jahr. Die Ferien wurden vor allem auf den Frühherbst zusammengelegt und dauerten sechs Wochen. Dies war auch deswegen von Vorteil, da die meisten Schüler im Voreisenbahn-Zeitalter bei kürzerer Dauer sowieso nicht hätten nach Hause kommen können. Die sechs Wochen Ferien brauchte man aber zur gründlichen Reinigung und Renovierung der Anstaltsgebäude.

In diesem Unterrichtssystem gab es keine Klassenlehrer, die die einzelnen Klassen besonders zu betreuen hatten. So gab man den verschiedenen Lehrern die Aufsicht über je einen der Schlaf/Aufenthaltsräume. Nach der ersten Planung sollten sie in einem Bretterverschlag bei ihren Zöglingen übernachten. Leider ließ sich dieses System zunächst aus Rummangel nicht einführen⁷³. Erst nach der Erweiterung des Baues war es dann soweit⁷⁴. Aber dieses System konnte nicht durchgehalten werden, weil Aufsichtspersonen heirateten und danach das Familienleben wichtiger wurde. So übernahmen diese Aufsicht oft die angestellten Lehrer, die häufiger wechselten. Dadurch war es um den Erfolg gebracht.

Aus Werbung und um den Zöglingen ein Nahziel zu geben (Versetzungen im heutigen Sinn gibt es bei einem Kurssystem nicht!), führte man eine jährliche Abschlußprüfung am Ende des Schuljahrs ein. Sie war öffentlich. Die Eltern wurden dazu eingeladen. Die Schulaufsicht nahm häufig von Amtswegen daran teil. Nach dieser Veranstaltung erhielten die Zöglinge ihr Zeugnis über Bestehen oder Nichtbestehen der einzelnen Kurse. Um den Schülern die Übersicht zu erleichtern, führte man sehr bald Regelstudiengänge ein, die den Wissensumfang festlegten, der für einen Abschluß der Humanistischen oder Realistischen Bildung notwendig war. *Die Normalzeit der Lectionen, die ein Zögling an einem Tag zu hören hatte, wurde auf sechs, doch eher weniger, als mehr, mit Ausnahme der Musiklektionen festgesetzt. ... Dazu kommen im Durchschnitt drei Stunden für Privatarbeit*⁷⁵.

Unterbringungsprobleme

Das erste Schuljahr in dem neuen Haus war durch die geschilderten Umstände bei der Fertigstellung des Baus, aber auch durch die räumliche Enge erheblich behindert⁷⁶. Man hatte das Gebäude auf etwa sechzig Schüler, die entsprechenden Sonderräume und Lehrerunterkünfte ausgelegt. Nun mußte man in Eile unter dem Dach mit Bretterverschlägen einen vierten Schlafsaal einrichten. Die naturgeschichtliche Sammlung konnte nicht ausgepackt werden. Die Lehrer mußten sich mit kleineren Räumen begnügen. Da die Schlafräume noch nicht zum darin Wohnen trocken genug waren, mußte man vorübergehend die besser zu beheizenden Speisesäle für diesen Zweck nutzen.

Es spricht für die damalige Abhärtung der Menschen, daß diese ungünstigen Umstände keine schweren Erkrankungen oder gar Todesfälle nach sich zogen. Allerdings starb eine Tante der Beate Paulus, Elisabeth Friederike Hartmann geborene Flattich mit 74 Jahren am 8. Januar 1838 auf dem Salon. Man führte aber dieses Ableben nicht auf die ungesunden Wohnverhältnisse zurück. Ferner litt ein zehnjähriger Zögling in diesem Winter an einer Entzündung und ein älterer Schüler brachte bei seiner Anreise eine Lungenentzündung mit. Aber beide konnten ohne größere Komplikationen geheilt werden⁷⁷.

Zum Frühjahr hin normalisierte sich der Anstaltsbetrieb zusehends. Mit der wärmeren Witterung konnte man an den Abschluß der Bau- und Außenarbeiten gehen. Die Einrichtung der Ställe konnte nun durchgeführt werden. Bei schönem Wetter wurden Tageswanderungen mit den Zöglingen durchgeführt. Sie bewährten sich als wichtige erzieherische Maßnahme und wurden als fester Bestandteil in den Unterricht aufgenommen. Das dieses erste Schuljahr abschließende öffentliche Examen brachte gute Ergebnisse. Zufrieden mit dem Geleisteten ging man am 20. Juni 1838 in die ersten Großen Ferien. Die meisten Zöglinge reisten nach Hause, etwa zwanzig begaben sich auf eine gemeinsame Wanderung und nur etwa fünfzehn blieben auf dem Salon⁷⁸.

Für die Anstaltsleitung blieb aber noch viel zu tun. So hatte es sich herausgestellt, daß man einen Ansprechpartner für alles brauchte, was an die Schule von außen herantgetragen oder von ihr nach außen gegeben wurde. Für diese Tätigkeit wurde Philipp bestimmt, der nun den Titel annahm: *Director der Wissenschaftlichen Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg*⁷⁹.

Für die Verwaltung der Hausordnung sahen wir uns bald darauf in den Stand gesetzt, einen eigenen, tüchtigen und treuen Hausmeister anzustellen, da von uns Niemand die Zeit hatte, sich dieser äußerlichen und doch nothwendigen Dinge anzunehmen.

*Um aber ein Haupthinderniß der Regelmäßigkeit und Gleichheit im Gang des Hauswesens wegzuräumen, entschlossen wir uns bald nachher nothgedrungen, die Wäsche der Zöglinge nicht mehr selbst zu übernehmen, sondern den Eltern zu überlassen. Denn nicht nur nahm dieses Geschäft allzuvielen Kräfte in Anspruch, die dadurch dem sonstigen Gang der Anstalt entzogen wurden, sondern bei der Verschiedenheit der Gegenden und Familien, denen unsre Zöglinge angehörten, wurde es immer weniger möglich, es den Eltern nach ihrem Wunsch zu machen. Selbst die Übersicht und stete Ordnung bei einem so ausgedehnten und so oft wiederkehrenden Geschäfte neben der Last der übrigen dabei immer fortgehenden Haushaltung war schwierig, und man sah sich bei allem Bestreben das Mögliche zu thun, häufigen Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Um jedoch unsre Verpflichtungen auf keine Weise zu verletzen, behielten wir nicht nur für die, welche unter der Bedingung freier Wäsche aufgenommen worden waren, dieselbe bei, sondern erboten uns auch für die, welche von nun an eintreten und für die also nicht mehr in der Anstalt gewaschen werden würde, auf Verlangen ihre Wäsche, jedoch auf ihre Kosten, in die Stadt zu besorgen*⁸⁰.

Auch beim Lehrpersonal gab es, wie in der Folgezeit immer wieder Veränderungen. Ein Lehrer der französischen Sprache wurde entlassen, weil man den Bedarf für dieses Fach überschätzt hatte. Das heißt wohl, daß die Realistische Bildung auf dieser Schule nicht so viele Zöglinge fand als erwartet. Dagegen wurde das Lehrpersonal für den Humanistischen Zweig durch Einstellung von zwei neuen Lehrern verstärkt⁸¹.

Vor allem konnte aber jetzt der Bau soweit vorangetrieben werden, daß normale Unterbringungsmöglichkeiten angeboten werden konnten. *In den sechs Wochen der Ferien, welche größtentheils durchs schönste Wetter begünstigt waren, wie dieses in dieser Jahreszeit sich hoffen ließ, wurde nun zunächst das Haus . . . möglichst zur Vollendung geführt. Da wir uns bisher noch vielfach durch Mangel an Raum beschränkt und in der Thätigkeit für die Zwecke der Anstalt gehindert gesehen hatten, so war der Beschluß gefaßt worden, das Hauptgebäude durch Aufsetzung eines neuen Stockwerks*

Oekonomische Verordnungen.

Das jährliche Pensionsgeld (in vierteljährlichen Raten vor auszubehalten) beträgt nach drei Pensionsschläffen:

bei der ersten Classe	30	Louisd'or.
„ „ zweiten „	20	„
„ „ dritten „	15	„

Beilage Nr. II.

Dafür gibt die Anstalt Kost, Wohnung, Hausgeräte, Heizung und Beleuchtung. Für Bedienung wird dem Zögling vierteljährlich 1 fl. berechnet. In der Kost unterscheiden sich die Pensionen so, daß in der ersten Pensionsschläffe zu 30 Louisd'or Morgens zum Frühstück und Nachmittags zum Abendbrod Kaffee, Mittags Suppe, Ochsenfleisch mit Zugehör, Gemüse und Fleisch, oder statt des letzteren eine entsprechende andere Speise, sowie ein Glas Wein, Nachts Suppe, Braten und Salat oder eine dem entsprechende Speise gegeben wird; während in der andern zum Frühstück Milch, zu Mittag Suppe, Fleisch und Gemüse, zum Abendbrod ein Glas Most, Nachts Suppe, Milch und Kartoffel abwechselnd mit Omelette oder Wurst und Salat; in der dritten aber Morgens Suppe, Mittags Suppe, wöchentlich dreimal Fleisch (außerdem eine Mehlspeise) nebst Gemüse, um 4 Uhr Brod, Nachts Suppe, Kartoffel, meistens mit Milch oder Butter, Mittwochs und Sonntags Omelette oder Wurst und Salat gereicht wird. Im Logis unterscheiden sich die erste Pensionsschläffe von den beiden andern außer manchen andern Bequemlichkeiten dadurch, daß jeder Zögling ein besondern Arbeitstisch in dem dieser Classe eigenen Arbeitszimmer erhält. Es versteht sich übrigens, daß auf die Erziehung und den Unterricht dieser Unterschied nicht den mindesten Einfluß hat.

Privatunterricht wird besonders bezahlt. Hierzu gehört namentlich der Unterricht in Instrumentalmusik, der vierteljährlich zu 5 fl. berechnet wird, und der Unterricht im Malen, bei welchem die Stunde mit 12 fr. bezahlt wird. Nichtdeutsche und solche, die über fünfzehn Jahre alt sind, werden nicht in die unterste, sondern nur in eine der beiden höhern Pensionsschläffen aufgenommen. Außerdem tritt für solche, die erst deutsch verstehen und sprechen lernen müssen, für das erste Jahr eine Pensionserhöhung von zwei Louisd'or ein. Bei seinem Eintritt entrichtet jeder Zögling ein für allemal ein Eintrittsgeld von 5 fl. 30 fr.

Die gewöhnliche medicinische Aufsicht und die Behandlung, und Pflege bei leichteren Krankheitsanfällen ist frei. Dagegen wird die Apotheke, sowie die medicinische Behandlung und Pflege, wo letztere in bedeutenderem Maß in Anspruch genommen werden, besonders angerechnet.

Den während der Ferien dableibenden Zöglingen wird hierfür eine besondere Vergütung für Kost und Beaufsichtigung von 1 Louisd'or bis 15 fl. in Anrechnung gebracht, wovon jedoch die Zeit, die sie etwa auf kleineren Reisen zubringen, abgezogen wird.

Der Austritt eines Zöglings ist ein Vierteljahr zuvor den Vorstehern anzuzeigen. Wird dies unterlassen, so berechnet die Casse von dem Tage der späteren Auffündigung oder des Austrittes an einen weiteren vierteljährigen Betrag des Pensionsgeldes.

Der Eintritt geschieht jederzeit,¹ am besten jedoch mit Anfang August, wo die sechs wöchentlichen Ferien zu Ende gehen und neue Curse beginnen.

Zöglinge können vom sechsten Jahr an eintreten, und bis zum Uebergang auf die Universität oder in ein Geschäftleben verweilen.

Mitzubringen sind: das nöthige Weißzeug und Betten. Wo die letztern nicht mitgebracht werden können, gibt sie die Anstalt gegen eine Entschädigung von 12—15 fl. Kleider und Weißzeug sind mit einer vorher noch brieflich zu bestimmenden Nummer nebst dem Namen zu zeichnen.

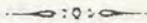


Bild 9: Beilage II der Principien des Unterrichts und der Erziehung der Gebrüder Paulus, a. a. O.

Die hier aufgeführten Bedingungen wurden bis zum Jahre 1841 aufrecht gehalten. Deswegen sind sie auch sinngemäß in die 1. Auflage des Buches von Philipp Paulus, Die Wissenschaftliche Bildungsanstalt ..., a. a. O. übernommen worden.

Im Jahre 1842 schaffte man die unterschiedlichen Pensionsklassen ab. Die 2. Auflage des Buches von Philipp Paulus, Die Wissenschaftliche Bildungsanstalt ..., Stuttgart 1842 (Wirt. Gesch. oktav Nr. 2713 der Württembergischen Landesbibliothek, Stuttgart) gibt stattdessen eine Staffelung des Schulgeldes nach dem Eintrittsalter in die Anstalt. Es waren zu entrichten: Bei einem Eintrittsalter zwischen dem 6. und 9. Jahr: Jährlich 18 Louis d'or, zwischen dem 9. und 14. Lebensjahr 21 Louis d'or, zwischen dem 14. und 16. Lebensjahr 24 Louis d'or und für noch ältere Zöglinge 27 Louis d'or. Dazu kamen noch als Nebenkosten 5 fl 30 kr als einmalige Zahlung zum Eintritt in die Anstalt, bei Aufenthalt in der Schule während der Sommerferien täglich 15 kr und für kleinere Ausflüge 5 bis 4 fl pro Jahr. Überstieg der Preis für einen Laib Brot 18 kr, so wurden für jeden Kreuzer, um den das Brot teurer wurde, den Schülern zusätzlich 2 Heller angerechnet.

Der Louis d'or ist eine 22karätige Goldmünze und war 24 französische Franc wert. (J. Porteus, Münzen, Frankfurt/Main 1969, S. 381). Bei der Umstellung der deutschen Währung auf Goldmark im Jahre 1872 rechnete man mit 1 fl = 100 kr = 35 Pfennig. Der Heller war eine kleine österreichische Münze. 100 Heller waren eine österreichische Krone. Eine Umrechnung auf die heutige Währung ist nicht nur wegen der veränderten Kaufkraft sondern auch wegen der geänderten Lebensweise problematisch.

zu vergrößern, so daß das Mittelgebäude dreistöckig, die Avantcorps aber vierstöckig würden. Dies wurde nun rasch ins Werk gesetzt und dadurch nicht nur zwei neue Schlafsäle mit sehr freier und ausgedehnter Aussicht, sondern auch sieben schöne, zum Theil recht große Zimmer gewonnen⁸².

Nun wurde es möglich, alle Schüler die ungefähr die gleichen Kurse besuchten in einem Raum zusammenzulegen und gleichzeitig einem Lehrer ein Zimmer in der Nähe des Schlafsaales zuzuweisen. Dabei zeigte es sich, daß die Kinder auf eine getrennte Unterbringung nach den drei Pensionsklassen verzichteten, um mit den jeweiligen Kurssteilnehmern zusammen wohnen zu können.

Für das neue Schuljahr beschloß man, das bisher gemeinsame Morgengebet durch eine Morgenandacht zu ersetzen, die jeder Lehrer mit den zugeordneten Zöglingen seines Schlafsaales abhielt. Die Naturaliensammlung, die auch später durch Funde auf den Wanderungen immer erweitert wurde, wurde ausgepackt und dem Unterricht zugeführt. Es wurde eine Leihbibliothek mit Jugendliteratur eingerichtet. Ja, wer wollte, konnte ein kleines Gärtchen vor dem Haus zugewiesen bekommen, das er selbst bewirtschaftete⁸³.

Zufrieden beschließen die Gebrüder Paulus ihre *Principien*: *Soviel aber glauben wir nach allem Vorangegangenen sagen zu dürfen, daß wir mit unsern Zöglingen jetzt fast durchaus in enger und herzlicher Verbindung leben, daß das wissenschaftliche Streben noch immer in unserer Anstalt daheim ist, daß die Achtung vor Religion und Frömmigkeit der herrschende Geist der Anstalt ist, wenn gleich noch viel dazu fehlt, daß alle unsere Zöglinge in jener innigen Gemeinschaft mit Gott und Christo stünden, welche nur die Frucht der Geburt aus dem heiligen Geist ist. Wenn wir also in der lebendigen Entwicklung, die wenigstens für uns in der Geschichte unserer Anstalt sich zeigt, an einen Ruhepunkt gekommen zu seyn glauben, der uns zur Ablegung der hier gegebenen Rechenschaft auffordert, so erkennen wir doch gar wohl, daß unsere Aufgabe eine unendliche, unsere Leistungen aber mangelhaft und durch menschliche Schwächen und Fehler gehemmt sind. Wir danken aber Gott, dessen Hand uns bisher geholfen hat, daß er es nicht verschmähte, dennoch seine Gnade an uns zu erweisen, und vertrauen zu ihm, daß an unserer Anstalt, weil sie sein Werk ist, auch ebenso, wie in allem, was seine allmächtige Weisheit schafft, sein ewiger Name sich ferner verherrlichen werde⁸⁴.*

Mit dem Herbst 1838 war der Aufbau der Schule zu einem gewissen Abschluß gekommen. Die Schulgebäude waren fertiggestellt und die Grundzüge des Zusammen-

Bild 10: Beilage I der Principien des Unterrichts und der Erziehung der Gebrüder Paulus, a. a. O.

Die Zusammenstellung gibt die wöchentliche Stundenzahl für die im Schuljahr 1838/39 unterrichteten Fächer. Sie gibt einen guten Überblick über die Anforderungen des Humanistischen und Realistischen Bildungsganges.

Die Humanisten wurden in den Naturwissenschaften nur im Rechnen, in der Arithmetik, mathematischer Geographie und »Experimentalphysik« unterrichtet. Euklidische Geometrie fehlte in ihrer Ausbildung.

Die Realisten wurden in der Mathematik bis zur Differential- und Integralrechnung geführt. Auf eine Einführung in die lateinische Sprache wurde aber verzichtet. Intensiv wurde das Fach Zeichnen betrieben. Vor dem Aufkommen der Photographie war es sowohl für technische Berufe (Konstruktionszeichnungen) als auch für wissenschaftliche Reisende wichtig. ►

Beilage Nr. I.

Uebersicht der im letzten Jahr gelehrten Fächer und der für sie wöchentlich verwendeten Zeit.	Stunden.
Gemeinsame Fächer.	
Religion (Eigentliche Lehrstunden mit Ausnahme der auf Memoriten von Sprachen u. dgl. verwendeten Zeit):	
Erster Kurs bei ganz Kleinen, wo der Religionsunterricht noch unter verschiedenen Formen namentlich als biblische Geschichte und Geographie auftritt	unbestimmt.
Zweiter Kurs, christliche Lehre	2
Dritter Kurs, Bibelsunde	2
Vierter Kurs, systematische Entwicklung der biblischen Lehre	2
Geschichte:	
Erster Kurs, chronologische Uebersicht der gesammten Weltgeschichte	2
Zweiter Kurs, Darstellung der Hauptfacta der altasiatischen und der griechischen Geschichte	2
Dritter Kurs, universalhistorische Betrachtung der römischen Geschichte bis auf August	2
Geographie:	
Erster Kurs, allgemeine Uebersicht der geographischen Grundbegriffe	2
Zweiter Kurs, genauere, besonders politische, Betrachtung einzelner Länder, Asien; theilweise Europa	2
Dritter Kurs, wissenschaftliche Betrachtung der natürlichen geographischen Verhältnisse von Europa, namentlich Alpen	2
Humanistische Hauptfächer des Schulunterrichts.	
Lat.:in:	
Erster Kurs	12
Zweiter Kurs	12
Dritter Kurs	9
Vierter Kurs	9
Griechisch:	
Erster Kurs	8
Zweiter Kurs	8
Realistische Hauptfächer des Schulunterrichts.	
Geometrie	4
Algebra	4
Linienzeichnen	2
Französisch:	
Erster Kurs	9
Zweiter Kurs	9
Dritter Kurs nebst französischer Geschichte	7
Dazu kommen noch verschiedene in den Kursplan nicht aufzunehmende Lektionen im Französischen für die Bedürfnisse Einzelner, sowie besondere Lektionen im Deutschen, beide hauptsächlich für geborene Franzosen.	
Englisch:	
Erster Kurs	4
Zweiter Kurs	4
Italienisch	5
Deutsche Grammatik und Erläuterungen	5
Gemeinsame Schulfächer für Realisten und Humanisten.	
Arithmetik:	
Erster Kurs	4
Zweiter Kurs	4
Dritter Kurs	4
Der Elementarunterricht in Lesen, Schreiben, Rechnen, der theils einer ganzen Classe, theils einzelnen im Ganzen Vorgerückteren ertheilt wird, kann nicht in eine bestimmte Stundenzahl gefaßt werden.	
Hauptfächer des Gymnasialunterrichts der Humanisten.	
Cicero tuscul. quaestio.	3
Tacitus Agricola und Annales	3
Virgil Georgicon	3
Latiniſche Composition	2
Homier	3
Isocrates	3
Plato	2
Griechische Composition	3
Mythologie	1
Nebenfächer des Gymnasialunterrichts der Humanisten.	
Französiſch	2
Hebräiſch:	
Erster Kurs	3
Zweiter Kurs	3
Mathematische Fächer	3
Hauptfächer des obern Realunterrichts.	
Höhere Analysis	4
Analysiſche Geometrie	2
Physik mit mathematischer Begründung	4
Maschinenkunde	3
Allgemeine Mineralogie	3
Chemie	4
Maschinenzeichnen	4
Französiſch } gemeinſchaftlich mit den obern Schul-	
Engliſch } erſten vier Fächer.	
Italieniſch }	
Gemeinsame Fächer der obern Humanisten und Realisten.	
Literatur und Aufsätze	1
Mathematische Geographie	2
Experimentalphysik	2
Philosophische Fächer.	
Moral	1
Psychologie	2
Zeichnen wurde in verschiedenen Abtheilungen gegeben, so daß auf die einzelnen folgende Stundenablen kamen:	
Humanisten (die jedoch nur in den frühesten Jahren diesen Unterricht theilen)	2
Realisten, anfangs 6, später 4 und bei Hinzutreten des geometrischen Zeichnens nur noch 2 Stunden.	
In Gewache und Aquarellmalerei haben Einzelne Privatunterricht.	
Besang für die jüngeren Böglinge in kürzern Zeitabschnitten zu wöchentlich	2
für die ältern in Abendstunden ebenfalls	2
Musikunterricht wurde gegeben für folgende Instrumente: Clavier, Violine, Guitare, Flöte, Clarinette, Horn und Posaune. Er wurde natürlich als Privatunterricht behandelt und umfaßte gewöhnlich bei denen, die ihn genossen, wöchentlich 3 Stunden für ein Instrument.	
Einige Kurse von den aufgeführten bildeten keinen ganzen Jahreskurs; dagegen werden in andern Jahren auch monde gegeben, die hier nicht aufgeführt sind, namentlich in naturhistorischen Fächern, und für die im vorliegenden Jahr kein Bedürfnis sich zeigte.	

lebens geregelt. Die Lehrinhalte und -verfahren waren so festgelegt, daß sie in den folgenden 40 Jahren nur noch gelegentlich und unwesentlich geändert werden brauchten. Erst gegen Ende dieser Schule erzwang das neue Schulsystem des zweiten Deutschen Kaiserreiches einschneidende Änderungen. Die Pionier- und Improvisationszeit war vorüber. Es galt jetzt das Erprobte festzuhalten und Neues nur vorsichtig einzubringen, damit die Anstalt zwar ihren guten Ruf behielt, aber nicht auf dem einmal Festgelegten versteinerte.

Von den Kindern der Beate Paulus waren fast alle an der Schule tätig. Lediglich der Apotheker Wilhelm Paulus war in Korntal verblieben, weil er für sich keine sinnvolle Betätigung auf dem Salon sah. Er blieb Geschäftsführer der Filiale der Josenhansschen Apotheke, die ihren Sitz im benachbarten Leonberg hatte, mit einem Jahresgehalt von 1000 Gulden⁸⁵. Um seine Einkünfte aufzubessern, übernahm er die Pflege psychisch Kranker in seinem Haus und betrieb auch später die Gemeindehandlung. Aber er hielt den Kontakt zu den Geschwistern und blieb geistig mit ihrem Mühen eng verbunden⁸⁶. Jeden zweiten Donnerstag pilgerte er zu Fuß die zwei Stunden zu der Bildungsanstalt, um mit den Geschwistern zusammensein zu können.

Der jüngste Sohn der Beate Paulus Gottlob absolvierte noch das erste Schuljahr der neuen Anstalt. Dann begann er mit dem Studium der Medizin an der Universität Tübingen⁸⁷. Er kehrte nicht mehr auf den Salon zurück, sondern ließ sich nach Abschluß seiner Studien in Marbach am Neckar nieder.

Freizeitgestaltung

Wir haben oben schon gesehen, daß etwa zwanzig Zöglinge am 21. Juni 1838 zu der ersten Ferienreise der Saloner aufbrachen. Damit beginnt eine Tradition, die bis zum Ende der Anstalt aufrechterhalten wurde.

Als Ausgleich für die mehr sitzende Beschäftigung in gewohnter und gepflegter Umgebung sollten Ferienreisen der körperlichen Ertüchtigung dienen. Deswegen wurden selbst später, als das Eisenbahnnetz immer dichter wurde, weite Strecken zu Fuß zurückgelegt. Übernachtet wurde in möglichst einfachen Quartieren, zum Beispiel in Heuschobern oder einfachen Gaststätten. Wenn es das Klima erlaubte, kam auch die Übernachtung in einem Zelt oder ganz im Freien vor. Das Essen bestand aus *von der Natur gebotenen Nahrungsmittel, also in jedem Land etwa der, welche die ärmste Classe der Bewohner genießt*⁸⁸. Große Anziehungskraft übten immer wieder die Obstmärkte südlich der Alpen aus. Die mangelhafte Versorgung mit Vitaminen den Winter über in Deutschland scheint die Schüler geradezu süchtig nach Obst gemacht zu haben.

Durch dieses einfache Leben konnte man sich leicht eine eigene Anschauung von Land und Leuten verschaffen, was später unter anderem auch dem Schulunterricht wieder zu Gute kam. Außerdem lernten die Teilnehmer, wie wichtig das Zusammenhalten in ungewohnter Umgebung ist. Darüberhinaus *ergriff sie etwas von jenem Gefühl, welches dem Nomaden der asiatischen Steppe oder der arabischen Wüsten beseelt, wenn er sein so einförmiges, so mühevoll, an Freuden scheinbar so armes Leben allen Reizen und Genüssen der Kultur vorzieht. ... Es entstand ein Bewußtsein der Freyheit von allem dem, was nicht zu den Grundlagen der Sittlichkeit gehört, und eben damit eine Erkenntniß der Realität des sittlichen Lebens. Diejenige Ordnung, welche hier galt, obwohl nicht minder streng als zu Hause dem Willen des Führers gehorcht werden mußte, zeigte sich doch überall so unmittelbar aufs reelle Bedürfniß gegründet, daß gegen sie der Gedanke eines Widerstands nicht aufkommen konnte*⁸⁹.

Die erste Reise wurde von Doktoronkel Fritz geleitet⁹⁰. Sie führte über den Fernpaß

zum Inntal und weiter durch das Engadin nach dem Comersee. Zurück ging es über den Locarno zum oberen Wallis. Die Furka wurde überschritten und das obere Rheintal erreicht. Am Bodensee vorbei wanderte man schließlich nach Hause.

Die ganze Reise wurde zu Fuß in Tagesmärschen von durchschnittlich neun Stunden durchgeführt. In den ersten Tagen waren die Etappen zur Eingewöhnung etwas kürzer, am Ende der Reise etwas länger. Man stand noch bei Nacht auf, um einen möglichst großen Teil des Tagessolls am Vormittag zurückzulegen. Über die heißen Mittagsstunden machte man eine längere Pause, um am späten Nachmittag den Rest der Etappe zurückzulegen. Die Leitung durch den Arzt der Familie machte sich bezahlt. Einer der Schüler erkältete sich schwer. Es konnte ihm aber sehr schnell wieder auf die Beine geholfen werden, sodaß das Reisetempo darunter nicht sehr litt. Ein Unfall während der letzten Tage der Reise, verursacht durch jugendlichen Übermut, konnte in aller Ruhe auf dem Salon ausgeheilt werden.

Während der nächsten großen Ferien spannte man das Ziel wesentlich weiter⁹¹. Dieses Mal wollte man die Alpen über den Splügenpaß überqueren und über Mailand nach Genua wandern. Der Rückweg sollte über den Simplonpaß gehen. Am 21. Juni 1839 brach man auf⁹². Neunzehn Tage brauchte man um das Ziel am Mittelmeer zu erreichen. Zwei Tage konnte man sich dort ausruhen, um noch rechtzeitig zum Schuljahresbeginn den Salon zu erreichen.

Man zog 24 Mann stark aus, *begleitet von einem Rößlein, einem Fuchsen, der das geräumige Zelt und das Kochgeschirr trug, und dem wackeren Hausknecht Balthasar, der das Pferd besorgte und in Italien von den Bauern wegen seines dreieckigen Huts für den Pfarrer der Gesellschaft und deswegen immer mit der größten Ehrerbietung behandelt wurde.*

Die Strapazen der Reise waren ebenso groß, als die Kosten gering. Denn nach Genua und zurück kam die Reise, welche sechs Wochen dauerte, den einzelnen Theilnehmer auf siebzehn Gulden zu stehen. Die Lebensart war aber auch äußerst einfach. Das Nachtquartier kostete nichts, denn das Zelt faßte gerade 24 Mann. Jeder legte den Kopf auf seinen Ranzen und streckte sich auf dem Boden aus. Um Mitternacht wachte man gewöhnlich auf, weil die Seite, auf der man lag, die Härte des Lagers empfand; man legte sich also auf die andere Seite, und wenn es dann dieser ebenso ging und man wieder aufwachte, war es Tag und Zeit zum Aufbruch.

Die Nahrung bereitete man selbst, indem man Kartoffeln, Fleisch und dergleichen kaufte und kochte. In Italien war die tägliche Mittags- und Abendkost Reis. Jeder hatte einen Blechbecher und empfing darin seine Portion. Aber schwerlich hat sich je einer daran den Magen verdorben; vielmehr erzählte man, es sei auf der ganzen Reise keiner jemals vollständig satt gewesen. Nur einmal habe er⁹³ sich den Magen verdorben. Er hatte nach der Reissuppe, nach der man noch ein Stück Käse genossen hatte, wie die Andern sich im Zelt niedergelegt, empfand aber noch ein unwiderstehliches Verlangen nach einer völligeren Befriedigung seines Hungers, wartete also, bis Alle schliefen, machte sich alsdann hinter den Käslab und hielt im Dunkeln eine heimliche Mahlzeit, die er dann aber allerdings mit erbärmlichen Magendrücken büßen mußte.

Als man auf dem Rückweg im ersten württembergischen Dorf einen Verwandten, der dort Pfarrer war, besuchte, hatte dieser eben ein Schwein geschlachtet und bewirthete nun die Helden mit diesem Leckerbissen nebst Spatzen und Sauerkraut. Mit unbegreiflicher Schnelligkeit verschwanden die aufgetischten Vorräthe; kaum hatte man die Schüsseln in der Küche wieder gefüllt, als sie schon wieder gelehrt waren. Die Helden hörten erst auf, als alles Eßbare im Pfarrhaus vertilgt war. ...

Die Kasse verwaltete der älteste Bruder ... der Arzt Friedrich Paulus und leitete zugleich den Heerzug. Denn als solcher erschien die Schaar. Man glaubte, es seien

Leute, welche in Rom oder Neapel Söldnerdienste nehmen wollten. Als sie auf dem Heimweg wieder durch ein lombardisches Dorf kamen, fragte man sie mitleidig: »Hat man euch nicht angenommen?«

Sie traten aber auf als wehrhafte Macht auf und flösten betrügerischen Wirthen Respekt ein. Einmal verlangte der Wirth, mit dem man auf Mailänder Soldi akkordirt hatte, bei der Bezahlung Genueser, welche größer waren, und ließ sich durch die Auseinandersetzung des italienisch-redenden Herrn Straßer nicht von seiner betrügerischen Forderung abbringen, bis endlich Herr Christoph⁹⁴, der als Mineralog den Hammer führte und dem die Geduld ausging, ihn auf deutsch mit erhobenem Hammer anfuhr, und zugleich der große Hund »Caesar«, der die Helden begleitete, an ihm hinauffuhr und ihn wüthend anbellte; da erblaßte der Italiener und gab seinen Anspruch auf⁹⁵.

An diesen Geschichten, 1876 von einem Nicht-Theilnehmer der Reise nach Erzählungen anderer zusammengestellt, mag manches im Laufe der Zeit ausgeschmückt worden sein. Eines macht jedoch die Darstellung klar: Die Lehrer der Schule waren noch jung, Doktoronkel Fritz als der älteste 35 Jahre, Christoph Paulus 28 Jahre und Immanuel 25 Jahre alt. Sie teilten als gleichberechtigte Partner auf dieser Wanderung gleiche Freud und gleiches Leid mit ihren Zöglingen. Ihre Leitung beruhte während der ganzen Reise nur auf der Autorität, die sie sich bei den Schülern erworben hatten. Insofern kommt in diesen Erzählungen ein wichtiger Wesenszug der Salonschule zu dieser Zeit zum Ausdruck: Der Altersunterschied zwischen Lehrern und Schülern war nicht so groß, als daß er das freundschaftliche Miteinander hätte behindern können.

Es ist noch nachzutragen, daß man im Herbst neben den Turnübungen auch Geländespiele durchführte. Sie wurden in dem benachbarten Salonwald ausgeführt. Man bildete Heeresabteilungen, die unter die Leitung von Lehrern gestellt wurden. Genaue Karten für das Operationsgebiet waren gezeichnet worden. Als Nebenziel erlernten so die Zöglinge das Kartenlesen im Spiel.

Im Winter sorgten Abendunterhaltungen für Abwechslung in der Eintönigkeit der langen Abende. Je nach dem geplanten Niveau trafen sich dazu nur die Schüler der Höheren Klassen oder alle Zöglinge, um unter Aufsicht der Lehrer eigene oder fremde Gedichte oder Prosastücke sowie metrische Übersetzungen häufig eigener Herkunft vorzutragen oder zu besprechen. Auch Diskussionsabende über allgemein interessierende Themen wie Pressefreiheit oder Abschaffung der Todesstrafe fanden statt. Ob damals auch Theaterstücke eingeübt und vorgeführt wurden, läßt sich aus den Quellen nicht nachweisen⁹⁵.

Lag genügend Schnee, so konnte auch eine gut vorbereitete Schneeballschlacht stattfinden. Dazu wurde zunächst eine große Schneefestung mit einem Turm in der Mitte gebaut. Dann wurden die Schüler und die sie leitenden Lehrer in Angreifer und Verteidiger eingestellt. Die Angreifer erhielten eine Fahne, die sie auf den Turm pflanzen sollten. Die Verteidiger sollten dies verhindern. Bei diesen Schlachten ging es nicht zimperlich zu. Einmal wurde Immanuel durch einen Schneeball die Brille zerschmettert. Ein anderes Mal gab die Mauer der Festung unter seinem Gewicht nach, und er stürzte mitten unter die Angreifer⁹⁵.

Einen schweren Verlust traf die Familie Paulus, nachdem im Januar 1842 wieder einmal eine Schneeballschlacht stattgefunden hatte. Selbst die über sechzig alte Mutter Beate Paulus brachte den Kämpfenden Schneebällen zu. Bei dieser Arbeit zog sie sich eine Lungenentzündung zu, an der sie am 24. Januar 1842 starb. Sie hinterließ eine Lücke in der Familie und in der Leitung der Anstalt, die nicht zu schließen war⁹⁶.

Die Schule bestand beim Ableben der Mutter schon über sechs Jahre. Die ersten Leitfäden für den Unterricht waren geschrieben⁹⁷. Es hatte sich ein geregelter Tagesablauf eingespielt⁹⁸. Im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr wurden die Zöglinge geweckt. Nur an Sonn- und Feiertagen ließ man sie länger schlafen. Eine halbe Stunde wurde für Waschen und Anziehen Zeit gegeben. Gleichzeitig überprüften die Aufsichtspersonen, ob alle Zöglinge gesund waren. Kranke wurden Doktoronkel Fritz zugeführt. Während die Mägde den Herd anheizten und das Frühstück vorbereiteten, erhielten die Schüler Zeit zu eigenen Studien. Eine viertel Stunde wurde für das Frühstück angesetzt. Um 7.15 Uhr begann die Morgenandacht, bestehend aus Schriftlesung und Gebet in den jeweiligen Arbeitszimmern. Von 8 bis 12 Uhr war Unterricht. Manchmal ließ es sich allerdings nicht vermeiden, daß auch in die morgendliche Studienzzeit Unterrichtsstunden gelegt werden mußten.

Nach dem Mittagessen hatten die Zöglinge bis 13.30 Uhr frei. Bei gutem Wetter wurden Spaziergänge oder Turnen unter Aufsicht eines Lehrers durchgeführt. Daran anschließend war bis 15.30 Uhr wieder Unterricht. Eine halbe Stunde Pause zur Einnahme des Vespers folgte. Von 16 Uhr bis 18 Uhr sollten die Hausarbeiten erledigt werden. Um 18 Uhr wurde das Abendessen gereicht, an das sich die Abendandacht anschloß. Nun war Zeit zum Vollenden der Hausarbeiten, Reinigen der Kleider oder zum Briefeschreiben. Ab 21 Uhr sollten alle Zöglinge in ihrem Bett sein.

An Sonn- und Feiertagen wurde kein Unterricht gehalten. Ein Kirchengang stieß wegen der großen Entfernung zu der zugeordneten Kirche in Kornwestheim auf Schwierigkeiten. Also übernahmen die Theologen unter den Lehrern abwechselnd die Vor- und Nachmittagsgottesdienste. Diese waren öffentlich, sodaß auch Gemeindeglieder aus der Nachbarschaft (z. B. aus Ludwigsburg oder Kornwestheim) an ihnen teilnahmen⁹⁹. Ob die Landeskirche schon gleich zu Beginn der Schule die Stelle eines Salonvikars schuf, ist aus den Quellen nicht zu entnehmen. Sie schuf die rechtlichen Voraussetzungen für die Abhaltung der Gottesdienste, aber auch für die Durchführung von Konfirmationen auf dem Salon. Die erste Konfirmation fand übrigens auf dem Salon im Juni 1838 statt¹⁰⁰.

Im Jahre 1842 entschloß man sich, die bisherigen drei Pensionsklassen abzuschaffen. Das zu entrichtende Schulgeld wurde nun allein davon abhängig, in welchem Alter der Zögling in der Schule eintrat. Man hatte nämlich die Erfahrung gemacht, daß mit zunehmendem Eintrittsalter die zu leistende Erziehungsarbeit immer schwerer wird. Nicht nur daß in dem Zögling bereits gewisse Verhaltensweisen vorgeprägt waren, es mußte auch der Lernstoff zum Erwerb der Zulassung zum Hochschulstudium in kurzer Zeit geschafft werden. Die Eile, mit der diese Neuerung eingeführt wurde, zeigt sich daran, daß dem Prospekt von 1842 kein Grundrißplan der einzelnen Stockwerke der Schule beigegeben war, wie ihn der Prospekt des Vorjahrs enthalten hatte. Man hatte offensichtlich nicht die Zeit gefunden, die in diese Skizze aufgenommene Zuordnung der einzelnen Räume zu bestimmten Pensionsklassen an die Neuerung anzupassen¹⁰¹.

Nachdem der Schulbetrieb sich eingelaufen hatte, bekamen die Leiter der Schule Zeit, sich derjenigen Aufgabe zuzuwenden, die sie alle auf den Salon geführt hatte. Man hatte sich die wirtschaftlichen Voraussetzungen für die Erarbeitung einer neuen Philosophie geschaffen, die dem Christentum der eigenen Prägung den beherrschenden Platz in der Weltanschauung zuweisen sollte¹⁰².

Das Programm dieser Bemühungen ist im Titel *Die moderne Philosophie und die Persönlichkeit Gottes, eine Kritik der Gotteslehre der modernen Philosophie und ihrer*

Angriffe auf das geistliche Dogma enthalten, unter dem Immanuel Paulus 1842 ein Buch herausgab. Typisch für die Art des Vorgehens ist das Werk von Direktor Philipp Paulus *Die sechs Schöpfungstage. Ein Beitrag zur Förderung wahrer Bildung* Stuttgart 1843. Der Verfasser sucht nachzuweisen, daß ein buchstäbliches Verständnis des mosaischen Schöpfungsberichtes in keinem Widerspruch zu den Erkenntnissen der modernen Naturwissenschaft stehe. Es wird gegen die von David Friedrich Strauß vertretene Ansicht polemisiert, die Schöpfung hätte so nicht ablaufen können, weil eine einzige Woche für dieses Werk nicht ausgereicht hätte. Dann werden die einzelnen Schöpfungsakte im Lichte der damaligen Forschungsergebnisse durchgegangen. Bei der Darstellung der

Die
wissenschaftliche Bildungsanstalt
der
Gebrüder Paulus
auf dem Salon bei Ludwigsburg.

Eine Schilderung der in ihr bestehenden Einrichtungen

und

des Lebens der Zöglinge in ihr

von

P. Philipp Paulus,
Director der Anstalt.

Mit einer perspektivischen Ansicht der Anstalt.

Zweite Auflage.



Stuttgart.

Im Verlag von Ebner & Seubert.

1842.

Bild 11: Titelblatt der 2. Auflage des Schulprospektes 1842

Wirt. Gesch. oktav Nr. 2713 der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart

Entstehung der Gebirge aus dem glutflüssigen Magma und seinem Kampf mit den Sedimentgesteinen verheddert sich die Beweisführung. Es fehlt eine Überlegung darüber, wie denn das Magma in einem Tag sich hätte auf seine heutigen Temperaturen abkühlen können. Die Schrift klingt dann in einem Lobpreis Gottes aus, der so Herrliches geschaffen habe, – ohne auf die ursprüngliche Fragestellung zurückzukommen.

Als Friedrich Theodor Vischer 1844 in seiner Antrittsvorlesung als Professor in

Tübingen die Pietisten herausforderte, wurden die Salon-Lehrer so in ihrem Innersten getroffen, daß sie sich diese Schmähung nicht gefallen lassen wollten. So reihten sie sich mit polemischen Flugblättern und Streitschriften in den Kreis derjenigen Kritiker ein, die schließlich die Suspendierung des neu ernannten Professors erreichten¹⁰³.

Von hier aus war es nur noch ein kleiner Schritt, die von pietistischen Kreisen angetragene Schriftführung einer neuen Wochenschrift *Die Süddeutsche Warte* zu übernehmen, deren Probenummer am 17. Mai 1845 erschien und schließlich etwa tausend Abonnenten erreichte. Das Redaktionsgeschäft wurde so aufgeteilt, daß Christoph Hoffmann die politische und Direktor Philipp Paulus die kirchliche Berichterstattung übernahmen. Immanuel Paulus wurde für die philosophischen und dogmatischen Fragen zuständig¹⁰⁴.

Diese Zeitschrift gab ihren Redakteuren die erwünschte Möglichkeit, ihre Ansichten ins Volk zu tragen, nachdem ihre früheren Bücher kein großes Interesse gefunden hatten. Den Lesern, die für ihre Kinder eine Internatsschule suchten, blieb aber die extrem konservative Haltung der Schulleitung durch ihre Artikel nicht verborgen. Zunächst hatte dies aber noch keinen Rückgang der Schülerzahlen zur Folge, weil es genügend ultrakonservative Eltern gab. Wenn aber irgend einmal der Zeitgeist diese Haltung nicht mehr tolerieren würde, mußte man einen Rückgang der Schülerzahlen befürchten, der schließlich die Anstalt zu Fall bringen könnte. Diese Entwicklung trat nach 1848 ein, als die Meinung durchschnittlicher Pietisten mit der nicht mehr übereinstimmte, die auf dem Salon gepflegt wurde. Dadurch wurde die Schule in eine Krise gestürzt.

Aber auch das zunehmende Alter der Schulleitung führte in Probleme¹⁰⁵. Direktor Philipp Paulus war 1848 neununddreißig Jahre alt, verheiratet und Vater von drei Kindern. Christoph Paulus zählte 37 Jahre, war Ehemann und Vater von zwei Kindern. Immanuel Paulus hatte 34 Jahre erreicht und lebte mit Ehefrau und einem Kind zusammen. Der 33 Jahre alte Christoph Hoffmann hatte eine Schwester der Brüder Paulus geheiratet und war Vater von drei Kindern. Man hatte ihn übrigens als Schwager doch nicht in den Kreis der Besitzer aufgenommen. Er war nach wie vor Angestellter Lehrer mit einem jährlichen Gehalt von 550 Gulden nebst freier Kost und Logis¹⁰⁶. Auch Ludwig Höhn war – allerdings kinderlos – mit einer Tochter der Beate Paulus verheiratet.

Die Folge dieser Ehen war, daß der Platz für die einzelnen Familien in den vorhandenen Gebäuden nicht mehr ausreichte. Deswegen baute man 1846 ein weiteres Haus, sodaß die einzelnen Familien allmählich begannen, das Leben in einer eigenen Wohnung zu führen¹⁰⁷. All dies hatte zur Folge, daß der ursprüngliche Elan für die Schule erlahmte. Die politischen Tagesereignisse traten immer mehr in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, weil von ihnen als Zeichen der Zeit Aufschluß über das Kommen des Herrn Jesus erwartet wurde. Auch war man zu alt geworden, um noch mit den Schülern unbeschwert sich in Geländespielen und Schneeballschlachten zu tummeln. Man wollte abends bei der Familie sein und nicht den Schlaf der Schüler überwachen.

1848/49

Maria, die zwanzig Jahre alte Ehefrau von Immanuel Paulus schrieb am Freitag, den 11. Mai 1848 vom Salon an ihre Mutter¹⁰⁸:

Liebe theure Mutter,

Nun bin ich gottlob wieder soweit genesen, daß ich es wagen kann, einige Zeilen zu schreiben. Es erging in der letzten Zeit manche schwere Prüfung über die ganze Familie,

und Sturm auf Sturm folgte. Aber Gott verbarg sein Antlitz nicht. Er half durch, und wir hoffen, daß es seine Früchte tragen wird.

Zuerst wurde jede Familie mit schweren Krankheiten heimgesucht, was auch uns, Doktors, Höhns und den Apotheker in Kornthal besonders betraf¹⁰⁹.

Von der Wahl zwischen Doktor Strauß und Hoffmann in die deutsche Nationalversammlung¹¹⁰ werden Sie gehört haben. Da glaubte man, dem Teufel sei alle Macht gegeben, und was da geschehen ist, ist unglaublich.

Als die Bauern von dem Wahlbezirk Ludwigsburg hörten, daß man den Dr. Strauß wählen wolle, so kamen von allen Orten Abgeordnete an Hoffmann, um ihn zu fragen, ob er nicht die Wahl annehme; denn sie wollten keinen Gottesleugner zu ihrem Abgeordneten, und wenn er es nicht annehme, so werde es dieser, da sonst kein Mann das Vertrauen des Volkes in dem Grad besitze und sich die Stimmen so zertheilen würden, daß Strauß den Sieg davon tragen würde. Hoffmann nahm es als von Gott kommend an.

Nun wurden Reden von beiden Wahlcandidaten gehalten an verschiedenen Orten, und Hoffmann mußte sechs halten Strauß gegenüber. Die Ludwigsburger thaten alles mögliche, um Strauß hinein zu bringen, und wurden so erbost, als sie sahen, daß es nicht gelingen wird, daß sie schon am Ostermontag¹¹¹, als die letzte Rede gehalten wurde, wenigstens sechshundert Stuttgarter kommen ließen, und die schreien und lärmten und pfeifen sollten, wenn Hoffmann oder einer der Partei eine Rede halten würde. Hoffmann ließen sie zwar ausreden. Als aber Dekan Christlieb von Ludwigsburg anfang mit klaren Worten die Lehre von Dr. Strauß auseinander zu setzen, so entstand ein solcher Tumult und Pfeifen und Schreien »hinunter mit diesem«, daß er abtreten mußte. Andere, die gegen Hoffmann sprachen und ihn recht verlästerten und auf ihn schimpften, wurden mit Bravorufen, Beifallklatschen bewillkommt.

Es war eine solche Erregung, daß man schon am Abend hörte, sie wollten auf den Salon kommen und Katzenmusik¹¹² bringen. Auf dieses hin kamen freiwillig alle Kornwestheimer Bürger¹¹³ zum Schutze des Hauses, und die Nacht ging gottlob gut vorbei¹¹⁴; denn als sie merkten, daß wir Bauern zum Schutz haben, so kamen sie nicht. Dienstag und Mittwoch Nacht wachten alle unsere Herren abwechselnd, und in der Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag kamen schon am Abend Soldaten, die Lärm machten, Strauß hoch leben ließen, und vor den Fenstern Hoffmann herausforderten. Allein Hoffmann war mit der ganzen Familie in Kornthal. In derselben Nacht wurde Herr Oberjustizrath Klett, Dekan Christlieb und allen, die nur in einiger Verbindung mit uns stehen, Katzenmusik gebracht und theilweise Fenster hineingeworfen¹¹⁵.

Von Mittwoch bis Samstag waren die Wahlgänge, weil im Württembergischen ein jeder Bürger wählen darf, sogar Soldaten, wenn sie ein gewisses Alter haben. Einige Wirthe in Ludwigsburg schenkten vom Ostermontag an bis Samstag umsonst aus, um für Strauß Stimmen zu sammeln, und da war es den ganzen Tag mit Soldaten und sonstigem Gesindel voll. Ein Kaufmann, bei dem wir für unsere Zöglinge alles Tuch nehmen, der aber ein Onkel von Strauß ist, schenkte den Ärmeren Westen und dergleichen und schrieb ihnen ihre Stimmzettel für Strauß.

Am Donnerstag kam ein Bote um den andern aus der Stadt, daß sie nun in dieser Nacht im Sinn hätten, herauszukommen, und den Salon gänzlich demolieren würden. Auch Hoffman ließ der Oberamtmann sagen, er solle fortgehen, da er für nichts stehen könne.

Auf dieses hin wurde ich nach Kornwestheim zum alten Schultheiß mit Kind und Magd gebracht, und ich war so krank, daß man mich die Stiege hinunter in ein Bett, das in der Chaise war, tragen mußte, und so auch wieder in Kornwestheim ins Bett tragen mußte. Rickele¹¹⁶, die ebenfalls krank war, ging mit den vier Kindern von Docktors

auch nach Kornwestheim, und als sie fort waren, kam schon ein ganzer Trupp Soldaten und andere, die Steine hineinwarfen und mit ihren Säbeln winkten und Hoffmann herausforderten, dann wieder gingen.

Auf dieses hin kamen dann von Kornwestheim, Zufenhausen, Möglingen, Pflugfeld und Münchingen schon um acht Uhr Abends vierhundert Bauern, die die ganze Nacht dabliefen. Mein Schwager Philipp zeigte es dem Gouverneur in der Stadt an, und dieser schickte eine Compagnie Soldaten zum Schutz des Hauses. Der Oberleutnant kam ins Haus. Aber wie erstaunte er, daß so viele Bauern da waren. Er hielt eine Rede an sie, daß sie ihn, sobald Gefahr vorhanden sei, zu Hülfe rufen sollten; er sei in der Nähe des Hauses und wolle die Thore besetzen¹¹⁷.

Die ganze Nacht war ein furchtbarer Lärm in der Stadt. Sie kamen allemahl bis ans Thor, aber weiter durften sie nicht. Für meine Schwägerin Maria¹¹⁸, die seit vierzehn Tagen Wöchnerin war, war es natürlich eine Schreckensnacht, sodaß sie am Freitag mit ihrem Kindlein und Magd nach Herbersheim zu ihrer Schwester sich flüchtete. Die beiden fremden Lehrer gingen schon am Mittwoch mit den übrigen Zöglingen auf eine Reise, und so war Niemand als Doktors¹¹⁹ im Hause, der hätte fliehen müssen; denn diese waren abgesperrt, da Doktor die Pocken hatte, und seine Frau ihn verpflegen mußte, weil kein Mensch zu ihm durfte.

Der Freitag ging ziemlich ruhig vorüber, nur daß eben, wer in die Stadt kam, hörte, daß sie im Sinn hätten, Hoffmann, im Fall er es würde, umzubringen. Auch erhielt er viele Drohbriefe. Am Abend kamen schon bei Tag Militär zum Schutz des Hauses und die nemlichen Leute, da man sonst Niemand trauen durfte. Diese blieben im Hause, und es gefiel ihnen ganz gut, da man ihnen genug zu Essen und Trinken gab, und um 12 Uhr Kafe machte. Dieses geschah jede Nacht, und es wurde alle Nacht Kafe für alle Leute gemacht, so daß Beate¹²⁰ nie vor 2 Uhr ins Bett kam. Unsere Herren blieben auch immer auf.

Am Samstag morgen, wo es nun ziemlich bekannt war, daß Hoffmann die Mehrheit der Stimmen hätte, war wieder eine solche Aufregung in der Stadt, daß viele Boten kamen, man solle doch retten, was zu retten sei; denn es seien etwa dreitausend Mann bestellt, die mit den Soldaten mit den Kanonen herauskämen und das Haus zusammen schießen wollten. Natürlich was hätte gegen diese Menge die Compagnie Soldaten fünfzig Mann an der Zahl ausrichten können, und diese waren die einzigen, denen man trauen durfte.

Auf dieses hin gingen und Doktors nach Münchingen in ein leeres Haus. Bauern hätten wir zwar genug bekommen. Allein, wären diese wirklich aneinander gerathen, so wäre es nicht ohne Blutvergießen abgegangen; und dieses wollten natürlich unsere Herren nicht. Deshalb ging Manuel¹²¹ und Hoffmann am Samstag Mittag zum Minister¹²² nach Stuttgart und erzählten ihm alles, wie es sich vom Anfang an zugetragen hatte. Dieser wußte von allem noch kein Wort und schrieb eiligst an den Kriegsminister, er solle für Ordnung sorgen. Auch sagte er, warum man es ihm denn nicht schon lange angezeigt hätte, und versprach, Ruhe zu schafen, was auch wirklich geschah; denn der Kriegsminister kam noch am Samstag nach Ludwigsburg, wo er den Soldaten einen strengen Verweis gab, und unsere Compagnie wegen ihrem guten Verhalten öffentlich belobte. Die Soldaten mußten augenblicklich ihre Sträuße, die sie wegen Strauß aufgesteckt hatten, von den Kappen machen und durften Sonntag und Montag nicht aus der Kaserne. Auch wurden an den Thoren Militärwachen aufgestellt, daß Niemand hinaus durfte.

Am Sonntag kamen unsere Soldaten schon nach dem Essen und blieben die Nacht da, am Montag ebenfalls, und am Dienstag kamen sie zum letzten male. Seither haben wir, Gott sei Lob und Dank, Ruhe. Am Dienstag holte mich Manuel wieder, und es geht

gottlob so gut, daß ich einige Stunden am Tage aufstehen kann. Sogar war ich eine Stunde heute im Garten, was mir gut bekam. O wie lernt man in der Noth Gott anflehen! Abends da muß man Gott danken, daß der Tag, und Morgens, daß die Nacht gut vorbei ging. In solchen Stürmen lernt man mehr als bei gutem, heiteren Himmel, und es heißt nicht umsonst, »der Christ kann ohne Kreuz nicht sein«.

Nun sind wieder alle Kranke da im Hause und gottlob meistens wieder gesund. Wie es nun mit mir gehen wird, das weiß blos der liebe Gott. Ich bin nun bald fünf Monate krank, sodaß ich auch noch keinen Tag ganz auf sein konnte, sondern blos nach dem Essen aufstand. Das ist eine schwere Prüfung. Unser Manuel¹²³ gedeiht gottlob und macht uns große Freude. Schon lange hatte ich großes Verlangen, Sie oder die liebe Tante Maria zu sehen.

Nun bringt der Brief noch Nachrichten über die geplante Anreise Hoffmanns nach Frankfurt. Man solle ihm den Kontakt mit den christlichen Kreisen der alten Reichsstadt schaffen; denn es ist ein schwerer Gang, den Hoffmann zu machen hat. Er kommt unter lauter Ungläubige, und die württembergischen Abgeordneten sind ihm todtfeind. Auch sind alle Zeitungen voll von ihren Verdächtigungen. Denken Sie sich einen Professor Vischer und andere dieses Glaubens trifft Hoffmann dort an. Er bedarf wohl der Fürbitte. Allein es geht ihm wie Luther, als er auf den Reichstag nach Worms berufen wurde, und er sagte, wenn so viel Teufel als Ziegel auf den Dächern wären, so fürchte er sich nicht, Gott helfe ihm durch.

... Nun will ich schließen. verzeihen Sie mein schlechtes Schreiben. Ich habe alles im Bett geschrieben. Schreiben Sie mir auch bald oder kommen Sie selbst. Herzliche Grüße an meinen lieben Mama und Geschwister, auch vom Bäsle. Besonders aber grüßt Sie und die Ibrigen.

Ihre dankbare Tochter Maria Paulus.

N.S. Als es in Ludwigsburg bekannt wurde, daß Hoffmann die Mehrheit der Stimmen hätte; denn er bekam 5800 und Strauß 3300, so wurde an alle Häuser schwarzer Flor angebracht und an allen öffentlichen Plätzen Trauerweiden mit Flor behängt aufgepflanzt, und alle zwei Stunden vom Thurm Trauermusik geblasen, sodaß der König, der gerade nach Ludwigsburg kam, es verbieten ließ. Der König soll eine große Freude über die Wahl Hoffmanns haben.

Das Jahr 1849 brachte neue Unruhe auf den Salon. Vor allem in Baden und der Pfalz tobte ein Kampf um die Durchsetzung der neuen deutschen Verfassung des Paulskirchenparlaments als Grundlage für das politische Leben. Extreme Kräfte verjagten dort die Regierenden und ergriffen selbst die Macht. Die *Süddeutsche Warte* sprach sich gegen diese Entwicklung aus und gab ihren Lesern den Rat, die Aufständischen nicht zu unterstützen. So waren die neuen Machthaber nicht gut auf diese Wochenschrift und ihre Leser zu sprechen. *Manche von ihnen wurden in's Gefängniß geworfen. Viele flüchteten sich über die nahe württembergische Grenze und diese kamen gewöhnlich zunächst auf den Salon. Den Verkehr mit den Flüchtlingen besorgten allerdings zunächst meine Schwäger, aber doch wurde ich auch lebhaft hineingezogen¹²⁴,* berichtet Christoph Hoffmann. Diese Flüchtlinge brachten Unruhe in den Schulbetrieb, die der Konzentration der Lehrer und Schüler auf den Unterricht nicht gerade förderlich war.

Aber die Herrschaft der Revolutionäre in Baden und in der Pfalz war nur von kurzer Dauer. Die angestammten Herrscherhäuser eroberten mit preussischer Hilfe ihre Erblande zurück. Eine entscheidende Schlacht fand bei Waghäusl nördlich von Karlsruhe statt. Hier siegten die preussischen Linientruppen über das Revolutionsheer. *Ein anderes Mal kam nach der Schlacht bei Waghäusl, in der die Preußen unter Prinz Wilhelm die badische Revolutionsarmee geschlagen hatten, nach dem Nachtessen ein Mann in die grüne Stube, der von Waghäusl auf den Salon geflohen war. Alle sahen ihn verwundert*

an, weil er einen ellenlangen Demokratenbart hatte. Da sagte er: »Sie wundern sich über meinen langen Bart? Es ist das Einzige, was mir noch wächst auf dieser Erde.« Er blieb über Nacht auf dem Salon, der zwar ein Vorkämpfer war gegen die Revolution, aber doch die Flüchtlinge beherbergte und weiter ziehen ließ, ohne sie anzugeben¹²⁵.

Natürlich riskierte man strenge Bestrafung, wenn man flüchtige Revolutionäre aufnahm. Man hielt aber auf den Salon aus Nächstenliebe dieses Verhalten für richtig. Pfarrer Hagenmayer aus Buchweiler, ein ehemaliger Zögling der Salonschule, besuchte auf seiner Hochzeitreise in diesen Tagen seine alte Schule. *Da erinnere ich mich, wie er mit dem Onkel Christoph davon redete, wie man es halten müsse, wenn Flüchtlinge kommen. Hagenmayer war ein eifriger Vorkämpfer für den Großherzog und ein Gegner der Revolution. ... Onkel Christoph sagte ihm, wenn Flüchtlinge sich bei ihm verbergen und retten wollen von den Verfolgern, so müsse er entweder sich ihrer erbarmen und sie verbergen und ihnen weiterhelfen sich zu retten, oder sie ausliefern als Feinde der Obrigkeit und des Vaterlandes. Das wollte aber Hagenmayer nicht zugeben, sondern meinte, da könne man es auch so machen, daß man sage: »Ihr habt die Suppe selbst eingebrockt, die ihr nun essen müßt. Ich will euch nicht verraten. Macht, daß ihr fortkommt und flieht weiter!«¹²⁶*

Die Krise

Im Jahre 1848 trat als Schüler in die Wissenschaftliche Bildungsanstalt auf dem Salon ihr späterer Chronist ein. Immanuel Paulus, genannt Döte, war am 10. 6. 1839 als Sohn des Korntaler Apothekers Wilhelm Paulus geboren. Nachdem er in der dortigen Volksschule Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt hatte, schickte ihn sein Vater auf das Gymnasium seiner Onkel¹²⁷.

In seinen Lebenserinnerungen berichtet er über ihre Lehrtätigkeit: Direktor Philipp habe ihn in hebräischer Sprache unterrichtet. Weil er nicht streng genug war und außerdem wegen seiner anderen Beschäftigungen die Stunden häufig ausfallen ließ, hätte man bei ihm nicht viel gelernt. Immanuel Paulus sei streng und gefürchtet gewesen. In diesen beiden Eigenschaften habe ihn aber Christoph Hoffmann übertroffen. Der fast blinde Onkel Höhn habe dennoch immer gemerkt, was um ihn vorgehe. Er habe sogar Ausflüge geleitet und bei Turnspielen mitgewirkt, soweit es seine Augen gestattet hätten. Er habe ihn für die Geschichtswissenschaft begeistert, weil er diesen Stoff so anschaulich habe vortragen können. Lediglich über die Tätigkeit von Christoph Paulus erfahren wir nichts. Das mag daran liegen, daß Döte den Humanistischen Bildungsweg beschritten und infolgedessen nur wenige naturwissenschaftliche Unterrichtsstunden zu besuchen hatte¹²⁸.

Der Schulbetrieb sei keineswegs mild und lax gewesen, berichtet Döte weiter. Selbst der Rohrstock sei gelegentlich benutzt worden, um die Schüler zur Raison zu bringen. Es habe mit ihm Schläge auf die Hand, sogenannte Tätzen, oder auf die Sitzfläche, sogenannte Hosenspanner, gegeben. In den unteren und mittleren Klassen, die Döte auf dieser Anstalt nur besucht hatte, habe man die Leitfäden auswendig lernen und fließend hersagen müssen. Die letzten Wochen eines jeden Schuljahrs seien sehr beschwerlich gewesen, weil man sich da auf die öffentliche Abschlußprüfung vorzubereiten hatte, in der in seinen Jahrgangsstufen der Lehrstoff auswendig hergesagt werden sollte.

Wir sagten einander auf Spaziergängen von 1 bis 2 Uhr, oder in der Freizeit von 4 bis 5 Uhr die Geographie her, die zu lernen war. Einmal lag der Haushund Sultan vor dem Haus in der Sonne, als ich einem Kameraden die Geographie hersagte, und so nur und

nur voll Angst, wie es uns gehen werde, um 2 Uhr Läuten hörte zum Beginn der Geographiestunde. Da seufzte mein Kamerad: »Ach, wenn ich nur eine Stunde lang ein Sultan wäre und jetzt in der Sonne liegen könnte, statt ins Examen zu gehen«¹²⁹.

Nach wie vor schlief man in Abteilungen von zwanzig bis fünfundzwanzig Zöglingen in einem Schlafsaal unter der Aufsicht eines Lehrers. Ab 9 Uhr abends, im Sommer halb 10 Uhr abends, sollte man im Bett sich ruhig verhalten. Gab es dann noch Unruhe, wie gegenseitige Unterhaltungen oder Kissenschlachten, so griff der aufsichtführende

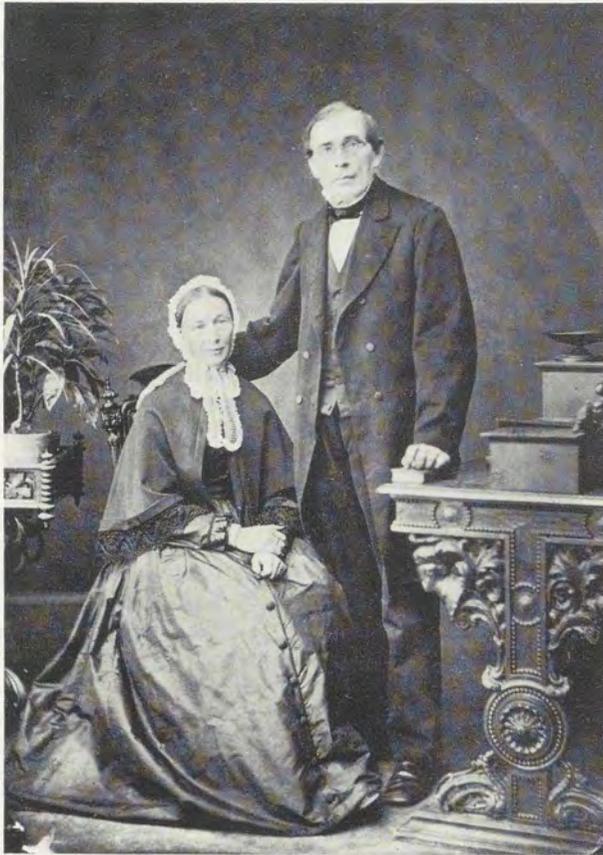


Bild 12: Immanuel Paulus mit seiner zweiten Ehefrau Hanna, geborene Baumann

Photographie im Besitz des Verfassers

Immanuel Paulus, geboren in Talheim bei Donaueschingen 6. Juli 1814, Studium der Theologie an der Universität Tübingen, Mitinhaber der Wissenschaftlichen Bildungsanstalt auf dem Salon bis 1851, Pfarrer zu Hopfau 1854, zu Münster bei Stuttgart 1865 und zu Fellbach 1872. Gestorben in Fellbach 29. Juli 1876.

Hanna Baumann geboren am 8. November 1829 in Münklingen als Tochter des Pfarrers und ehemaligen geistlichen Gemeindevorstehers von Korntal. Heiratet am 19. Februar 1850 in Korntal, gestorben am 4. September 1920 in Baiersbronn.

Quelle: Familienbuch S. 185.

Lehrer, Diarius genannt, ein, falls der dem jeweiligen Schlafsaal zugeteilte Lehrer noch nicht schlafen gegangen war¹³⁰.

Einmal faßte uns Onkel Immanuel bei solcher Unterredung ab, und alle mußten aufstehen und eine Strafarbeit machen. Wer fertig war, durfte wieder ins Bett gehen, wobei natürlich nicht mehr gesprochen werden durfte. Als Kohler bald fertig war und wieder sich ins Bett legte, sagte er vergnügt: »Mein Bett ist noch warm.« Das hörte der Diarius, der gerade an der Tür außen stand, und sofort mußte Kohler aufstehen und wurde gestraft und sagte nun nichts mehr, als er ins Bett ging¹³¹.

Von der Freizeitgestaltung erfahren wir, daß es im Winter hin und wieder Abendunterhaltungen gegeben habe. Neben den schon obengenannten Deklamationen wurden Theaterstücke und Musik geboten, letztere umfaßte Vortrag von Stücken auf dem Klavier, Solo- oder Chorgesänge. Im Turnunterricht legte Döte den Schwerpunkt auf den Speerwurf und war mit den erreichten Weiten zufrieden¹³².

Jedoch wirkte jetzt auch das politische Geschehen auf den Schulbetrieb ein. Christoph Hoffmann war bis März 1849 Abgeordneter im Paulskirchenparlament¹³³. Gemeinsam mit Direktor Philipp Paulus besuchte er auch die Sandhöfer Kirchenkonferenz vor den Toren Frankfurts, in der der Wittenberger Kirchentag vorbereitet wurde, in dem Pastor Wichern die Innere Mission zum Programm einer neuen Art Liebestätigkeit der evangelischen Kirche erhob¹³⁴.

So wurden beide durch ihre politische und kirchenpolitische Tätigkeit dem Betrieb der Schule entfremdet. Ihr Interesse richtete sich nunmehr auf die Wiederbelebung des wahren Glaubens. Das Revolutionsjahr 1848 hatte ihnen gezeigt, daß der Unglaube weiter verbreitet sei, als man bisher vermutet hatte. Zur Durchführung von Missionsveranstaltungen im heutigen Sinn gründete man den *Evangelischen Verein* als private, unabhängige Institution, die zwar neben den Kirchen, aber in Kontakt mit den Gemeindepfarrern wirken sollte. Zur Ausbildung seiner Missionare eröffnete man unter der Leitung von Christoph Hoffmann mit sieben bis acht Schülern am 9. April 1849 eine *Evangelische Schule*, die neben der Wissenschaftlichen Bildungsanstalt auf dem Salon untergebracht wurde.

Die Auseinandersetzung mit den Gemeindepfarrern blieb nicht aus, weil diese Art der Verkündigung sie nicht ansprach und infolgedessen nur ungern oder überhaupt nicht geduldet wurde¹³⁵. Rückwirkungen auf die Wissenschaftliche Bildungsanstalt folgten unmittelbar. Gerade die Pfarrer auf dem Lande konnten sie nicht mehr weiter tragen. Die Rationalisten und Anhänger einer kritischen Theologie hatte man während der Auseinandersetzung mit Vischer und Strauß bereits früher gegen sich eingenommen. Jetzt sprangen aber auch die konservativen und pietistisch geprägten Geistlichen ab, weil sie solche revolutionäre Änderungen wie die Einrichtung eines missionierenden Laienstandes in ihrem Aufgabenbereich nicht als sinnvoll ansahen. Infolgedessen nahm die Zahl der Zöglinge der Wissenschaftlichen Bildungsanstalt ab¹³⁶.

Im Jahre 1851 kaufte Direktor Philipp Paulus die gesamten Grundstücke einschließlich der darauf stehenden Gebäude, des Inventars und des landwirtschaftlichen Betriebs seinen Brüdern ab¹³⁷. Er wurde damit alleiniger Besitzer des Salons. Seine Geschwister und Schwäger blieben zunächst noch dort wohnen und betrieben weiterhin ihren Lehrerberuf.

Es waren Hungerjahre der Teuerung, die ersten Jahre des Fünfzigerjahrgangs. Ich erinnere mich, wie es in einem dieser Jahre in der Erntezeit fortwährend regnete, so daß man nicht ernten konnte, und die Ähren auf dem Halm auswuchsen. In der Erntezeit kamen immer Schaaren von Schnittern vom Welzheimer Wald auf den Salon und halfen in der Ernte. Dadurch lernte Onkel Philipp die Not und Armut des Welzheimer Waldes kennen, reiste selbst hin und sah ihre Lage an und besann sich auf Hilfe, woraus der

Ernteverein hervorging, an dem auch der dortige Schultheiß Clausnitzer teilnahm und dadurch zu Ehren kam und Regierungsrat wurde.

In jenen Jahren nun hinderte der Regen das Schneiden der Ähren. Um sie doch noch vor völligem Auswachsen zu bewahren, bot Onkel Philipp alle Zöglinge auf. Und ich erinnere mich deutlich, wie wir fröhlich statt in die Lektionen in die nassen Ährenfelder hinauszuogen, jeder mit einem umgebundenen Zwerchsack, und die Ähren abrupften und in den Sack warfen¹³⁸. ...

Onkel Philipp leitete nun die Anstalt allein, nicht mehr in Gemeinschaft mit seinen Brüdern. Ich erinnere mich, daß wir einmal den gewohnten Nachmittagsspaziergang nach dem Mittagessen machten. Stofflonkel¹³⁹ war gerade Diarius und war deshalb Leiter des Spaziergangs. Da sagten ich und andere, die gerade neben dem Diarius liefen, während andere für sich waren und voraus oder hintendrein gingen: »Nächste Woche beginnt die Vakanz.« Stofflonkel sagte: »Woher wißt ihr das?« Wir sagten: »Der Direktor hat es gesagt.« Da sprach der Stofflonkel auf dem ganzen Spaziergang kein Wort mehr, sondern ging in stillem Sinnen mit uns weiter und gab bald das Zeichen zum Umkehren.

Erst später verstand ich das, daß ihm darin die schmerzhafteste Trennung der zuvor gemeinsamen Arbeit zu deutlichem Bewußtsein kam. Vorher war nie Vakanz gewesen, ohne daß die Brüder es unter sich besprachen und festgesetzt hatten; nun entschied der alleinige Anstaltsbesitzer allein von sich aus und die anderen erfuhren von den Zöglingen, wann die Vakanz anfangen¹⁴⁰.

Die Trennung der Geschwister und Schwäger ging weiter. 1852 übernahm Christoph Hoffmann allein die *Süddeutsche Warte* und baute sie zu einem Organ aus, in dem die Sammlung des Volkes Gottes in seinem Sinn propagiert wurde¹⁴¹. Im Herbst 1853 ging er für ein Jahr als Inspektor der Chrischona Missionsschule nach Basel. Er nahm die Zöglinge der *Evangelischen Schule* mit, die damit zu bestehen aufhörte¹⁴². 1854 schied Immanuel Paulus vom Salon und wurde Pfarrer der württembergischen Kirche in Hopfau-Neunthausen, Oberamt Sulz am Neckar¹⁴³. Etwa gleichzeitig kündigte Direktor Philipp Paulus seinem Bruder Christoph und seinem Schwager Ludwig Höhn fristlos ihre Anstellung auf dem Salon, so daß sie zunächst in eine Mietwohnung in Ludwigsburg umziehen mußten¹⁴⁴.

Als die Brüder¹⁴⁵ den Salon verlassen hatten, wurde die Anstalt verkleinert. Onkel Philipp gab die oberen Klassen auf, und führte die Anstalt nur noch mit den jüngeren Zöglingen fort, zu denen Onkel Sto¹⁴⁶ gehörte, ... während ich mit den älteren entlassen wurde. Mit Freuden vernahm ich es, daß Onkel Philipp mir sagte, meine Klasse höre auf, ich solle heimgehen und in ein Gymnasium eintreten. Als bald packte ich fröhlich meine Siebensachen zusammen und lief spornstreichs und fröhlich Korntal zu, wo mich Papa sehr verändert empfangt und, sobald es möglich war, auf den Salon ging, um sich zu erkundigen, wie die Sache stehe; denn er konnte es fast nicht glauben, daß die Anstalt teilweise aufhöre¹⁴⁷.

Was war geschehen? Döte macht in seinen Lebenserinnerungen zwei Gründe für diese Entwicklung verantwortlich. Auf der einen Seite hätten Doktoronkel Fritz, Christoph Paulus und Immanuel Paulus in diesen Jahren zum zweiten Male geheiratet, nachdem ihre ersten Frauen gestorben waren. Die jungen Ehefrauen, die nicht mehr unter dem Einfluß ihrer Schwiegermutter Beate Paulus gestanden hätten, wären dem ursprünglichen Anliegen der Schule fremd gegenüber gestanden und hätten sich mit der Ehefrau von Direktor Philipp nicht gut verstanden. Außerdem sei eine geistige Spaltung zwischen den Geschwistern und Schwägern eingetreten, die ein gemeinsames Weiterarbeiten unmöglich gemacht habe. Döte schiebt dann alle Schuld Christoph Hoffmann zu (den er übrigens hoch verehrte), der zusammen mit dem Korntaler Apotheker Wilhelm Paulus, Ludwig Höhn und Christoph Paulus das Volk Gottes zur

Sammlung im Heiligen Lande aufgerufen hatte. Diesen Weg konnte Direktor Philipp Paulus nicht mitgehen.

Jedoch dürfte der neue Salon-Besitzer an der Entwicklung nicht ganz unschuldig gewesen sein. Im gleichen Jahr, in dem er den Geschwistern den Salon abkaufte, traf der Prediger Link der methodistischen Evangelischen Gemeinschaft in Stuttgart ein und begann mit einer eigenen Missionstätigkeit für seine Kirche¹⁴⁸. Zwar ist eine Zusammenarbeit zwischen Link und dem Salon-Direktor erst 1859 nachzuweisen, als Philipp bei der Einweihung der ersten methodistischen Sonntagsschule in Plochingen predigte¹⁴⁹. Aber eine solche herausgehobene Tätigkeit setzt eine längere Zusammenarbeit voraus. Es ist also wahrscheinlich, daß Direktor Philipp Paulus mit dem Ankauf des Salons Voraussetzungen für die Schaffung eines methodistischen Stützpunktes in Württemberg im Auge hatte¹⁵⁰.

Gegenüber der evangelischen Landeskirche verteidigte sich der Salon-Besitzer in den späteren Jahren mit dem Argument, die Evangelische Gemeinschaft sei eine Kirche, die die gleichen Bekenntnisschriften habe wie die reformierten Glaubensgemeinschaften. Infolgedessen sei sie wie eine pietistische Gemeinschaft anzusehen, die ja auch Teil der Landeskirche seien. 1860 versuchte er sogar, für diese Gemeinschaft ein Predigerseminar auf dem Salon unter seiner Leitung aufzuziehen. Jedoch die Kirchenleitung in den USA entschied sich für den Frankfurter Raum und ernannte einen anderen Leiter. Dies war für Direktor Philipp Paulus der Grund, aus der Evangelischen Gemeinschaft aus und nach einigen Zwischenstationen in die Württembergische Landeskirche wieder einzutreten. Es ist also durchaus denkbar, daß der Ehrgeiz den ehemaligen Stifter und Volltheologen deutscher Prägung dazu trieb, schon 1851 den Grundstein für eine neue Karriere dadurch zu legen, daß er ein verkehrsgünstig gelegenes Gebäude zur Errichtung eines Stützpunktes im Lande anbieten konnte.

Vergegenwärtigt man sich die geistige Situation im Jahre 1851, so sticht für die Gebrüder Paulus und ihre Schwäger als herausragender Zug heraus, daß sie alle überzeugt waren, kurz vor einem Umbruch zu stehen. Die Revolutionsjahre hatten ihnen bewiesen, daß Deutschland kein christliches Gebiet mehr sei und deshalb die Trennung von Thron und Altar dringend durchgeführt werden müsse. Dies belegen nicht nur die Schriften Christoph Hoffmanns. Direktor Philipp Paulus schrieb im Jahre 1856:

Einer unserer eifrigsten Missionsfreunde fühlte sich auf einem Missionsfest, das unlängst gehalten wurde, angetrieben, die vor ihm stehende große Versammlung vor Allem zu »orientiren«, das heißt ihre Blicke in den Orient, in das Morgenland zu richten, und aus dem, was dort jetzt vorgeht, sie darauf aufmerksam zu machen, daß wir am Vorabende einer für die Entwicklung des Königreichs Jesu wichtigen Bewegung angelangt sind, und ich denke, es wird das wohl Niemand verkennen und in Abrede ziehen können. Wir gehen offenbar einer wichtigen Zeit entgegen, einer Zeit, wo es, kurz gesagt, einen Ruck thun wird in der Welt und ihrer Geschichte¹⁵¹.

Mit zunehmenden Einfluß in der Evangelischen Gemeinschaft war Direktor Philipp Paulus immer weniger am Schulbetrieb auf dem Salon interessiert. Kurzfristig gab er 1855 die Oberstufe auf. Sie war vorher von ihm und seinen Brüdern als wichtigster Teil der Ausbildungszeit besonders gepflegt worden, weil die Zöglinge jetzt ein Alter erreicht hatten, in dem man ihre Persönlichkeit formen konnte. Durch ihren Wegfall wurde der Schule der krönende Abschluß ihrer Erziehungsmaßnahmen genommen. Der neue Salon-Besitzer konnte aber offensichtlich nur durch diese Streichung den plötzlichen Aderlaß des Verlustes von drei Lehrern überstehen.

Während sich nun Direktor Philipp Paulus ganz für die Sammlung der »wahren« Nachfolger Jesu Christi in der Evangelischen Gemeinschaft einsetzte, propagierte Christoph Hoffmann und sein Anhang die Sammlung der wahren Freunde Jesu Christi

im heiligen Lande, in der Nähe Jerusalems. Er fand großen Wiederhall. So war es kein Wunder, daß sich Direktor Philipp mit den *Jerusalemsfreunden*, wie Hoffmanns Anhang im Volke genannt wurde, nicht mehr unter einem Dach zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden konnte.

Immanuel Paulus hielt sich aus diesen Auseinandersetzungen heraus. Er blieb ein treues Glied seiner Kirche. Dagegen setzte sich Doktoronkel Fritz für die Aktivitäten seines Bruders, Direktor Philipp Paulus, mit ein und wurde Mitglied der Evangelischen Gemeinschaft. Allerdings waren beide nie engstirnig nur dieser Richtung zugetan. Sie hielten Kontakte mit anderen Kirchen im Lande und setzten sich für die christliche



Bild 13: Direktor Philipp Paulus

Photographie im Besitz des Verfassers

Geboren in Klosterreichenbach am 25. Mai 1809, Studium der Theologie an der Universität Tübingen, Gründer der Wissenschaftlichen Bildungsanstalt auf dem Salon, ab 1851 ihr Alleininhaber bis 1862, dann als Privatier in der sozialen Arbeit tätig.

Gestorben in Fellbach am 11. Oktober 1878.

Quelle: Familienbuch S. 178.

Allianzbewegung ein, die kurz zuvor in England gegründet worden war. So wird von der Hochzeit der Tochter Christiane Beate des Doktoronkels mit Ernst Gebhardt am 13. 11. 1860 berichtet:

Der Onkel der Braut, Pfarrer Philipp Paulus, Direktor des Instituts »Salon«, vollzog die Trauung in der Kirche zu Kornwestheim, und das Festmahl war natürlich auf dem »Salon«. Dieses gestaltete sich zu einem Allianzfest im besten Sinne des Wortes. Gebhardt hatte nämlich unter freudiger Zustimmung seiner Braut sämtliche Prediger der Stadt und der Umgegend, die ihm innerlich nahe standen, zur Hochzeit geladen: Methodististen, Baptisten, die der Evangelischen Gemeinschaft, Wesleyaner und etliche, allerdings in die Verwandtschaft gehörende Pfarrer der Landeskirche¹⁵².

Mit der Abschaffung der Oberklassen hatte die Salon-Schule ihren Tiefstpunkt noch nicht erreicht. Die vielseitigen Aktivitäten ihres Direktors ließen ihm bald keine Zeit mehr, sich um das Schulgeschäft zu kümmern. Er übertrug es den angestellten Lehrern. Als erster Leiter wird Jacob Müller genannt. 1858 hatte Dr. Maisch diesen Posten inne. 1859 besuchte nur noch ein Zögling die Anstalt. Maisch gab seine Tätigkeit auf, siedelte nach Stuttgart über und nahm den Schüler mit. Die Salon-Gebäude standen nun leer.

So hatte die verschiedene Auslegung der Theologie des Großvaters Philipp Matthäus Hahn die Anstalt aufgelöst¹⁵³.

Die erste Salonia

Es paßt immer gut in das Bestreben der Lehrer, wenn einige Schüler die Herausgabe einer Schulzeitschrift in die Hand nehmen. So gab es bereits in den ersten Jahren der Salon-Schule den *Salonboten*. Dieses handgeschriebene Wochenblatt wurde in je einem Exemplar an die einzelnen Stuben gegeben und dort verlesen¹⁵⁴. Nach einiger Zeit ging es ein. 1850 wurde diese handgeschriebene und -vervielfältigte, wöchentliche Schülerzeitung unter der Redaktion von Karl von Thiemen neu herausgegeben. Nach dessen Abgang von der Schule fand man für ihn keinen Nachfolger. Das Erscheinen des Blattes wurde wieder eingestellt. Leider hat sich kein Exemplar dieser Zeitschrift erhalten.

Der älteste Sohn des Korntaler Apothekers, Wilhelm Paulus, genannt Helm, der zu dieser Zeit die Salonschule schon durchlaufen hatte und in Tübingen Theologie studierte, gab Mitte der 50er Jahre den Anstoß zu einer Neugründung. Er überredete seinen Bruder Döte zur Sammlung einer Redaktion und versprach durch eigene Beiträge das Blatt zu unterstützen. Als Chefredakteur konnte der Ukrainedeutsche Pfarrerssohn Albert Kylius gewonnen werden. Einige andere, darunter auch Döte, arbeiteten an der Herausgabe mit.

Das neue Wochenblatt erschien am 25. Juni 1856 zum ersten Male und wurde zunächst nur in handgeschriebenen Exemplaren verbreitet¹⁵⁵. Auch von diesen Exemplaren hat sich nichts erhalten. Erst später wurde es als Manuskript gedruckt und konnte weiter verbreitet werden. Ehemalige Schüler konnten es sogar im Abonnement erwerben. Die neue Ausgabe wurde jeweils am Sonntag verteilt und umfaßte ein zweiseitig bedrucktes Blatt im Format 25 auf 19 cm. Der Preis war auf 2 Kreuzer pro Ausgabe festgesetzt.

Kylius strengte daher allen Scharfsinn an, um der Salonia die nöthigen Mittel zu verschaffen. Aber damals war das Geld überhaupt rarer als in unseren verschwenderischen Zeiten, und so konnte sich das Blatt nur durch freiwillige Spenden, an denen es jedoch nie fehlte, halten; namentlich erhielt die Redaktion viele Vermächtnisse von mehr oder weniger werthvollen Gegenständen von Seiten der abgehenden Zöglinge, die nicht zu viel Ballast mit sich schleppen wollten. Solche Gegenstände wurden entweder

zu Preisen verwendet, oder wenn die Rechnungen sich anhäufeten, durch Lotterie in Geld verwandelt, um dieselben zu decken¹⁵⁶.

Auf diese Weise konnte die Finanzierung des Blattes gesichert werden. Ab 20. Mai 1855 übernahm an Stelle des die Schule verlassenden Kylius sein Freund Döte die Chefredaktion. Er ließ das Blatt vierzehntägig zum doppelten Preis, aber im doppelten Umfang erscheinen. Mit der Ausgabe vom 22. Juli 1855 stellte es sein Erscheinen ein. Jüngere Schüler mühten sich zwar um eine Weiterführung in handgeschriebenen Exemplaren. Da aber um diese Zeit keine Oberstufe mehr geführt wurde, fehlte ausreichendes Interesse für die Sache in der verkleinerten Schule. Schon nach kurzer Zeit wurde dieser Versuch wieder eingestellt¹⁵⁷.

Von dieser Zeitschrift haben sich die gedruckten Nummern 8 vom 13. Juli 1854 bis 19 vom 17. Juni 1855 erhalten¹⁵⁸. Sie enthalten vor allem Übersetzungen aus den klassischen Dichtungen der griechischen und lateinischen Literatur in Prosa oder Gedichtform. Daneben berichtet Kylius aus den Briefen seiner Eltern, die in der Ukraine den Krimkrieg miterlebten. Außerdem rückt er Erzählungen aus seiner Jugend ein. Von den Lehrern beteiligen sich nur Christoph Paulus bis Heft 11 vom 18. März 1855 und der kurz darauf verstorbene angestellte Lehrer C. Sprinkhardt durch Preisaufgaben aus der Geometrie beziehungsweise den klassischen Sprachen. Schließlich wurden noch einzelne Aufsätze, unter anderen aus der Feder von Helm, wiedergegeben, zum Beispiel einer mit dem Thema *Über den Werth der klassischen Studien*.

Daneben wird noch eine Diskussion über die Zielsetzung der Zeitschrift geführt. In einem anonymen, fingierten Brief wohl aus der Feder von Kylius heißt es in Nummer 8 vom 13. Juli 1854:

Lieber Freund!

Daß aus unserer Mitte ein Blatt herausgegeben wird, dessen Zweck ist, eine höhere Geistesbildung und geselligeres Leben unter den Zöglingen anzustreben, kann Dir nicht unbekannt geblieben seyn, indem Du selbst in der Zeit Deines Hierseyns Dich lebendig mit diesem Gedanken beschäftigt und sogar vor längerer Zeit an seiner Ausführung gearbeitet hast. Wie schon damals Dein Ziel war, das vorherrschende, christliche Princip auf dem Salon zu benützen, um daselbe auch bei den Zöglingen zu einer Wirklichkeit zu bringen, so ist es auch jetzt den Herausgebern der »Salonia« ihr erstes Bestreben, an die Selle des seitherigen zwecklosen geselligen Alltagsleben durch höhere Geistesbildung auf Grund religiöser Principien ein wahrhaft nützliches geselliges Leben zu setzen. Indem ich keineswegs zweifle, daß für dieses Bestreben bei vielen meiner werthen Collegen ein guter Grund gelegt ist, so kann ich mir doch selbst nicht läugnen, daß durch den allgemeinen Zeitgeist eine ziemliche Abneigung gegen höhere Geistesbildung auch in unseren Kreisen vorhanden ist. Obwohl ich diese Abneigung in Betreff der Gefahr kenne, die für unser allgemeines geselliges Leben hervorgeht, so glaube ich doch, daß die Salonia ihres Zweckes nicht verfehlen wird, wenn sie sich auf die Grundlage stellt, auf der allein geselliges Leben gedeiht.

Der fiktive Brief fährt mit der Beschreibung einer Versammlung von fünfzig Jünglingen im benachbarten Möglingen zur christlichen Erbauung fort. Abschließend heißt es dann:

Und nun, Freund, glaubst Du, daß dieß die Grundlage sei, auf der ein gesundes geselliges Leben gedeihen könne, so beantworte mir diese Frage, damit ich in meinen Kreisen auch Dein Zeugniß als Rechtfertigung der Salonia aufweisen kann, wenn sie an dem oben ausgesprochenen Bestreben festhält.

Für die Verfasserschaft dieses Artikels durch Kylius spricht, daß er christlicher Missionar werden wollte. Offensichtlich wollte er sein Blatt vor allem der christlichen Verkündigung unter den Zöglingen widmen. Aber er überforderte die jugendlichen

Leser, als er von ihnen nun die entsprechenden Beiträge erwartete. Lehrer, die auf Grund ihrer Lebenserfahrung dazu in der Lage gewesen wären, hielten sich mit solchen Artikeln zurück. So ruhte die ganze Last der Arbeit auf Kylius. Ab und zu erhielt er auch einen Beitrag von Helm. Aber die meisten Spalten mußte er selbst füllen.

In Nummer 9 vom 20. August 1854 erhofft sich der Chefredakteur, wie sich später herausstellte vergeblich, auf Beiträge, die in den bevorstehenden großen Ferien in Muße geschrieben werden könnten. Als Lockvogel für diese Arbeit hatte er von den Lehrern erwirkt, daß in jeder 2. Klasse der deutschen Sprache jedem, der ein solches Thema für die *Salonia* ausarbeitet, einige Aufsätze, die er sonst in die Lektionen liefern müßte, vom Lehrer erlassen werden. Er vermerkt aber auch ausdrücklich, daß sein Blatt keine Unterhaltungsschrift, sondern ein Feld für literarische und religiöse Bemühungen sei. Aber wie er resigniert in Nummer 14 vom 29. Oktober 1854 feststellt, hatte er *bis jetzt trotz allem Forschen noch keine Spur von den gewünschten Vakanzarbeiten* gesehen.

Zum Semesterende kam es dann zum Eklat. In Blatt Nr. 11 vom 18. März 1855 erklärte Kylius, daß er sich schon einige Zeit mit der Veröffentlichung eigener Beiträge zurückgehalten habe. Er habe für die Gestaltung der Wochenschrift das von ihm angestrebte Ziel nicht erreicht. *Mit Arbeiten, die vielleicht die Leser unterhalten und etwas anüsieren, könnte ich schon dienen, allein zu so zweckloser Beschäftigung dauert mich die Mühe und fehlt mir die Zeit, und auch den für den Druck schon hingerichteten Vorrath vermag ich seit 5 Wochen nicht mehr einrücken. Es gibt Bücher und Flugblätter genug, mit deren Erzählungen, Witzen und Späßen man sich die Langeweile noch viel schneller vertreiben kann, als mit dem, was ich aufzutischen habe.*

Eine ausführliche Ermunterung aus der Feder von Helm in den Nummern 13 (1. April 1855) und 14 (8. April 1855) konnte den Chefredakteur in seiner Auffassung der Dinge nicht irre machen. Die Zeitschrift sei in ihrer Hauptabsicht immer kleinlauter geworden und schließlich ganz verstummt. Deswegen sehe er das Unternehmen als gescheitert an. Da er aus der Schule austrete, könne er nicht länger Chefredakteur bleiben, würde sich aber weiterhin durch gelegentliche Beiträge beteiligen.

Die Salonia wird durch mein Abtreten keineswegs einen Stoß erleiden; im Gegenteil: Ich bin überzeugt, daß für sie eine Epoche eintreten wird und zwar darum, weil die künftigen Herausgeber derselben (zunächst Mably¹⁵⁹ und Compagnie) viel von mir lernen können; aber nicht lernen, was sie thun müssen, sondern wie sie es nicht machen dürfen (in welcher Hinsicht ich sogar selber manches von mir gelernt habe); ferner weil die eigentliche Leitung des Blattes in Hände kommt, die dieser Aufgabe auch Meister sind; sodann, weil die Salonia durch diesen Wechsel dem Charakter des Publikums mehr angepaßt und, sozusagen, volksthümlicher wird; endlich, weil die Redakteure in Erkenntniß ihres völligen Unvermögens, die Kosten der Salonia zu bestreiten, die Sorge hierfür ganz getrost den Herrn Onkeln und Lehrern überlassen werden¹⁶⁰.

Die in diesen Zeilen angedeuteten Vorwürfe gegen die mangelnde Unterstützung der Zeitschrift durch die Schulleitung dürften zutreffen. Kylius war angetreten, etwas für die Verbreitung des Christentums zu tun. Er durfte bei der Einstellung Direktors Philipp Paulus auch auf die Unterstützung von dieser Seite hoffen. Aber dieser scheint entweder kein Interesse an diesem zarten Pflänzlein oder durch seine anderen Aktivitäten keine Zeit dafür gehabt zu haben.

Mit der Nummer 17 vom 20. Mai 1855 übernimmt Döte die Chefredaktion. Er meinte, wie Rom nicht an einem Tage erbaut worden sei, müsse man auch mit der Hauszeitschrift Geduld haben. *Die Salonia wird sich also fernerhin bestreben, den Lesern, soviel sie es vermag, eine anregende, das Interesse für die einschlagenden Gebiete des geistigen Lebens, für Wissenschaft und Poesie, nährende und belebende Lektüre darzubieten¹⁶¹.*

Ferner meinte der Chefredakteur, sein Blatt soll durch vermehrte Beiträge aus der eigenen Anstalt zu einem Organ für das geistige Leben auf dem Salon gemacht werden. Der Verkündigungscharakter im christlichen Sinn war damit nicht mehr Hauptziel des Blattes. In den vier noch erschienenen Nummern der Wochenschrift ist keine verstärkte Mitarbeit der Zöglinge festzustellen. So änderte sich sein Inhalt unter der neuen Redaktion nicht. Döte konnte aber nach seiner Veranlagung verstärkt Anekdoten und sogar Witze einrücken. So bringt er in der vorletzten Nummer 19 vom 17. Juni 1855 ein Gespräch zwischen einem Meßner und Schulmeister.

Meßner: Aber was man doch jetzt für Ärger mit seinen Kindern hat, das geht doch zu weit.

Schulmeister: Was ist denn schon wieder passiert?

Meßner: Denke dir, ich kam gestern Abend in die Kinderstube, sitzen da meine beiden Jungen am Tisch mit Becker's Weltgeschichte, die ich ihnen zu Weihnachten für 11 Thaler und 25 Sgr geschenkt habe und reißen aus dem letzten Band ein Blatt nach dem andern heraus. Ich sage: Lümmel schlechte, was macht ihr denn da? Ja, sagt der Älteste, der Lehrer hat heute gesagt, das Jahr 1848 reißt ihr aus der Geschichte heraus. Und da gebe ich ihm eine Ohrfeige, daß er auch gleich mit sämtlichen 14 Theilen von Becker in die Ecke fliegt.

Schulmeister: Und was wirst du denn jetzt machen?

Meßner: Aus der Schule habe ich ihn sofort genommen. Wenn er weiter nichts lernt, als daß er ausreißen soll, dann kann er Nachtwächter werden.

Politischer Witz Anno 1855. Es könnte sein, daß Döte ihn bei den abendlichen Gesprächen seiner Onkel aufgeschnappt hatte. Dann wäre er ein Dokument der inneren Emigration derjenigen, die sich 1848 aus reinem Herzen für das Paulskirchenparlament einsetzen und erleben mußten, wie hehre Ideen in der Machtpolitik zu Grunde gehen.

Die zweite Blütezeit

Der Korntaler Apotheker Wilhelm Paulus war zu einem Jerusalemfreund geworden, hatte seinen Besitz in Korntal verkauft und war zusammen mit Christoph Hoffmann und dem Kern seiner Anhänger auf den Kirschenhardthof bei Winnenden gezogen, wo der Kader für die Auswanderung ins Heilige Land herangezogen werden sollte. Aber nach einiger Zeit kam es zu Differenzen zwischen ihm und den anderen Bewohnern dieses Hofes. Er trat von der Bewegung zurück und verkaufte seinen Besitz auf diesem Bauernhof. Er war 53 Jahre alt geworden, verfügte durch den Verkauf über ein kleines Vermögen und hatte die Ausbildung von drei Söhnen zu finanzieren. Er sah aber keine Möglichkeit, in seinen alten Beruf oder gar nach Korntal zurückzukehren¹⁶².

In dieser Situation kam er einer Aufforderung seines Bruders, Direktors Philipp Paulus, gerne nach¹⁶³ und mietete die leerstehenden Unterrichtsgebäude auf dem Salon. Sie umfaßten das große Unterrichtsgebäude, das danebenstehende zweistöckige Wohnhaus, die Remise, eine Scheune und das Gelände um diese Gebäude, vor allem dort den Turnplatz. In diesem Anwesen eröffnete er am 15. August 1859 mit zunächst acht Zöglingen die Wissenschaftliche Bildungsanstalt aufs neue unter seiner Leitung. Als Lehrer stand ihm zunächst nur sein ältester Sohn Wilhelm, genannt Helm, zur Verfügung. Dieser hatte sein Theologiestudium abgeschlossen und gab jetzt seine Vikarsstelle bei Onkel Immanuel Paulus auf, um dem Werk zu dienen. Der zweite Sohn des Apothekers, Immanuel, genannt Döte, konnte erst nach Ablegung des ersten theologischen Examens an der Universität Tübingen im Frühjahr 1863 das Lehrpersonal verstärken.

Der dritte Sohn Christoph, genannt Sto, mußte noch seine Schulzeit auf der Anstalt selbst beenden. Dann studierte er auf der polytechnischen Schule in Stuttgart und der Universität in Tübingen Naturwissenschaften, ehe er Lehrer an seiner väterlichen Schule werden konnte¹⁶⁴.



Bild 14: Apotheker Wilhelm Paulus und seine zweite Ehefrau Karoline Friederike; geborene Hoffmann

Photographie im Besitz des Verfassers

Der Apotheker wurde am 3. März 1806 in Klosterreichenbach geboren. Nach einer Ausbildung als Apotheker in der korntaler Filialapotheke tätig. Schloß sich den Jerusalemsfreunden an. Zog sich 1859 von ihnen zurück und übernahm die Leitung der Wissenschaftlichen Bildungsanstalt auf dem Salon. Ab 1862 Inhaber dieser Schule.

Gestorben auf dem Salon am 2. Januar 1870.

Karoline Friederike in Leonberg als Tochter des Notars und späteren weltlichen Gemeindevorstehers der Brüdergemeinde Korntal am 4. August 1805 geboren. Heiratete am 21. Januar 1840 in Korntal den Witwer. Stirbt am 6. August 1887 in Heilbronn.

Quelle: Familienbuch S. 169.

Der ehemalige Apotheker mußte, genau wie früher seine Brüder, auf angestellte Lehrer zurückgreifen, um einen vollen Unterricht anbieten zu können. Schon bald nach der Wiedereröffnung war in dieser Eigenschaft Frédéric Bettex tätig, der durch seine Verheiratung mit der ältesten Tochter des Direktors Philipp Paulus am 10. März 1863 sich enger an die Familie Paulus band. Er verließ um 1870 die Anstalt, um in Seeheim am Bodensee eine eigene Privatschule aufzubauen¹⁶⁵.

Als zweiter angestellter Lehrer heiratete der Theologe Adolf Schaffler am 30. Dezember 1862 die älteste Tochter Maria, genannt Ma, des Apothekers¹⁶⁶. Im Jahre 1868 trat als angestellter Lehrer der ehemalige Salonzögling und zweite Sohn des Doktoronkels Fritz, Gottlieb Wilhelm Paulus, genannt Gich, in die Salon-Schule ein¹⁶⁷.

Die Leitung der Hauswirtschaft übernahm die Ehefrau und Tochter des Korntalgründers Friederike. Ihr zur Seite stand Ma. Im Gegensatz zu früher wurde keine Landwirtschaft betrieben. Die gesamten landwirtschaftlichen Grundstücke blieben zusammen mit den darauf stehenden Gebäuden im Besitz von Direktor Philipp Paulus, der sie in den folgenden Jahren nach und nach verkaufte. Dann zog er 1872 nach Fellbach bei Stuttgart, wo sein Bruder Immanuel Pfarrer geworden war. Dort sind beide gestorben¹⁶⁸. Doktoronkel Fritz blieb bis zu seinem Tode am 4. Februar 1867 auf dem Salon wohnen.

Die Schülerzahl nahm rasch zu. Am 1. Oktober 1859, zum Beginn des ersten Schuljahres, zählte man bereits achtzehn Zöglinge. Am 1. Oktober 1860 war die Schülerzahl auf 62 und am 1. 10. 1861 auf 77 gewachsen. Sie pendelte sich dann auf etwa 100 bis 120 ein. Allerdings nahm man jetzt nicht nur Interne Zöglinge auf, die nicht nur an dem Unterricht teilnehmen wollten, sondern auch in dem Internat wohnten. Es gab jetzt auch Externe Schüler aus der näheren Umgebung, besonders aus Ludwigsburg, die nur den Unterricht besuchten und zu Hause bei ihren Eltern wohnten¹⁶⁹.

An der Durchführung des Unterrichtsbetriebs und den Einrichtungen des Internats änderte sich gegenüber der früheren Zeit fast gar nichts. Die Lehrer unterrichteten 30 bis 32 Wochenstunden¹⁷⁰.

Im Jahre 1862, nachdem Direktor Philipp seine Bemühungen um die Einrichtung eines methodistischen Predigerseminars auf dem Salon als gescheitert ansehen mußte, verkaufte er die Schulgebäude und -grundstücke an seinen Bruder, den ehemaligen Korntaler Apotheker Wilhelm. Der Kaufpreis betrug 30000 Gulden, für die der Käufer Kredite aufnehmen mußte, da er die ganze Summe aus seinem Vermögen nicht aufbringen konnte. Das geliehene Geld sollte bis 1874 abbezahlt werden¹⁷¹. So gehörten jetzt die Schulgrundstücke und -gebäude der Anstaltsleitung, so daß man freizügiger arbeiten konnte.

Die aus aller Herren Länder und aus verschiedenen Erdteilen zusammengeströmten Zöglinge, damals über hundert an der Zahl, bildeten mit ihren Erziehern und Lehrern eine große Familie und waren nach Altersstufen in Abteilungen von durchschnittlich zwanzig Schülern in fünf Klassenzimmern untergebracht, welche die klassischen Namen Troja, Korinth, Athen, Theben und Sparta führten. Außerdem dienten dem Unterricht noch die Räume Syrakus, Utica, Latium und Alba longa. Ich habe mich vom kleinen Korinther via Athen und Theben zum großen Spartaner hinaufentwickelt. Dieser unterschied sich in seiner Einrichtung von den Bewohnern der übrigen Klassenzimmern vornehmlich durch den Besitz eines besonderen Schreibtisches mit Bücheraufsatz und einer besonderen Beleuchtung in Gestalt einer Unschlittkerze, die traulich ihren matten Schein über die Historien des Livius und Herodot, über Odyssee und Aeneide, über Logarithmen, Wurzeln und quadratische Gleichungen bereitete.

Lebensweise und Arbeit war durch eine strenge Hausordnung, das Rückgrat eines jeden Institutslebens, geregelt. Im Sommer erhob man sich um fünf, im Winter um sechs

Uhr vom Lager, um vor dem Frühstück noch anderthalb oder eine Stunde nüchtern in der Früh-Hora die Schulaufgaben vollends zu erledigen. Der Unterricht selbst fiel in die Zeit von acht bis zwölf und zwei bis vier Uhr, woran sich nach dem Vesper noch eine zweistündige Abend-Hora anschloß. Um neun Uhr ging es sommers wie winters ins Bett.

Die Aufsicht im Haus und außerhalb deselben geschah durch den sogenannten Diarius, dessen Amt jede Woche von einem anderen Lehrer ausgeübt wurde¹⁷². Dieser hatte namentlich das Wecken der Schüler am frühen Morgen zu besorgen, ihr Waschen, Ankleiden und pünktliches Erscheinen in der Früh-Hora zu überwachen und beim Zubettgehen das Licht in den Schlafsälen zu löschen, sowie in den Freistunden sich zu verlässigen, ob die uns gezogenen örtlichen Grenzen eingehalten wurden.

In jeder Klasse waren zwei Vertrauensschüler mit dem Amt eines Censors und Ädils betraut. Ersterer hatte in Abwesenheit der Lehrer über ruhiges Verhalten der Mitschüler während der Lernstunden und im Schlafsaal, letzterer über Ordnung und Reinlichkeit in den von den Schülern benützten Räumen zu wachen. Jeder der beiden führte ein Strafbuch, in das die Namen der Missetäter und die verhängten Geldstrafen¹⁷³ eingetragen wurden. Die Strenge, mit der allein schon das Herumliegen kleiner Papierschnipfel auf dem Boden geahndet wurde, geht mir heute noch so sehr nach, daß ich solche selbst an fremden Orten meist unwillkürlich auflese. Der athenische Ädil hatte auch noch mit der Hausglocke bei Beginn und Wechsel des Unterrichts sowie zur Hora und zum Schlafengehen zu läuten. Außerdem amtete noch ein »Ephorus« genannter Schüler in der Schülerbibliothek.

An den gemeinschaftlich eingenommenen, gut und kräftig zubereiteten, sowie reichlich bemessenen Tagesmahlzeiten beteiligten sich in patriarchalischer Weise die Familie Paulus und sämtliche Lehrer. Des größten Zuspruchs erfreute sich stets das Frühstück nach vorausgegangener Frühhora. Es bestand aus einer großen Tasse Kaffee und zwei Wecken, von denen niemals auch nur der geringste Rest übrig blieb. Da diese wegen unseres großen Frühhungers sehr begehrte Wecken in ganz besonders hohem Wert standen, bildeten sie das allgemeine Zahlungsmittel bei den kleinen Käufen, die wir unter uns abschlossen.

Der halbe Weck bildete die Zahlungseinheit, während das »Dampfschiff«, ein längliches Schmalzgebäck und jeden Freitag in doppelter Auflage der Glanzpunkt der Mittagstafel, das unter Brüdern sechs halbe Wecken galt, als Großgeld zur Tilgung größerer Schulden diente, die unter den gegebenen Verhältnissen in Teilzahlungen, aber als streng verbindliche Ehrenschulden gewissenhaft und pünktlich beglichen wurden. Diese Wechselvaluta war bei der Stetigkeit unseres Frühhungers keinerlei Kursschwankungen unterworfen. Daneben teilte man auf Grund eines bestehenden »Freßkartells« jeweils den Inhalt der vom Elternhaus eingetroffenen Liebesgaben kameradschaftlich mit den näheren Freunden.

Das Gebiet, innerhalb dessen man sich ergeben durfte, war genau begrenzt; ausgeschlossen war vor allem der große Salonwald und das Stadtgebiet. Übrigens bot der kleine Salonwald, die zahlreichen Alleen und die nähere Umgebung des Salons übergenug Bewegungsfreiheit. Namentlich brachten die im Sommer vor dem Abendessen, im Winter nach dem Mittagessen, ohne Rücksicht auf die Witterung täglich ausgeführten gemeinschaftlichen Spaziergänge in die weitere Umgebung, das häufige Baden im Nekar und das Schlittschuhlaufen auf dem Feuersee in der Stadt und auf dem See zu Monrepos sowie die Spiele im Freien (Opa oder Barlauf, Ballschlag und so weiter) und das Turnen sowohl viel Abwechslung und Vergnügen als auch besonders eine wohlthätige Kräftigung und Erfrischung.

All diese körperliche Betätigung im Freien geschah jeweils in Gemeinschaft mit den

Lehrern, welche die schätzenswerte Fähigkeit besaßen, sich mit der Jugend zu freuen und mit ihr fröhlich zu sein.

Schwimmen lernte ich in der Militärschwimmschule zu Neckarweihingen. Beim Ablegen der »großen Probe«, die darin bestand, den Neckar nach dem jenseitigen Ufer und zurück ohne Aufenthalt zu durchschwimmen, bekam ich kurz vor der Erreichung des diesseitigen Ufers zu guter Letzt noch den Krampf in den Fuß, der mich außerstand setzte, weiterzuschwimmen, und der mir hätte verhängnisvoll werden können, wäre ich nicht wie Odysseus von Leukothea in den Schleier, vom herbeieilenden Immanuel-Mably¹⁷⁴ ins Schlepptau genommen und an den rettenden Strand bugsiert worden.

Außerdem führten die oft weit ins Schwabenland hinein, vom Hohenstaufen bis zum Hohenzollern, unternommenen gemeinsamen Wanderungen an landschaftlich schöne und geschichtlich denkwürdige Punkte. Der Besuch der alten Ritterburgen der Schwäbischen Alb hatte damals einen Hauptreiz für mich, meine Phantasie umwob sie mit dem ganzen Zauber der Romantik. Als ein gerade überschwengliches Glück empfand ich es daher, als im Sommer 1872 auf meine an den Inspektor Wilhelm Paulus gerichtete Bitte hin schon am folgenden Tag eine Exkursion nach dem Lichtenstein und dem Hohenzollern unternommen wurde¹⁷⁵. ...

Unsere schöngestigen Interessen erfuhren neben einer reichhaltigen Schülerbibliothek eine ebenso anregende als wertvolle Förderung durch die von uns herausgegebene, zuerst von Theurer, dann von Greiner und Ungeheuer in Ludwigsburg gedruckte Wochenzeitung »Salonia«, in der sie jeden Samstag¹⁷⁶ ihren Niederschlag fanden. Reisebeschreibungen, Schilderungen sonstiger Erlebnisse und Eindrücke sowie dichterische Ergüsse wechselten darin mit wissenschaftlichen Arbeiten geschichtlicher, sprachlicher, mathematischer und naturwissenschaftlicher Art ab, gewürzt durch Schwänke, Preisaufgaben, Rätsel und biblische Fragen. Ich selbst habe manchen Beitrag hinein geliefert. Unvergeßlich ist mir das erhebende Gefühl, da ich unter der ersten literarischen Tat meinen Namen gedruckt las. Ich war erst halb so alt wie der dreiundzwanzigjährige Don Carlos und hatte schon etwas für die Unsterblichkeit getan¹⁷⁷.

Überhaupt war unsere jugendliche Begeisterungsfähigkeit reich an Idealen. Als Spartaner dirigierte ich ein mit Klassenkameraden gebildetes Gesangsquartett, dessen Vorträge allenthalben Beifall fanden. Hektor, Themistokles, Alexander und Hannibal waren meine Lieblingshelden. Als wir einmal das Aufsatzthema zu behandeln hatten »Müste Karthago zerstört werden?« trat ich im Gegensatz zu meinen römisch gesinnten Kameraden mit großer Leidenschaft und vielen Gründen für die Erhaltung der Punierstadt ein und beschloß meine Ausführungen nach dem Vorbild, aber entgegen der Forderung Catos mit den Worten »Ceterum censeo Carthaginem esse servandam«¹⁷⁸. Damit glaubte ich der geschichtlichen Gerechtigkeit unwiderleglich Genüge geleistet zu haben. Ich wußte eben noch nicht, daß sowohl in der Natur wie im Leben der Menschen und Völker allein die Brutalität des Stärkeren Sieger bleibt und Recht behält¹⁷⁹.

Die Winterabende wurden in Gemeinschaft öfters durch musikalische und deklamatorische Vorträge sowie durch Theateraufführungen verschönt. Bei einer solchen, in dem von Immanuel-Mably gedichteten Drama »Die Deutschen in Afrika«, habe ich zum erstenmal die Bretter betreten, die die Welt bedeuten¹⁸⁰.

Der Verfasser dieser Zeilen, der am 5. Mai 1867 in die Schule eingetreten war, schildert dann eine Schneeballschlacht im Winter 1868/1869, an der Lehrer und Schüler aktiv beteiligt waren. Dabei sei unter anderem Gich von einem Schneeball so unglücklich ins Auge getroffen worden, daß man ihn hatte sofort ins Haus tragen müssen¹⁸¹.

Ergänzend zu diesen Lebenserinnerungen eines ehemaligen Schülers der Anstalt ist noch nachzutragen, daß Apotheker Wilhelm Paulus selbst keinen Unterricht erteilte, sondern die Verwaltungsaufgaben und die Verwaltung der Finanzen übernommen

hatte. Sein Sohn Helm war Inspektor. Neben dem Geben von Unterrichtsstunden stellte er die Stundenpläne auf und führte den Briefwechsel mit den Eltern¹⁸².

An Sonntagen lies man die Zöglinge bis 7 Uhr schlafen. Im Winter konnte es auch halb acht Uhr werden, bis sie geweckt wurden. Gegen acht Uhr war Frühstück und Morgenandacht, um zehn Uhr Gottesdienst in dem großen Andachtsaal. Zwischen Frühstück und Gottesdienst war noch die »Brief-Hora« eingeschoben, also Gelegenheit zum Schreiben von Briefen nach Hause oder an Freunde und Bekannte. Um 14 Uhr begann die Kinderlehre im Andachtsaal, um 15 Uhr war Vesper, dann ein Spaziergang bis gegen 19 Uhr. Anschließend war Gelegenheit zur eigenen Beschäftigung, zum gemeinsamen Spiel und sonstigen Tätigkeiten bis 21 Uhr. Dazwischen wurde gegen 19.30 Uhr das Abendessen gereicht. Der Tag endete mit einer Abendandacht aus Gesang, Schriftlesung und Luthers Abendsegen¹⁸³. Während der Sommerferien im August oder September führte man mehrwöchentliche Wanderungen nach Österreich, der Schweiz oder Oberitalien durch.

Man unterstellte sich wiederum der staatlichen Schulaufsicht¹⁸⁴. Nach wie vor war das Erreichen der Hochschulreife das Ziel des Unterrichts. Im Gegensatz zur ersten Blütezeit versuchte man nun nicht mehr in politischen oder kirchenpolitischen Fragen Einfluß zu gewinnen. Man konzentrierte sich auf eine möglichst attraktive Gestaltung des Unterrichts. Beibehalten wurde die jährlich im August stattfindende öffentliche Abschlußprüfung. Am Palmsonntag wurden die Konfirmationen gehalten. Helm war der von der Kirche bestellte Salonvikar und durfte sowohl Konfirmandenunterricht halten, als auch konfirmieren. Die sonntäglichen Gottesdienste gestalteten abwechselnd Helm und Döte, welcher 1869 sein zweites theologisches Examen mit Erfolg ablegte. Damit hatte er die Befähigung zur Übernahme eines Pfarramtes erworben. Auch Direktor Philipp Paulus, Gich und Schaufler übernahmen gelegentlich Gottesdienste¹⁸⁵.

Es ging auch gewöhnlich alles gut. Nur einmal kam ein schweres Unglück vor – einer der schwersten Tage meines an Mühe und Arbeit nicht armen Lebens. Ich war mit den fröhlichen Buben in der Kirschenzeit nach Hessigheim gegangen, von da in den Felsengarten, um von dort nach Besigheim zu gehen und wieder heimzulaufen oder mit der Eisenbahn zu fahren, wenn die Buben zu müde geworden wären. Als wir an den Neckar kamen, war das Verlangen an dem warmen Tag, wie man oft tat, ein Bad zu nehmen im hellen kühlen Neckar, sehr groß. Ich ging zuerst ins Wasser, das am Ufer seicht, aber bald ziemlich tief war. Ich sagte nun den Buben, wenn sie ganz nahe am Ufer blieben, können sie baden, worauf sie alle freudig ins Wasser hereinkamen, während ich weiter innen blieb und keinen soweit hereingehen ließ.

Es kamen aber doch einige weiter herein, als ich erlaubt hatte, und ich eilte, sie wieder ins seichte Wasser zu bringen, und rief allen zu, sofort wieder heraus zu kommen. Aber ein kleiner Bub namens Robert Bührle kam doch mit einigen zu weit ins Wasser und ging nicht sofort heraus, als ich rief, daß alle ans Ufer herausgehen sollten. Und ich hatte Mühe, sie zu ergreifen und aus dem tiefen Wasser herauszuziehen. Aber im Gedränge wurde Bührle übersehen und als endlich alle draußen waren auf dem Ufer, fehlte er. Ich sprang alsbald wieder ins Wasser und suchte vergeblich nach ihm. Man fand ihn nicht mehr. Die anderen hatten sich inzwischen angezogen, und ich zog mich auch an und stand am Ufer und sah auf die stark fließenden Wellen, ohne etwas von Bührle sehen zu können.

Die Buben liefen auf der Straße dem Neckar entlang Besigheim zu, während ich immer noch voll Schmerz und Verzweiflung am Ufer stand und nach dem Verlorenen vergeblich ausschaute. Da stand plötzlich – ich sah ihn weder kommen noch gehen – ein Mann neben mir und sagte: »Das sind Gottes Fügungen, der schließlich alles herrlich hinausführt. Ihm muß man vertrauen und aus seinen Führungen lernen, was uns not tut

Salonia.

Erscheint jeden Sonntag, Fortsetzung des Monatsblattes, 9 kr.

Abonnements-Preis

Nr. 7. 10. Mai 1868.

Lections-Plan für das Sommer-Semester 1868.

	Montag u. Donnerstag.	Dienstag u. Freitag.	Mittwoch u. Samstag.
5 ¹ / ₂ —6 ¹ / ₂ .	Hora Studiorum.	Hora studiorum.	Hora studiorum.
7—8.	Algebra I. " II. " III. Rechnen I. " II.	Geometrie I. " II. " III. Rechnen I. " II.	Griechisch I. " II. " III. " IV. Englisch I. II. Orthographie I. " II. Kalligraphie III.
8—9.	Latein I. " II. " III. " IV. V. " VI. " VII. Französisch in 2 Abtheil.	Latein I. " II. " III. " IV. V. " VI. " VII. Französisch in 2 Abtheil.	Latein I. " II. " III. " IV. " V. " VI. " VII. Französische Conversation u. Leseübungen.
9—10.	Latein I. " II. " III. " IV. " V. Französisch V. Französische Hilfstunde IV. " III. II.	Latein I. II. " IV. " V. " VI. " VII. Französisch I. " II. " III. " IV.	Latein I. II. " VI. " VII. Französisch I. " II. " III. " IV.
10—11.	Griechisch III. " IV. Hebräisch II. Naturgeschichtlicher Cursus I. " II. " III.	Griechisch I. " II. " III. " IV. Englisch II. Kalligraphie I. " II. Orthographie III.	Rechnen III. " IV. Naturwissenschaftlicher Cursus IV. (Physik). Deutscher Elementarkursus.
11—12.	Religion I. " II. " III. " IV.	Deutsche Sprache I. " II. " III. " IV.	Geschichte I. " II. " III. " IV.
2—3.	Griechisch I. " II. " III. " IV. Linearszeichnen. Deutscher Elementarkursus.	Hebräisch I. Geographie I. " II. " III.	Mittwoch u. Samstag Singen I. III. " II. IV. Zeichnen.
3—4.			Mittwoch u. Samstag Singen II. I. IV. Zeichnen.
3 ¹ / ₂ —5 ¹ / ₂ .	Hora Studiorum.	Hora studiorum.	4 ¹ / ₂ —6 Uhr: Hora studiorum
	Montag. Donnerstag. Baden und Turnen Schwimmkurs, v. 6—7 ¹ / ₂ Uhr. v. 5 ¹ / ₂ —8 Uhr.	Baden und Schwimmkurs von 5 ¹ / ₂ —8 Uhr.	Turnen von 6—7 ¹ / ₂ Uhr.

Bild 15: Der älteste, erhaltene Stundenplan der Wissenschaftlichen Bildungsanstalt auf dem Salon

Quelle: Salonia 7/1868

und heilsam ist.« Ich aber wünschte, lieber selbst im Wasser zu versinken, als so heimzukommen und der verwitweten Mutter ihr einziges Kind nicht mehr zurückzugeben. Es kamen Leute, die im Wasser suchten. Ich aber mußte zuletzt den vorausgegangenen Buben nacheilen, um sie in Besigheim auf den Zug und in der Eisenbahn zurückzubringen auf den Salon.

In Besigheim angekommen, erhielt ich die nachgeschickte Botschaft, daß man das Kind gefunden habe tot im Neckar. Ich traf nun Anordnung, daß die kleine Leiche auf den Salon gebracht wurde, was am folgenden Tag geschah, und am Tag darauf wurde Beerdigung gehalten. Es war eine traurige, tränenreiche Rückkehr auf den Salon, von dem wir des Morgens so fröhlich ausgezogen und nun so trauervoll zurückkamen.

Besonders schmerzlich war mir die Begegnung mit der Witwe, der Mutter des Kindes, die eine Witwe war und in Ludwigsburg lebte und auf die Trauernachricht auf den Salon herauskam mit ihrer Mutter, die bei ihr lebte, die Großmutter des Kindes. Die beiden Frauen blieben sehr gefaßt und machten mir weniger Vorwürfe, als ich mir selber machte, der ich ein unendliches Leid und Bedauern empfand¹⁸⁶.

Döte kommt in seinen Lebenserinnerungen auch auf die finanzielle Seite seiner Lehrtätigkeit zu sprechen: Er habe von 1863 bis 1873 genauso wie seine Geschwister nichts verdient. Sie seien aber auch ohne Ausgaben für Wohnung, Bekleidung und Ernährung gewesen. Falls sie Geld zum Beispiel für Theaterbesuche in Stuttgart gebraucht hätten, hätten sie es auch erhalten.

Wir lebten im Salon wie in einer Insel für uns, abgeschlossen vom Weltverkehr, ein glückliches Leben in herzlicher Verbundenheit und Eintracht. Und Gott segnete unsere Arbeit, daß viele Zöglinge tüchtig herangebildet wurden und – wie die jetzigen Salonversammlungen zeigen – dem Salon bleibende Dankbarkeit bewahrt haben¹⁸⁷.

Die zweite Salonia

Anfang 1868 fand Döte in John von Breda aus Stellenbosch im Kapland, Ernst Finking aus Barmen und Friedrich Hahn aus Genf¹⁸⁸ drei Schüler, die bereit waren, die 1855 eingegangene Hauszeitschrift Salonia wieder aufleben zu lassen¹⁸⁹. Dieses Wochenblatt erschien als *Manuskript gedruckt*¹⁹⁰ ab 1. März 1868 jeden Sonntag als zwei Blätter im Format 22 auf 16 cm. Man setzte sich als Aufgabe ein *treues Bild des Strebens der hier vereinigten Jugend geben und zugleich auf dieses Streben berichtigend und anregend einwirken*¹⁹¹.

Im Gegensatz zur ersten Salonia wollte man jetzt kein betont missionarisch-religiöses Blatt sein. Man nahm Aufsätze (auch politischen Inhalts), Erzählungen, Gedichte, Übersetzungen und sonstige Beiträge an, soweit sie für die Aufnahme in ein Unterhaltungsblatt geeignet erschienen.

Die Besetzung der Redaktion änderte sich in verhältnismäßig kurzen Abständen, meist durch den Austritt eines Redakteurs aus der Schule. So nahm ab 5. April 1868 anstelle von Finking Bernhard Loos aus Bremen am 3. Januar 1869 Gottlob Paulus aus Münster bei Stuttgart¹⁹² anstelle von Loos einen Platz in der Redaktion ein. Am 18. September 1869 stellte von Breda seine Arbeit an der Gestaltung des Blattes ein. Er war bis dahin die treibende Kraft gewesen, trat aber jetzt aus der Anstalt aus. Er wurde durch E. Issel ersetzt.

Leider wird in der Folge nicht jeder Wechsel in der Redaktion angezeigt. Am 10. März 1872 wird in das Blatt eingerückt, daß H. von Mechel, der bisherige Redakteur, die Anstalt verlassen habe und seine Arbeit an der Herausgabe von Kaucher übernommen sei. Ob zu dem damaligen Zeitpunkt mehrere Redakteure beschäftigt waren, läßt sich aus der Zeitschrift nicht entnehmen.

Es würde den Umfang dieser Arbeit sprengen, hier eine ins einzelne gehende Auswertung dieses Wochenblattes vorzulegen. Sie böte reiches Material nicht nur zur Untersuchung des damaligen Zusammenlebens, sondern auch zur geistigen Situation und den Interessen der damaligen Zeitgenossen. Wir müssen uns hier auf einen kurzen Überblick über den Inhalt beschränken¹⁹³.

Da ist zunächst der Themenkreis Politik. Die *Salonia* bringt immer wieder Beiträge zum politischen Geschehen, ab und zu sogar eine Rubrik überschrieben mit *Politischer Monatsbericht*. Die Redakteure schöpfen ihre Informationen vor allem aus den im Salon gehaltenen Zeitungen. Der »Schwäbische Merkur« und das »Ludwigsburger Tagblatt« werden hie und da ausdrücklich als Quellen angegeben.

Im ersten Jahrgang 1868 finden wir zum Beispiel folgende politischen Nachrichten eingerückt:

Begräbnis König Ludwig I. von Bayern¹⁹⁴,

Hungersnot in Finnland, Algerien, *von wo die Abschachtung eines zwölfjährigen Mädchens durch seine eigene Mutter gerichtlich bestätigt worden ist*, in Ostpreußen und Galizien,

Verhandlung gegen Präsident Johnson vor dem US-amerikanischen Senat,

Wahlen zum deutschen Zollparlament in Hessen-Darmstadt und Württemberg, Ergebnis dieser Wahlen in Baden, Bayern und Hessen,

Die Herkunft des britischen Premierministers Benjamin Disraeli¹⁹⁵,

Krieg zwischen Türken und Griechen in Kreta sowie zwischen England und Abessinien (einschließlich eines ausführlichen Berichtes über die Einnahme Magdalas durch die Briten)¹⁹⁶,

Empörung des Adels in Japan gegen den Taikun und Revolution in Spanien, Flucht der Königin Isabella von Spanien nach Frankreich, ferner folgende allgemeine Überlegungen zu diesem Geschehen:

... *Das Regieren ist kein so übles Geschäft, wie schon jener Bauer erkannte, der einmal von Feuerbach nach Stuttgart ging, um einem dortigen Herrn Regierungsrath den schuldigen Zins zu bringen. Dieser war gut gelaunt, als er das Geld einzog und fragte leutselig: »Wie geht's Euch?« »Unser einer hat's eba hart,« erwiderte der Bauer, »wir müssa viel schaffe und der Verdienst isch klei.« »Ja, Bauer, meint Er denn, wir haben es so gut?« erwiderte der Regierungsrath; »da täuscht Er sich, das Regieren ist auch ein schweres und mühevolleres Geschäft.« »Herr Regierungsrath,« sagte der Bauer, »ich ka's schier net glauba, daß des so schwer ist.« »Warum nicht?« »Wenn das Regiera so schwer wär, no müßte mir Baura scho lang regiera.«*

Daß der Feuerbacher Bauer nicht ganz Unrecht hat, scheinen auch die zahlreichen Bewerber um den spanischen Thron zu glauben; wer jedoch König werden wird oder was für eine Regierung überhaupt in Spanien eingeführt wird, weiß man noch nicht; am einfachsten wäre es und für die Geographie-Klassen am bequemsten, wenn Portugal und Spanien vereinigt würden zu Einer Monarchie; einen König sind die Spanier ja schon lange gewöhnt und werden keine Republik wollen, und da wäre dann der portugiesische der nächste, der auf dem Platz sein kann und das Regieren schon gewohnt ist¹⁹⁷.

Dieser Rat der Wochenschrift wurde nicht zur politischen Realität. Statt dessen entwickelte sich aus dieser Frage heraus der Krieg zwischen Frankreich und den deutschen Staaten von 1870/71, der dem deutschen Volk die politische Einheit und das zweite Kaiserreich bringen sollte.

Die »*Salonia*« bringt dann in ihrem ersten Band noch folgende politische Beiträge:

Bulgarisch/Türkischer Krieg auf dem Balkan und Palastrevolution an der Hohen Pforte in Istanbul.

Krieg zwischen Paraguay und Brasilien sowie zwischen Großbritannien und Afghanistan und schließlich

Totale Sonnenfinsternis in Südasien und Südafrika; Erdbeben in Südamerika; Überschwemmungen in den Alpen mit ausführlichem Bericht über die Überschwemmungen in den schweizerischen Bergkantonen einschließlich des Ergebnisses einer Sammlung unter den Zöglingen des Salons zur Linderung der dortigen Not.

Endlich wird noch über die Hungersnot wegen des Ausbleibens des Monsumregens in Indien berichtet¹⁹⁷.

In den folgenden Jahrgängen tritt zunächst die Berichterstattung über das Vatikanische Konzil hervor, das die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes in Lehrentscheidungen brachte. Alle die politischen Ereignisse werden aber dann durch den deutsch/französischen Krieg von 1870/71 in den Hintergrund gedrängt.

Die Ausgabe vom 24. Juli 1870 bringt eine kurze Notiz, daß die Wochenschrift wegen des ausgebrochenen Krieges vorübergehend ihr Erscheinen einstellt¹⁹⁸. Die nächste Ausgabe erscheint erst wieder am 18. September 1870. Mit dem Blatt vom 16. Oktober 1870 fängt die Kriegsberichterstattung an, in die auch *Originalcorrespondenz vom Kriegsschauplatz* eingerückt wird. Dabei handelt es sich um Briefe der eingezogenen ehemaligen Salon-Schüler an ihre Freunde oder Lehrer. Sie sind meist objektiv und nicht übertrieben nationalistisch. Die Berichterstatter vertrauen zwar auf die Überlegenheit der deutschen Truppen, beobachten aber die Schrecken des Krieges mit wachem Auge. So schreibt zum Beispiel Brenner am 24. September 1870 aus Sceaux über die Belagerung von Paris:

Über die Einzelheiten laß mich hinweggehen. So wenig ich auch mehr das Wort Furcht kenne, so wenig wir uns im dichtesten Kugelregen bücken (ein Zeichen, das sofort verräth, ob ein Soldat schon im Feuer stand oder nicht), so sehnlichst wünsche ich das Ende dieses Krieges; wer das nicht selbst erlebt hat, kann sich keinen Begriff von dem Schrecklichen machen. Das sind reine Metzgereien. Weißenburg und Niederbronn zum Beispiel waren Kinderspiele gegen Sedan, und jeder Tag, den wir hier vor Paris zubringen, fordert neue Opfer. Wir können keinen Tropfen Wasser holen, ohne daß uns die Franzosen, deren Vorposten nur zwölfhundert Schritte von den unseren entfernt sind, uns einige Granaten nachschicken, die zwar meistens keinen Schaden thun, aber jedenfalls, wie denkbar, nicht angenehm sind¹⁹⁹.

Auch der im Winter 1870/71 aufkommende Partisanenkrieg der französischen Bevölkerung gegen die deutschen Truppen wird nach Hause berichtet. Brenner schreibt am 19. Oktober 1870 aus Pleiscis-Piquet:

Ich will mich nicht des Näheren über den Kampf selbst auslassen, sondern nur über die Scheußlichkeiten, welche an verwundeten oder abgeschnittenen Bayern ausgeübt wurden. Wie bekannt stack jeder Keller, jedes Haus voll von Civilisten, die mit allen möglichen Waffen gegen uns kämpften. Du wirst begreiflich finden, daß man keinen langen Prozeß mit solchen machte, sondern sie einfach erschoss. Ich sah einen Bayern, der mit einer Kette an ein brennendes Haus gefesselt und zur Hälfte verkohlt war. Ich sah Andere, denen die Augen ausgestochen, die Finger abgeschnitten waren, und so weiter. Beim Anblick solcher Scheußlichkeiten mußte man nicht gezwungen sein, die Ausrottung der ganzen Sippschaft und ihrer Wohnungen zu verlangen?²⁰⁰

Die Proklamation König Wilhelms von Preußen zum Deutschen Kaiser am 18. Januar 1871 findet in der Wochenschrift keine Erwähnung. Statt dessen meldet sich in der Ausgabe vom 19. Februar 1871 der Deutsche Schulmeister zu Wort, der – noch mitten im Krieg! – die folgenden zwei Preisaufgaben stellt:

Erstens soll der Verlauf des deutsch-französischen Krieges klar und übersichtlich dargestellt werden,

zweitens sollen die verschiedenen Belagerungen geschildert werden, die in diesem Krieg stattfanden.

Als Preise wurden ein 2 Kilogramm schwerer Bombensplitter und ein 1,25 Kilogramm schwerer Granatsplitter ausgesetzt. Es lohnt sich in unserem Zusammenhang nicht, die preisgekrönten Arbeiten näher zu betrachten²⁰¹. Der Friedensfeiern wird in dem Blatt nur kurz gedacht²⁰².

Von der nationalen Welle, die natürlich auch den Salon erreichte, profitierte auch der Deutsche Schulmeister. Es wurde als Preisaufgabe die Übersetzung des Liedes *Die Wacht am Rhein* in die lateinische und die griechische Sprache gestellt. Für seine lateinische Übersetzung erhielt Friedrich Duvernoy aus Kandern den Preis, *ein Taschentuch, worauf die Wacht am Rhein steht, samt Noten dazu*²⁰³.

Der Zögling Bachert erhielt den zweiten und dritten Jahrgang der »Salonia« in einen Band gebunden für die beste Übersetzung von Uhland's *Ich hatt' einen Kameraden* in die griechische Sprache²⁰⁴.

Ausführlich wird über die Rückkehr der deutschen Regimenter in ihre badischen und württembergischen Garnisonen berichtet. Aber auch in den auf den Krieg folgenden militärischen Umorganisationen kommt der Humor nicht zu kurz:

In einem Ludwigsburger Gasthaus sagte neulich Einer: »Meine Herren, denken Sie sich, unser achttes Infanterieregiment, welches schon seit zwanzig Jahren in unserer Stadt liegt, ist nach Straßburg versetzt worden!« »Was«? sagte ein Anderer, »hat unser König denn so viele Schulden?«²⁰⁵

Nachdem sich die Wogen der militärischen Auseinandersetzung geglättet hatten, widmete sich die politische Berichterstattung der Wochenschrift vor allem den Entdeckungsreisen. Nachtigall, Heuglin, Mauch, Backer, Livingstone und Stanley werden genannt und ihre Entdeckungen im Innern Afrikas vorgestellt. Nur über ein Thema schweigt sich das Wochenblatt vollständig aus, die Auswanderung der Jerusalemfreunde ins Heilige Land. Obwohl Döte einen dieser Auswanderungszüge nutzte, um auf verbilligtem Tarif Israel zu bereisen²⁰⁶, beschränkt sich die Zeitschrift auf den Abdruck der Tagebucheintragungen und sonstigen Erinnerungen ihres Lehrers aus diesem Gebiet. Der Apotheker und seine Familie standen zwischen den verschiedenen Glaubensrichtungen in der Familie in echt ökumenischer Einstellung, ohne sich irgendwie in diese geistigen Auseinandersetzungen hineinziehen zu lassen, die der Schule nur hätten schaden können²⁰⁷.

In unregelmäßigen Abständen wird in die Schülerzeitschrift eine Spalte *Nachrichten über frühere Saloner* eingerückt. Sie ist eine Fundgrube für die Schilderung von Lebensschicksalen. Da lesen wir zum Beispiel:

... Aber schon aus diesen Mittheilungen ersieht man, daß ein Saloner nicht leicht in Verlegenheit kommt, sondern überall Freunde trifft. Wenn er in Karlsruhe ist und irgend eines Kaufmannsguts bedarf, so erhole er sich Rath's bei Perrin, möchte er den Bildungsstand der Jugend in den verschiedenen Schulen erforschen, so versammle er Bonin, Reich und Schmitt um sich, wird er hungrig, so bitte er Harlfinger um die beste und nöthigste Speise, um Brod. Ist ihm aber das schmackhafte Grahambrod zu rauh für seinen verwöhnten Gaumen, so eile er zu Döttinger und lasse sich von ihm mit Delikatessen speisen. Hat er sich damit den Magen verdorben, so fahre er nach Mannheim und frage Dr. Herth um Rath, und kehrt ihm Gesundheit und Kraft zu seinem Beruf zurück, so daß er ein eigenes Haus gründet, so kann Deimling ihn mit Tapeten versorgen, ebenso die andern Kaufleute mit den übrigen nöthigen Dingen.

Entleidet ihm aber das Leben in der alten Welt, so mag er in Amerika den Pastor Leutwein aufsuchen, wohin ihm für die Überfahrt Paul Schweicker, Chef der Buchdruckerei der Methodisten in Bremen, gewiß mit Rath und That zur Hand geht. Geht es

ihm aber wie Heine, dem es graute vor einem Land, wo die Leute Tobak kauen, wo sie ohne König kegeln, wo sie Spucknapf speien, so mag er eine friedlichere Heimath suchen im schönen Kapland, wo er bei Joubert gewiß eine gastliche Aufnahme findet. Sollte ihn aber der böse Durst nach Gold erfüllen, so eile er nach Australien, in dessen Wildnissen er vielleicht dem Thomas Ireland begegnet, von dem man seit seiner Abreise nach Australien keine Nachricht mehr hat.

Wenn ihn aber das Leben unter Goldgräbern, wie zu vermuthen ist, entleidet und er sich wieder in die Städte der Menschen sehnt, so fahre er in einem Schiff in das menschenreiche China und suche in den volkreichen Straßen Kantons den Immanuel Genähr zu begegnen, dessen Angehörige ihn in die chinesische Lebensweise einführen werden. Ergreift ihn aber das Heimweh nach Europa, so nehme er einen Platz auf dem französischen Postschiff, das von Kanton nach Suez fährt, auf welchem er als Schiffsarzt Dr. Theodor Bauer aus Mühlhausen trifft, der sieben Jahre lang auf dem Salon war und sich seiner in gesunden und kranken Tagen eifrig annehmen wird und ihm eine Empfehlung geben kann an seinen Bruder Gustav in Alexandrien, der ihm vollends zur Überfahrt nach Europa behülflich sein kann.

So kann ein Saloner getrost in die weite Welt reisen, denn in keinem Erdtheil wird er der Freunde ermangeln, die je und je von ihrem Wohnplatz, Schicksal und Beschäftigung ihm in der Salonia Nachricht geben, daß er sie finden kann²⁰⁸.

Einmal erfahren wir auch etwas über die Probleme die auftraten, wenn ein Zögling des Salons auf einer staatlichen Schule nach nur kurzer Verweilzeit sein Abitur abzulegen hatte. Es schreibt van Breda: Ich kann Ihnen hiermit die freudige Nachricht mittheilen, daß ich die Prüfung glücklich bestanden habe. Gestern morgen wurden Weismann und ich noch mündlich geprüft und zwar beinahe dreimal so lang als die Schüler der hiesigen Anstalt. Die Professoren haben es uns so schwer als möglich gemacht, und wenn ich nicht in der schriftlichen Prüfung in mehreren Fächern, wie im Lateinischen, Deutschen und in der Religion die erste Note herausgeschlagen hätte, so wäre es eine große Frage, ob sie mich durchgelassen hätten²⁰⁹.

Ab Ende 1870 rückten die Redakteure auch Geistreiche Übersetzungen und Aussprüche von Salonern in alter und neuer Zeit ein, so zum Beispiel am 29. Oktober 1871:

Eine lateinische Stelle heißt: *Classis Romanorum incolumis una tantum perforata navi in portum reducta est.* Ein Saloner übersetzte: Die römische Flotte kehrte auf nur einem durchbohrten Schiff unversehrt in den Hafen zurück. Livius XXII, 6: Hannibal Romanos cum singulis vestimentis abire passus est, wollte ein Saloner verdeutschten: Hannibal ließ die Römer in Unterhosen abziehen.

Eine immer wiederkehrende Spalte, die den größten Teil des Inhalts der Wochenschrift ausmacht, sind die Berichte von Ausflügen und Wanderungen. Bei solchen Unternehmungen nutzte man jetzt im Gegensatz zu den früheren Jahren das immer dichter zusammenwachsende Eisenbahnnetz. Auch trug man kein Zelt mehr mit sich, sondern übernachtete in Bauernhöfen oder einfachen Gaststätten. Als Beispiel für eine solche Exkursion nehmen wir die Reise vom Salon nach Venedig, wie sie in Fortsetzungen ab Heft 12/1868 veröffentlicht ist.

Zehn Zöglinge unter der Führung von Inspektor Wilhelm Paulus, genannt Helm, brachen am 2. August 1862 um drei Uhr morgens vom Salon auf. Im Eilmarsch ging es nach Cannstatt, von dort mit der Eisenbahn nach Friedrichshafen, mit dem Schiff nach Bregenz, dann zu Fuß über den Arlberg nach Tirol. Man erstieg den Tschürgant bei Imst. Durch das Ötztal und über das Timmelsjoch gelangte man nach Meran.

Da die Zeit der Traubenkur noch nicht begonnen hatte, so fanden wir im Gasthof zum Kreuz, dem Absteigequartier der Landgeistlichen, Raum genug zur Herberge und sorgsame Verpflegung. Auch ließen's sich nun die Meisten wohl sein und schwelgten in

den Genüssen dieses gesegneten Klimas. Abends, als die Hitze sich gemäßigt hatte, wurde ein Spaziergang auf Schloß Tyrol gemacht, von wo die Stadt mit ihrer lieblichen Umgebung, dem reich angebauten Thalboden, den die Etsch durchströmt, und den von Weingärten bedeckten, mit »Sommerfrischen« hoch hinauf besäten, röthlichen Porphyrbergen im Schein der sinkenden Sonne und im duftigen Glanze des Abendrothes, dem Auge allen ihren Zauber entfaltet.

Indeß, wenn schon in alten Zeiten manches deutsche Heer, das von den Reizen des Südens gelockt, aus dem rauhen Norden in die üppigen Thäler und Ebenen jenseits der Alpen hinabgezogen war, die ungewohnten Genüsse theuer gebüßt hat, so sollten auch wir einigermaßen die Tücke erfahren, die dem harmlosen Fremdling in dem hier beginnenden Welschland drohen.

Arglos hatte einer aus unserer Schaar die Gelegenheit wahrgenommen, auf dem Obstmarkt sich von den besehenden Mühsalen und Entbehrungen in schonungslosem Genuß der in reichem Maße vorhandenen köstlichen Birnen, Trauben, Pflaumen, Pfirsiche und so weiter zu erholen. Ihn ereilte nun die Nemesis in Gestalt eines jähen Kolikanfalles, als wir uns eben zur Ruhe begeben hatten. Heißer Thee und warme Umschläge brachten dem Armen lange keine Linderung, sodaß ich endlich um Mitternacht einen Arzt rufen ließ. Dieses Mittel wirkte; dem Sohn Äskulaps räumte der tückische Feind schleunig das Feld: Als der Arzt um ein Uhr ankam, war der Patient schon in so festen Schlaf versunken, daß jener mit wohlfeil erworbenen Trophäen die unterbrochene Nachtruhe wieder aufsuchte²¹⁰.

Auf Leiterwagen fuhr man weiter nach Bozen. Von dort nutzte man die Eisenbahn zur Fahrt nach Rovereto. Weiter ging es zu Fuß an den Gardasee, den man mit dem Schiff von Nord nach Süd überquerte. Ursprünglich war Verona das vorgesehene Endziel dieser Fahrt. Man erreichte es am 17. August 1862. Sprachprobleme gab es in diesem italienischen Teil der österreichischen k.u.k. Monarchie kaum. Man fand immer entweder deutschsprechende Beamte oder Soldaten, die weiterhalfen.

Ein Korporal, der mit uns im gleichen Wagen saß, bot uns an, uns in Verona ein deutsches Gasthaus zu zeigen, und begleitete uns dann auf allen unseren Gängen in der Stadt, und zwar zuerst, nachdem wir im Gasthaus zum »goldenen Löwen«, dessen Inhaber aus Botzen gebürtig, reichlich denjenigen Umfang des Körpers besaß, der zum ächten Wirtshaustyp gehört, uns an Speise und Trank erquickt hatten, in seine Kaserne, woselbst er sofort etliche Ungarn, Kroaten, Slovaken und andere Proben der österreichischen Völkerkarte herbeikommandierte, die zwar kein Wort Deutsch verstanden (außer dem Kommando), aber unsere sehr zerrissenen Stiefel, Hosen und Röcke in kurzer Zeit wieder in tragbaren Stand setzten²¹¹ ...

Am freudigsten aber war unser Herz gestimmt durch eine in der ... Nacht gemachte Entdeckung und einen daraufhin gefaßten Entschluß. Der Wirth zum goldenen Löwen hatte mir eine stattliche, polirte Bettlade angewiesen in einem mit Marmor gepflasterten Gemach: und schon umfing mich der erste, sanfte Schlummer, als ich, durch tausend Stiche am Hals und andern weicheren Stellen der Haut aufgeweckt, auffuhr und Licht machte, und mit Schrecken eine Legion kleiner rother, blutdürstiger Geschöpfe entdeckte, die wie die Pygmäen einst über den ruhenden Herakles, über mich hergefallen waren.

Eilig verließ ich die schöne Bettlade, deren Holzwände ich als den Bergungsort der Unthiere ansah und bettete mich auf den Steinboden, wädhend, hier vor ihren Angriffen sicher zu sein; aber der Feind hatte bald meine neue Lagerstatt erspäht und ließ mich auch dort zu keinem Schlaf kommen. So stand ich auf, kleidete mich an und besann mich auf einen nützlichen Zeitvertreib.

Da kam es mir in den Sinn, einen Kasensturz zu halten und den Bestand unserer

Reisebaarschaft zu erforschen. Diese war so berechnet, daß Verona das Ziel sein und von da der Rückweg angetreten werden sollte. Von Anfang an hatten aber unsere Gedanken dieses Ziel überflogen und ihren Flug »bis zur Adria« ausgedehnt. Nun stellte sich heraus, daß wir noch bei weitem nicht die Hälfte unseres Schatzes aufgewendet hatten, und daß bei sparsamer Lebensweise auch Venedig noch zu erreichen war. Vorsichtshalber wurde noch am folgenden Tag ein Reservefonds poste restante nach Trient bestellt und kühn der Weg nach der Lagunenstadt angetreten²¹².

Man fuhr mit der Eisenbahn nach Vicenza weiter. Dort genoß man den Sonnenaufgang auf dem Monte Berico. Aber auf dem Weg zum Bahnhof geriet man mitten in den Obstmarkt und schwelgte so in dessen Genüssen, daß man den Zug nach Venedig verfehlte. So konnte man sich für eine ausführliche Stadtbesichtigung Zeit nehmen und sich an Palladio's Architektur ergötzen. Abends kam man dann in Venedig an. Dort übernachtete man in einem von dem Gastwirt in Verona empfohlenen Hotel in der Nähe des Uhrenturms.

Zwei Tage blieb man in der Lagunenstadt. Dann ging es an die Rückfahrt. Wie glücklich war man, als man in Trient das angeforderte Geld auf der Post vorfand! Venedig war schon damals eine teure Stadt gewesen. Von Trient aus fuhr man noch am gleichen Tag mit der Eisenbahn bis Bozen. Am 28. August 1862 brach man von dort zu einer Wanderung über den Schlern und die Seißer Alm ins Grödner Tal auf. In Sterzing stieg man wieder in einen Zug ein, der die Saloner über München nach Hause brachte. Am 30. August 1862 traf man auf dem Salon ein²¹³.

Berichte dieser Art finden sich in der Schüler-Zeitschrift immer wieder. So wird im Jahrgang 1869 über eine Exkursion nach Mailand berichtet, die im September 1864 stattgefunden hatte. Da es noch keine Eisenbahn über den Gotthard gab, überquerte man die Alpen über die Via Mala zu Fuß.

Aber der Weg zur Via mala wurde uns sauer. Es wurde heiß. Der Weg war staubig und viele begannen an den Füßen zu leiden. Diese tröstete Herr Immanuel²¹⁴, der selbst auch von seinen neuen, noch nicht genügend eingelaufenen Schuhen bei jedem Tritt übel gequält wurde, mit der Aussicht auf das nahe Italien, das Land der Oliven, wo einst Hannibal seine ganze Armee sich mit Öl einreiben ließ, wo also auch Öl zum Einreiben der leidenden Füße in Menge sich finden werde²¹⁵.

Über den Lago Maggiore erreichte man Mailand, um über das Veltlin und den Fernpaß nach Hause zurückzukehren.

Aber nicht nur Berichte dieser Art enthält dieses Blatt. In die Welt der Technik führt ein Beitrag der Ausgabe Nr. 6 des 11. Jahrgangs vom 17. Februar 1878: Schon in einer früheren Ausgabe habe man über das neu erfundene Telefon berichtet. *Seitdem haben die Saloner Gelegenheit gehabt, durch eigene Erfahrung die Beschaffenheit der neuen Erfindung kennen zu lernen, indem Herr Christoph aus Berlin ein Telephon kommen ließ, die Verbindungsdrähte legte, und so eine Unterredung ermöglichte zwischen zwei Personen, deren eine in Herrn Christophs Zimmer neben dem Speisaal, die andere in der grünen Stube neben dem Betsaal sich befindet. Man hört, wenn es sonst stille ist im Zimmer, die Worte, muß aber scharf aufmerken, wenn man alles richtig verstehen will, und so hat die Erfindung keineswegs all den Hoffnungen und Erwartungen entsprochen, die man von ihr hegte, und die die begeisterten Lobpreiser des Telephons aussprachen. Immerhin ist es aber eine schöne Erfindung und kann bei größerer Vervollkommnung schon noch etwas leisten und eine größere Bedeutung erlangen. Doch das wird die Zukunft zeigen, die uns jetzt noch verborgen ist.*

Zusammenfassend ist festzustellen, daß es den Redakteuren der Hauszeitschrift gelungen war, ein Wochenblatt herauszugeben, das interessanten Lesestoff bot und auch dem Geist, der in der Schule herrschte, ein gutes Zeugnis ausstellte. Die Lehrer waren

noch jung, dem Scherz nicht abgeneigt und nahmen entsprechende Anspielungen in der Hauszeitschrift nicht übel. So stellte sich für die Abonnenten außerhalb der Anstalt, die Schule als eine lebensfrohe, geistig hochstehende Einrichtung dar, der man getrost seine Söhne anvertrauen konnte.

Die letzten Jahre

Am 2. Januar 1870 starb Institutsdirektor »Apotheker« Wilhelm Paulus auf dem Salon²¹⁶. Er liegt auf dem Alten Friedhof in Korntal begraben, den er vor Jahren durch eine Grundstücks-Schenkung hatte erweitern lassen²¹⁷.

Die Leitung der Anstalt übernahm sein ältester Sohn Wilhelm, genannt Helm. Er führte jetzt zusätzlich zu seinen bisherigen Aufgaben auch den gesamten Schriftverkehr mit Behörden und Eltern der Zöglinge. Sein jüngster Bruder Christoph, genannt Sto, verwaltete das Geld. Er kümmerte sich zusätzlich zu seinen Unterrichtsstunden jetzt um die pünktliche Entrichtung des Schulgeldes für die Zöglinge, um die Bezahlung der Löhne für die Knechte und Mägde, des Gehalts für die angestellten Lehrer und der Steuern. Ferner oblag ihm die Auszahlung des Taschengeldes an die Zöglinge, die Finanzierung des Lebensunterhaltes und von Neuanschaffungen, zum Beispiel für beschädigtes Schulinventar. Die Angehörigen der Besitzerfamilie erhielten nach wie vor keine festen Bezüge, sondern nahmen bei Bedarf Mittel aus der Kasse. Ihre Aufwendungen für Kleidung, Bücher und anderen Lebensbedarf wurden ebenfalls von ihm beglichen.

Den Haushalt leitete die Ehefrau des Verstorbenen Friederike Karoline geborene Hoffmann, eine Tochter des Korntalgründers, die in zweiter Ehe angetraut war. Ihre Tochter Maria, genannt Ma, die mit dem angestellten Lehrer Adolf Schauffler verheiratet war, war für die Leitung des Küchenbetriebs zuständig. Die eigentliche Arbeit wurde von Mägden durchgeführt²¹⁸.

Der Unterrichtsbetrieb lief nach dem Todesfall ungeändert weiter. Die jeweils von Helm nach dem Kurssystem aufgestellten Stundenpläne wurde in der »Salonia« veröffentlicht. Als er einmal zu Schuljahresbeginn erkrankte, war keiner der anderen Lehrer in der Lage einen neuen zu entwerfen. Man wartete seine Gesundung ab und fuhr vorläufig mit dem Plan des letzten Schuljahrs weiter.

Die ersten Jahre des zweiten deutschen Kaiserreiches brachten für Württemberg eine Teuerung. So mußte die Abonnementsgebühr für die Hauszeitschrift mit dem fünften Jahrgang 1872 von 9 auf 12 Kreuzer monatlich erhöht werden. Man versuchte diese bittere Pille durch folgende Annonce zu versüßen:

Wie alles im neuen deutschen Reich theurer geworden ist, als im alten deutschen Bund traurigen Andenkens, da jedes Gut einen höheren Werth hat, wenn man es nicht in einem kleinen und verachteten, sondern in einem großen, mächtigen und geachteten Staate genießt, so hat auch die Salonia einen kleinen Aufschlag erfahren, der allen Lesern gewiß schon darum willkommen ist, weil er, so klein er ist, sie doch alle Sonntag an das Glück erinnert, das uns zu Theil ward, indem wir die Vereinigung Deutschlands erleben und schauen dürfen, nach der unsere Väter sich gesehnt²¹⁹.

Aber auch in der Zukunft mußte der Bezug der Hauszeitschrift mehrere Male verteuert werden. Ab 5. Oktober 1873 betrug der monatliche Abonnementspreis 16 Kreuzer²²⁰. Mit der Umstellung auf die neue Deutsche Währung und die Einführung der Reichsmark als gesetzliches Zahlungsmittel wurde er ab 1. Januar 1874 auf 17,5 Kreuzer erhöht. Umgerechnet in die neue Währung waren das 50 Pfennig²²¹. Dieser Bezugspreis konnte bis zur letzten erhaltenen Nummer beibehalten werden.

Mit Beginn des Wintersemesters 1872/73 wurde am 1. Oktober 1872 das Kurssystem aufgegeben²²². Wohl in Anpassung an die allgemein im deutschen Schulwesen eingeführte Unterteilung ging man auf Jahrgangsklassen über. Die unterste Klasse wurde Sexta, die oberste Prima genannt. Die in anderen Schulen übliche Unterteilung in eine Unter- und Oberprima lohnte sich offensichtlich nicht, da die meisten Zöglinge jetzt das letzte Jahr vor Ablegung der Reifeprüfung auf eine staatliche Schule überwechselten, um den geforderten Prüfungsstoff leichter erlernen zu können²²³.

Am 23. Oktober 1873 heiratete Immanuel Paulus, genannt Döte, die Pfarrerstochter Rosa geborene Remppis (1846–1922). Über dieses Ereignis berichtet die »Salonia« wie folgt:

Einladung

Zu meiner am 23. Oktober stattfindenden Hochzeit sind selbstverständlich alle Saloner freundlichst eingeladen. Leider gestatten es die Räume der Küche und des Speisesaals nicht, alle Gäste zur Mahlzeit an Einem Orte zu vereinigen, sondern es muß etwa für die Hälfte derselben das Essen auswärts bereitet und gehalten werden. Denn zu den 90 Gliedern der Anstalt kommen etwa 60 fremde Gäste. Für die letzteren, wie für die Familienangehörigen wird daher das Hochzeitessen hier im Salon stattfinden. Dagegen wird die Schaar der Zöglinge, die ja alle Tage das Vergnügen hat im Speisesaal zu essen, nach der Trauung, die um 11 Uhr stattfindet, zu einem Spaziergang etwa nach Cannstatt oder, wenn dies die Witterung nicht gestatten sollte, nach Kornwestheim eingeladen, um hier das Hochzeitmahl zu halten. Junge Füße werden den Marsch nicht scheuen, und dieser hoffentlich den guten Appetit nicht vermindern, den ich jedermann an diesem Tage wünsche.

*Dr. I. Paulus*²²⁴

Als gut erzogene Kinder bedankten sich die Zöglinge schon in der auf die Feier folgenden Nummer der Hauszeitschrift am 26. Oktober 1873 mit den besten Wünschen für das junge Ehepaar in Form eines Inserates. In der darauf folgenden Nummer schilderte ein Teilnehmer die Erlebnisse der Schüler:

Auf die freundliche Einladung des Herrn Doktor Immanuel versammelten sich am Donnerstag den 23. Oktober nach der Trauung die gesammten Saloner, um den Marsch nach Kornwestheim in den Schwanen anzutreten. Der Appetit war groß, die Erwartungen noch größer, darum ging's gar schnell die Allee nach Kornwestheim hinunter, so daß die die Expedition leitenden Führer Herr Wilhelm²²⁵, Herr Butz und Herr Bagster noch weit zurück waren, als der Vortrab der Saloner schon am Ende der Allee wartete. Endlich setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und nachdem man durch Staubwolken, die der blasende Südwestwind aufwirbelte, glücklich durchgekommen war, langte man auch endlich im Schwanen an.

Nach kurzer Frist begann das Essen, welchem alle Ehre widerfuhr. Den ersten Toast brachte dabei Hahn: Auf das Wohl des neuen Paares ein dreifaches Hurrah, in das alle mit Begeisterung einfielen. Den zweiten Toast brachte Herr Wilhelm auf das Wohl der Redaktion der Salonia. Aber schon hatte die Begeisterung der Saloner einen bedenklichen Grad erreicht, und als Fermaud den dritten Toast auf das Wohl Herrn Wilhelm's getrunken, da durchbrach die Begeisterung das Maaß der Landesüblichkeit, sodaß Herr Wilhelm sich zu einer kleinen Rede in folgendem Sinne veranlaßt sah: »Er danke zwar vielmal für die ihm widerfahrene Ehre, werde sich aber wohl hüten, noch einen Toast auszubringen, da sonst die Geschichte aus Rand und Band zu gehen drohe.« Jetzt ertönte zwar kein Hoch, kein Hurrah, aber dafür ein desto lauterer »Bravo! Bravo!« und einige klatschten so stark mit den Händen, daß sie's eine halbe Stunde nachher noch spürten.

Endlich brach man auf. Aber bei der Heimkehr zeigte sich der Spuk des Schwanen-

wirthshauses in den ungewöhnlichen Thaten einzelner Saloner. Selbst der Däumling Jockele belustigte sich mit graziösen Bocksprüngen, wurde aber endlich so müde, daß ihn Fermaud auf den Rücken nahm und vollends heimtrug. Vor dem Salon wurde Halt gemacht und lange berathen, was man für ein Lied singen solle. Endlich wurde der löbliche und richtige Entschluß gefaßt, keines zu singen. So marschirte man ohne Sang und Klang vollends in den Salon hinein, was auch naturgemäßer ist, denn wenn man von einem Hochzeitsschmauße kommt, hat man ja gewöhnlich die traurige Aussicht, lange keinen solchen mehr zu erleben.

Als aber nachher Herr Dr. Immanuel mit seiner Frau sich zeigte, da konnten sich die Saloner nicht enthalten, dem neuen Paare zu gratulieren und zu danken, und Fermaud brachte ihm schließlich noch ein dreifaches Hoch.

Döte bezog mit seiner jungen Frau eine eigene Wohnung innerhalb der Salongebäude. Seine Frau Rosa übernahm die Überwachung des Wegbringens der Wäsche der Zöglinge durch die Mägde zu einer Wäscherei und der Austeilung nach erfolgter Reinigung. Dadurch wurde die Witwe des ehemaligen Leiters der Schule entlastet. Die junge Frau selbst scheint aber mit dieser Arbeit nicht besonders glücklich gewesen zu sein. Vor ihrer Ehe hatte sie ihrem verwitweten Vater den Haushalt in seinem Pfarrhaus geführt. Das war entschieden geruhsamer gewesen. Im übernächsten Jahr wurde sie zum ersten Male Mutter. Sie brachte auf dem Salon von ihren zehn Kinder drei auf die Welt²²⁶. So war es ganz natürlich, daß Döte und seine Frau sich etwas vom Schulbetrieb absonderten.

Im übrigen mußten jetzt die finanziellen Ansprüche der Besitzer neu geregelt werden, weil auch Sto am 9. April 1874 seine Base Karoline (1851–1919) heiratete²²⁶ und sich ebenfalls vom Anstaltsbetrieb in seiner freien Zeit ferner hielt. Jeder der vier Söhne/Schwäger des verstorbenen ehemaligen Korntaler Apothekers erhielt jährlich 1000 Reichsmark ausbezahlt. Jeder der mitarbeitenden Ehefrauen wurde jährlich 500 Mark Gehalt zuerkannt. Außerdem wurde für jedes Kind ein »Kindergeld« von jährlich 100 Reichsmark ausbezahlt. Wohnen, Essen, Licht, Heizung, Bekleidung einschließlich der Schuhe und Bücher wurden auf die Anstaltskasse übernommen. Die Besoldung konnte also ganz für persönliche Ausgaben wie Rauchen, Theaterbesuche oder private Wanderungen ausgegeben werden. Döte erhielt wegen seiner drei Kinder am Ende der Salonzeit jährlich 1800 Reichsmark und damit einen Gehalt, wie er ihn nach seinen eigenen Erinnerungen später nie mehr erreichte²²⁷.

Ein Zeugnis über die letzte Zeit der Schule besitzen wir in den Erinnerungen von Ludwig Schneller, einem Sohn des Gründers des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem. Er besuchte im Schuljahr 1873/74 die Oberstufe der Anstalt. Er schreibt:

Noch heute wird mir das Herz warm, wenn ich an diese Lehrer denke. ... Allen diesen Lehrern muß ich nachrühmen, daß sie uns in jeder Weise anständig behandelten, wie es unter gebildeten Menschen üblich ist. Schimpfworte wurden nie gehört. Ach, ich habe in meinem späteren Leben neben vielen ganz ausgezeichneten Männern, auch unter klassisch gebildeten Lehrern so manchen kennen gelernt, der durch beißenden Spott und Hohn vergiftend auf die anvertrauten jugendlichen Gemüther wirkte, den Ton in seiner Klasse durch gemeine Schimpfwörter zum Gassenton machte, den wehrlos dasitzenden Schülern das Leben verbitterte und vergällte, gebildete Menschen heranziehen sollte und sich selbst benahm wie ein Rüpel, daß ich mich glücklich schätzte, unter meinen eigenen Lehrern nie solche Jugendverderber gehabt zu haben. Zu den allerbesten gehörten aber meine Lehrer auf dem Salon.

Der Lehrer, dem ich selbst am nächsten trat, und den ich am meisten verehrte, war der Leiter des Ganzen, der Philologe Inspektor Wilhem Paulus, »Spackl« genannt. Er hatte ein blaßes Gesicht, schwarzen Bart und herzugewinnende Augen. Er bedurfte, um

uns zu lenken, nie eines anderen Mittels als des bloßen Wortes. Gerade weil wir alle so große Hochachtung vor ihm hatten, war ein Schlag seiner Zunge, der das Herz traf, wirksamer als viele Prügel.

Schön waren seine Literaturstunden. Keiner meiner späteren Lehrer hat in mir eine solche Begeisterung für unsere großen Dichter geweckt wie er. Er hatte keine helle Stimme, sie war meistens etwas belegt. Aber wie viel wahre und tiefe Empfindung



Bild 16: Wilhelm Paulus, genannt Helm und seine Ehefrau Anna, geborene Hoffmann

Photographie im Besitz des Verfassers

Helm wurde am 2. Dezember 1835 in Korntal geboren. Nach Studium der Theologie an der Universität Tübingen, zunächst Lehrer, später Inspektor der Wissenschaftlichen Bildungsanstalt auf dem Salon. Nach Auflösung des Salons 1879 Professor für alte Sprachen am Gymnasium zu Heilbronn, 1880 in der Klosterschule Maulbronn. Wegen Netzhautablösung fast erblindet, wechselte er zum Pfarrer in Isingen. Gestorben in Isingen am 21. März 1894.

Anna ist am 7. August 1855 als Tochter des Oberhofpredigers und Generalsuperintendenten Wilhelm Hoffmann in Berlin geboren. Sie heiratete am 11. Oktober 1879 in Ludwigsburg. Gestorben am 7. Mai 1919 in Korntal.

Quelle: Familienbuch S. 85, 86 und 170.

konnte darin liegen, wenn er uns die schönsten Stellen aus Schillers Dramen vorlas! Noch heute kann ich gewisse Stellen aus der Jungfrau von Orleans nicht lesen, ohne seine Stimme dabei zu hören. An heißen Tagen zog er in der Literaturstunde mit uns in den nahen Wald. Da lagerten wir uns in Gruppen ins weiche Moos und lasen im Schatten der Bäume mit verteilten Rollen. Wie anders wirkte der Genius Schillers im rauschenden Hochwald auf uns, als drinnen auf den hölzernen Bänken! Ließ sich aber einer verleiden, dank der größeren Ungebundenheit im Walde Dummheiten zu machen, dann hieß es sofort: »Marsch, in die Schule!« Eine andere Strafe gab es nicht. Aber wir besorgten dem Sünder die nötigen Ermahnungen schon selbst mit kräftigen Reden und Puffen.

Es rumorten damals in mir mancherlei Lebensfragen, Glaubensfragen, religiöse Zweifel. Darüber äußern sich junge Leute in diesem Alter gewöhnlich nicht viel gegen Ältere, sondern verarbeiten es still in sich selbst. Wenn ich es aber doch einige Male wagte, den Inspektor deshalb um Rat zu fragen, wie gütig, ja väterlich ging er darauf ein. ...

Unter anderem erinnere ich mich, welchen Eindruck es auf mich machte, daß gerade zu jener Zeit David Friedrich Strauß in seiner Vaterstadt Ludwigsburg starb. ... An diesem Sterbebette hatte die Hoffnung des ewigen Lebens nicht mehr gestanden. Der Tod war ihm nach seinen eigenen Worten nur:

Ein Verglimmen,
Wie ein Licht verglimmt,
Ein in der Luft Verschwimmen,
Wie ein Ton verschwimmt.

Mir, der ich von Kind auf ein seliges Sterben im Glauben an Jesus als das wichtigste Ziel des Erdenlebens anzusehen gelernt hatte, war der Gedanke an ein so trostloses Ende schrecklich. Es war genau zur Zeit der Beerdigung, am Nachmittage eines klaren Frosttages, als ich zwischen tief verschneiten Feldern mit dem Inspektor auf der Straße nach Kornwestheim ging und ihm meine Gedanken äußerte. Erschüttert fragte ich, ob sich Strauß nicht vielleicht doch vor dem Sterben noch an das Erbarmen Gottes gewendet habe. Da machte es mir doch einen tiefen Eindruck, als er mir milde, aber mit tiefem Ernst erwiderte: »Wer einmal so weit gegangen ist wie Strauß, der kann auch auf dem Sterbebette nicht mehr zurück. Es gibt eben auch ein Zuspät!«

Unser Inspektor hatte eine reizende Art, einen braven Schüler zu ermutigen, wenn er sah, daß er sich Mühe gab und Tüchtiges leistete. Es gibt ja Lehrer, die es für eine besondere Erziehungsweisheit halten, niemals zu loben. ... Aber das verstand unser Inspektor, zu loben, ohne durch das Lob eitel zu machen. Er lobte daher selten vor versammelter Klasse. Er wartete lieber eine Gelegenheit ab, wo er mit dem betreffenden Schüler allein war. Und auch dann tat er es nur mit ein paar wenigen Worten, indem er ihn mit seinen gütigen Augen freundlich und aufmunternd ansah. Darin lag keine Gefahr des Eitelwerdens, wohl aber eine wahre innere Freude am guten Gelingen und ein Antrieb, seine Sache noch immer besser zu machen. ...

Eine ganz andere Natur als der Inspektor war sein Bruder Immanuel Paulus, »Mabli« genannt. ... Immanuel Paulus war ein fruchtbarer und viel gelesener Schriftsteller und Dichter²³⁸. Mit dem Ernste des frommen Christen und dem beweglichen Gemüte des Dichters verband er eine gute Zugabe von Schalkheit, die ihn uns besonders lieb machte. Scherz und Frohsinn sind ja immer goldene Schlüssel zu den Herzen der Jugend. Er liebte es, seine Lehren in knappe Sprichwörter zu fassen, zum Beispiel: Der Himmel ist hoch, aber wer hinein will, muß sich bücken; wer des morgens Gott nicht dient, der dient abends dem Teufel; Gott hilft dem Schiffer, aber rudern muß er selbst.

Mabli wußte sich bei uns in den Geruch eines Mannes zu bringen, der alles weiß. Es

war manchmal unbegreiflich, wie er hinter alles kam. Legten wir uns im Schlaflsaal still zu Bette und schliefen ein, so erschien er niemals. Wußten wir ihn aber einmal im anderen Hause und lieferten einander eine richtige Kopfkissenschlacht, daß alle zwanzig Kissen im Saale nur so flogen, da öffnete sich unfehlbar plötzlich die Tür und Mabli trat herein. Wenn es dann auch wie mit einem Zauberschlage still wurde und jeder mit tiefen Atemzügen dalag, die aufgewühlten Betten und die herumliegenden Kopfkissen redeten doch eine zu deutliche Sprache. Wir mußten alle heraus, uns in Nachthemdparade aufstellen, und erhielten mit Armersündemiene unsere wohlverdiente Strafpredigt. Aber



Bild 17: Hochzeitsbild Dr. Immanuel Paulus, genannt Döte und Rosa, geborene Remppis

Photographie im Besitz des Verfassers

Immanuel geboren am 10. Juni 1836 in Korntal. Nach Studium der Theologie an der Universität Tübingen Lehrer und später Mitinhaber der Wissenschaftlichen Bildungsanstalt auf dem Salon. Nach dessen Auflösung Pfarrer in Cleversulzbach, Botenheim, Botnang und Kilchberg. Gestorben als Pensionär am 10. Februar 1914 in Eßlingen
Rosa geboren als Tochter eines Pfarrers in Schwenningen am 7. Dezember 1846. Geheiratet am 23. Oktober 1873 auf dem Salon. Gestorben am 21. Mai 1922 in Pforzheim.

Quelle: Familienbuch S. 171.

übelgenommen hat er uns solche kleine Streiche nie. Er hat vielleicht draußen selbst herzlich darüber gelacht. Scharf wurde er nur, wenn er auf wirklich schlechte Dinge traf. Da war nicht mit ihm zu spaßen.

Einmal kam es vor, daß die Weinflaschen im Keller auffallend schnell leer wurden. In der eigenen Familie der Lehrer wurde lange nicht so viel getrunken, um den Schwund zu rechtfertigen. Es konnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Es wurde untersucht, gefragt, Männlein und Fräulein verhört, niemand wußte etwas. Spackl, Mabli, Scto und Gich, alle standen vor einem Rätsel. Das Bewußtsein, einen Dieb im Hause zu haben, begann den Lehrern unheimlich zu werden.

Da war eines Abends alles zur Andacht in der Hauskapelle versammelt. Mabli hielt die Andacht. Er hatte eine starke Stimme und die Gabe eines dramatischen Vortrags. Dieser kam heute abend ganz besonders zur Geltung, als er mit packender Lebendigkeit den Text aus Jesaja 28 vorlas: »Gebeut hin, gebeut her! Gebeut hin, gebeut her! Harre hie, harre da! Harre hie, harre da! Hier ein wenig, da ein wenig!«

Da erhob sich mitten in der Vorlesung eines der Dienstmädchen und wankte leichenblaß hinaus. Mabli streifte sie nur mit einem kurzen, aber grimmigen Blick und las weiter. Wieder nach drei Versen wiederholten sich die Worte: »Gebeut hin, gebeut her! Gebeut hin, gebeut her! Harre hie, harre da! Harre hie, harre da! Hier ein wenig, da ein wenig!«

Da stand auf einmal auch ein Primaner auf und wankte gleichfalls ganz blaß zur Tür hinaus. Jetzt war es aber um die Andacht des guten Mabli geschehen. Mit Siebenmeilentiefeln eilte er zum Vaterunser und stürzte dann hinaus, den beiden Flüchtlingen nach. Aber, o bejammernswerter Anblick, der sich nun den mitleidigen Blicken der ganzen aus dem Andachtsaale herausströmenden Hausgemeinde darbot! Da standen die beiden Sünder, sie in einer Ecke, er in einer Ecke, und gaben im Zustande schlimmster Seerkrankheit vor versammeltem Volke ihre gesammelten Werke heraus.

Mabli stand mit grausamen Lächeln da und ließ sie erst ruhig zu Ende würgen. Was hatte er getan? Er hatte im Keller in die vordersten Flaschen ein Brechmittel gemischt, und die Weindiebe waren ahnungslos in die Falle gegangen. Als sie wieder zu Atem gekommen waren, standen sie da wie ertappte Verbrecher. Ein Leugnen angesichts so greifbarer Beweise war nicht mehr möglich. Mit Schimpf und Schande mußten sie gleich am andern Morgen ihre Bündel schnüren. Aber alles Volk staunte wieder über die salomonische Weisheit des Herrn Immanuel Paulus, und von nun an hieß es erst recht: »Ja, ja, der Mabli kriegt alles heraus!«²²⁹

Das Ende der Schule bahnte sich in diesen Jahren allmählich an. Wieder waren die leitenden Lehrer wie vor zwanzig Jahren in ein Lebensalter gekommen, in dem sie nicht mehr gleichberechtigt mit ihren jugendlichen Zöglingen auf vertrautem Fuß leben konnten. Außerdem brachte das neue Kaiserreich Änderungen für die Schulform. Ab dem Wintersemester 1872/73 führte man das System der Jahrgangsklassen ein²³⁰. Damit war das Kursystem abgeschafft, auf dem die ganze Erziehungsmethodik und damit der Erfolg der Anstalt beruht hatte. Mit dem Schuljahr 1876/77 stellte man die Oberstufe ganz ein. Die Nachfrage nach ihr hatte stark nachgelassen, weil man sie jetzt möglichst in derjenigen Schule ableistete, in der man das neu eingeführte Abitur ablegte. So lohnte es sich nicht mehr, gerade für diesen Zweig der Schule besonders gute und damit teure Lehrer anzustellen²³¹.

Durch diese Maßnahme konnte die Zahl der Lehrer reduziert werden. Schon vorher, nachdem sich diese Entwicklung abzuzeichnen begann, hatten Adolf Schaufller²³² und Wilhelm Paulus, genannt Gich²³³, 1875 die Anstalt verlassen. Sie traten in den staatlichen Schuldienst über.

Die finanzielle Lage der Anstalt besserte sich nun. Man hatte zuviel Möbel und

Lectionsplan für das Wintersemester 1872/73.

	Montag & Donnerstag.	Dienstag u. Freitag.	Mittwoch u. Samstag.
8	Human. u. Realgymn. Sexta: Latein. Quinta: " Quarta: " Unter-Tertia: " Ober-Tertia: " Secunda u. Prima: " Realisten. Sexta, Quinta u. Quarta: Deutsch. Tertia u. Secunda: Franz.	Quarta: Französisch. Unter-Tertia: " Ober-Tertia: " Secunda: " Sexta u. Quinta: Hora stud. Prima: "	Humanisten. Unter-Tertia: Griech. Ober-Tertia: " Unter-Secunda: " Ob.-Secunda u. Prima: " Human., Realgymn. u. Real. Sexta u. Quinta: Schreiben. Quarta: " Tertia u. Secunda: Hora stud.
9	Human. Sexta: Lat. Quinta: " Quarta: " Unter-Tertia: " Ober-Tertia: " Sec. u. Prima: " Realisten. Sexta, Quinta u. Quarta: Französisch. Tertia u. Sec.: Geom. Zeich.	Sexta: Rechnen. Quinta: " Quarta: " Unter-Tertia: Geometrie. Ober-Tertia: " Secunda: " Prima: Latein.	Human. u. Realgymn. Sexta: Latein. Quinta: " Quarta: " Unter-Tertia: " Ober-Tertia: " Secunda u. Prima: " Realisten. Sexta, Quinta und Quarta: Deutsch. Tertia u. Secunda: Franz.
10	Quarta: Französisch. Unter-Tertia: " Ober-Tertia: " Secunda: " Sexta u. Quinta: Hora stud. Prima: Hebräisch.	Human. u. Realgymn. Sexta: Latein. Quinta: " Quarta: " Unter-Tertia: " Ober-Tertia: " Secunda u. Prima: " Realisten. Sexta, Quinta u. Quarta: Französisch. Tertia u. Secunda: Deutsch.	Human. Sexta: Latein. Quinta: " Quarta: " Unter-Tertia: " Ober-Tertia: " Secunda: " Realisten. Sexta, Quinta und Quarta: Französisch. Tertia u. Secunda: Chemie.
11	Sexta: Rechnen. Quinta: " Quarta: " Unter-Tertia: Algebra. Ober-Tertia: " Secunda: " Prima: Hora stud.	Hum. Unter-Tertia: Griech. Ober-Tertia: " Unt.-Secunda: " Ob.-Secunda: " Human., Realgymn. u. Real. Sexta u. Quinta: Schreiben. Tertia u. Secunda: " Quarta: Hora stud.	Religionsunterricht. Evangel. in 4 Abtheilungen. Kathol. in 2 "
2	Sexta u. Quinta: Zeichnen. Quarta: Hora studiorum. Human. Unt.-Tertia: Griech. Ob.-Tertia: " Unt.-Secunda: " Ob.-Secunda: " Real. u. Realgymn. Ober-Tertia: Englisch. Unt.-T. u. Sec.: Hora stud.	Sexta: Geographie. Quinta u. Quarta: " Tertia: Deutsch. Prima u. Secunda: "	Sexta: Rechnen. Unter-Tertia: " Sec. Zoologie. Prima: Franz. Prima: Hora. Secunda: Hora. Quinta: " Quinta: " Quarta u. Ob.-Tertia: Zeichnen.
3	Sexta u. Quinta: Deutsch. Quarta: " Tertia: Physik. Geogr. Sec.: Gesch. u. alte Geogr. Prima: Hora stud.	Sexta u. Quinta: Sagengesch. Quarta: Geschichte. Tertia: " Secunda: " Prima: Mathematik.	Quint. u. Quart. Sexta u. Quinta: Geom. Formenl. Nat. Gsch. Quarta: " Unt.-Tert. u. Secunda: Zeichnen. Prima: Mathematik. Ober-Tertia: Hora stud.
5	Singen: II. St. I. — IV. St. Hora studiorum.	Singen: I. St. III. u. IV. St. Hora studiorum.	Hora studiorum.
6	Unter-Tertia: Englisch. Secunda: "	Prima: Französisch. Unter-Secunda: Hebräisch.	Hora studiorum.

Druck von Greiner & Ungeheuer in Rudwigsburg.

Bild 18: Stundenplan für das erste Semester nach Einführung der Jahrgangsklassen

Wissenschaftliche Bildungs-Anstalt „Salon.“

Jahresprüfung am 28. August 1873.

7. 30.	Sexta: Latein (I).	Prima, Secunda u. Tertia: Religion (III).
7. 50.	„ Rechnen (I).	Unter-Tertia: Französisch (III).
8. 10.	Sexta u. Quinta: Geographie (I).	„ Griechisch (II).
8. 30.	„ Geschichte (I).	„ Mathematik (I).
8. 50.	Quinta: Latein (II).	„ Englisch (I).
9. 10.	„ Deutsch (II).	Ober-Tertia: Mathematik (II).
9. 30.		Interstitium.
10.	Quinta: Rechnen (II).	Ober-Tertia: Englisch (II).
10. 20.	Quarta: Rechnen (III).	„ Französisch (IV).
10. 40.	Naturkunde (II).	„ Griechisch (III).
11.	„ Geogr. u. Geschichte (II).	Secunda: Mathematik (III).
11. 20.	„ Latein (III).	Secunda und Prima: Französisch (V).
11. 40.	Unter-Tertia: Latein (IV).	„ Griechisch (IV).
12.		Interstitium.
2.	Unter- u. Ober-Teil: Geschichte (III).	Prima: Mathematik (IV).
2. 20.	„ Naturlehre (II).	Sexta und Quinta: Religion (I).
2. 40.	Ober-Tertia: Latein (V).	Quinta: Französisch (I).
3.	Sec. und Prima: Geschichte (IV).	Quarta: Französisch (II).
3. 20.	„ Deutsch (IV).	„ Griechisch (II).
3. 40.	„ Latein (VI).	Secunda: Englisch (III).
4.		Interstitium.
4. 30.		Gesang.
5.		Turnen.

Bild 19: Stundeneinteilung der öffentlichen Abschlußprüfung
am 28. August 1873

Quelle: Beilage zu Salonia 31/1873

Unterrichtsmittel, so daß man nicht mehr soviel für den Ersatz des Verschleißes auszugeben hatte. So konnte das geliehene Geld zügig zurückgezahlt und die Anstalt schuldenfrei gemacht werden²³⁴.

Der Anstalts-Alltag lief weiter. Im Oktober 1876 wurden alle Zöglinge gegen Pocken geimpft, wie es das neue Impfgesetz vorschrieb. Am 27. 5. 1877 weiß die »Salonia« folgendes zu berichten:

Am Sonntag Exaudi wurde auf dem Salon die Visitation von Herrn Dekan Raiffeisen in Ludwigsburg gehalten und zwar Nachmittags von 3 bis 4 Uhr. Herr Dr. I. Paulus hielt die Kinderlehre, worauf Herr Dekan noch einige Fragen machte und endlich mit einer kurzen Anrede schloß. Mögen seine ernsten und wohlgemeinten Worte bei allen Salonern ein offenes Herz und treue Befolgung finden, damit jedem ein bleibender Gewinn und dauernder Segen von diesem wichtigen Tage zu Theil werde.

Indessen ist im Osten Europas und in Kleinasien der längst erwartete Krieg ausgebrochen, der manchen tapferen Mann in den Schooß der Erde betten wird, der nicht nur unser Aller Mutter, sondern auch unser Aller Grab ist. Schon mancher russische Krieger hat in der sumpfigen Gegend der Donaumündung sein Grab gefunden und ruht in diesem vielumstrittenen Boden²³⁵.

Aber nicht jedem Todten bleibt die Grabesruhe ungestört. Nicht nur in Mycene und Olympia werden Gebeine und Kunstschatze des hohen Alterthums aus dem Schutt der Jahrtausende hervorgegraben, sondern auch in unserer Nähe ist solches geschehen. Schon seit Monaten bewundern wir die große Wasserleitung, die von Kornwestheim her, am Salon vorüber, der Stadt Ludwigsburg Wasser zuführen soll; gewaltige eiserne Röhren werden in tiefe Gräben gelegt, und diese Arbeit machte lange den Fußweg nach Kornwestheim ungangbar. Schade, daß die Leitung uns nicht zu Gute kommt, da der Salon zu hoch liegt, und das Wasser lieber abwärts läuft als in die Höhe. Letzteres wäre dem Gase nicht unmöglich, aber eine Gasleitung würde uns einer Feuergefahr zu sehr aussetzen, sodaß die Gräben auch dazu uns nicht dienen können, Röhren zur Gasleitung aufzunehmen.

Dafür hat uns diese Wasserleitung einen anderen Dienst gethan, an den Niemand zuvor dachte. Bei Gelegenheit der Aufgrabung des sogenannten Römerhügels stieß man auf ein altes Grab, das interessanten Inhalt barg, den wir leider nicht sehen konnten, weil er schon nach Stuttgart geschafft war, wie wir dahin eilten, um die Ausgrabung zu besichtigen. Dafür soll nun hier darüber berichtet werden.

Westlich von Ludwigsburg, auf der Markung Pflugfelden, liegt ein Hügel, dessen Spitze einen schönen Anblick der Stadt Ludwigsburg gewährt. Dieser Hügel ist, wie die Ausgrabungen ergaben, ein altgermanischer Grabhügel. Er führte bisher den Namen »Römerhügel« oder »Belle-Remise«. Ersterer verdankt, wenn er auch in den Volksmund übergegangen, seinen Ursprung erst der Gelehrsamkeit des 19. Jahrhunderts; die Praxis des achtzehnten hatte den umfangreichen Hügel mit dichtem Gebölz bepflanzt, damit er als willkommene Schutzstätte für Hasen diene, und daher der Name Belle-Remise (welchen jüngst der Sezer eines Stuttgarter Blattes in eine »Bollerwiese« verwandelte).

Jetzt sind die Grabungen auf dem Grunde des Hügels beendet, und erst in den letzten Tagen wurde der Rest eines zweiten Grabes aufgedeckt. Während das erste im Mittelpunkt (oder nahezu in diesem) und auf der Sohle des Hügels lag, so befand sich das zweite in einiger Enternung vom Mittelpunkt und unter der Sohle²³⁶. Beide waren viereckige Gruben; der Grund des ersten auf allen vier Seiten mit Diehlen umrahmt, der des zweiten belegt mit einem Holzboden, wie dies bei ähnlichen Gräbern der Hundersinger Hügel der Fall war, nur mit dem Unterschied, daß auch die Wände des letzteren mit Holz bekleidet waren (ganz nach der Art der in neuerer Zeit aufgedeckten

Gräber der skythischen Könige). Übrigens ergab das zweite ludwigsburger Grab eine verhältnißmäßig geringe Ausbeute; außer einem ornamentierten Goldblättchen, zu dem ohne Zweifel eine gleichfalls gefundene Goldniete gehörte, dem Griff eines Dolches, sowie zwei Stückchen von Bernstein, nur eine Anzahl von kleinen Bronze- (oder Kupfer-) und Holz-Fragmenten.

Das Hauptgrab und ohne Zweifel das Grab eines Fürsten war das erste in der Mitte gelegene. Dieses enthielt ein Skelett, das aber beinahe völlig vergangen war; von den Beigaben des Todten waren außer dem früher besprochenen²³⁷ goldenen Diadem und dem goldenen Armband, sowie dem prächtigen Dolche noch Reste eines Kessels, eines Eimers (von Bronze oder Kupfer?), sodann ein Glasfläschchen, verziert mit farbigen Streifen, von der Form der sogenannten Thränen- oder vielmehr Balsamfläschchen, vor allem aber zahlreiche Reste eines Prachtwagens erhalten. Dieser, wenn er auch in der Archäologie unserer deutschen (und nordischen) Gräber kein Unikum bildet, gewährt doch ein hohes, vielleicht ein individuelles Interesse.

In der Schrift von H. Genthe über den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden (Frankfurt am Main 1874, Seite 58) ist nur von »zweiräderigen Wägen mit massiven Bronzerädern, oder mit hölzernen Rädern und eisernen Randschienen, ehernen Nabenbeschlägen und mannigfachem anderem Metallzierarth (Zierscheiben aus Erz, Goldblechornamente, dazu Joch- und Riemenbeschläge)« die Rede. Sind die Angaben, betreffend die Zweirädrigkeit der Wägen, sowie das Material der Nabenbeschläge richtig, was freilich nicht durchaus sicher, so ist unser Wagen der erste wierrädrige, ferner der erste, dessen Naben mit Kupfer und nicht mit Erz (das heißt Bronze) beschlagen sind. Was den letzteren Punkt betrifft, so ergab eine vorläufige Analyse von Theilen unserer Nabenbeschläge, sowie auch anderer Metallgegenstände, die zuerst für Bronze genommen wurden, 98% Kupfer und 2% Zinn, daher von einer wirklichen Bronze (Legirung aus Kupfer und Zinn mit etwa 70 bis 90 Theilen Kupfer und 30 bis 10 Theilen Zinn) nicht die Rede sein kann.

Möglicherweise ist die bezeichnete Verschiedenheit des Metalls von Belang für die Entscheidung der schon in einem früheren Artikel berührten Frage von der Herkunft des Wagens und der andern, eine höhere Stufe der Kunstindustrie bezeugenden Gegenstände. Übrigens sollen noch weitere chemische Analysen erfolgen. Um von der Konstruktion und Ausstattung unseres Wagens, der freilich nicht wieder aufgebaut werden kann, eine Vorstellung zu geben, bemerken wir noch, daß die Büchsen (von Eisen) zu drei Achsen, sodann von den eisernen Radschienen mehrfache Bruchstücke außerdem andere Eisentheile, wahrscheinlich von dem Gestelle des Wagens rührend, was daraus zu schließen sein dürfte, daß einzelne derselben noch mit einem gewebten Stoffe bezogen waren, endlich verschiedene Zierarthen, darunter ein Kettengehänge und mehrere Knöpfe, gefunden wurden. Auch eine Pferdetrrese liegt vor, und mit ihr sind durch Rost verbundene Fragmente von zwei ornamentirten Zierscheiben, die ohne Zweifel zum Pferdeschmuck gehören.

Von den vorbezeichneten Gegenständen waren schon seit Sonntag den 6. dieses Monats, die meisten und namentlich auch eine vollständig erhaltene Nabe mit ihrem Beschlag, nebst Theilen der andern, im Königlichen Museum der vaterländischen Alterthümer (Kronenstraße 20), in einem Zimmer des Erdgeschosses, zur Schau gestellt, wo wir inzwischen Gelegenheit hatten, diese interessanten Funde aus dem Boden unserer Nachbarschaft zu sehen auf der letzten Excursion nach Stuttgart am Pfingstdienstag.

Diese schon fast fachmännische Beschreibung des Grabfundes ist nicht etwa darauf zurückzuführen, daß die Salonbewohner sich plötzlich zu professionellen Archäologen weiterentwickelt hätten. Der Ausgräber der Funde, Eduard Paulus, war ein entfernter Verwandter der Besitzer der Salon-Schule²³⁸, den man aber auf den Familientagen traf

Lections-Plan für das Winter-Semester 1876/77.

Zeit	Class.e.	Montag		Mittwoch		Dienstag		Freitag		Donnerstag		Samstag	
		H.	R.	H.	R.	H.	R.	H.	R.	H.	R.	H.	R.
8-9	Sexta . . .	Hora stud.		Hora stud.		Latein.		Latein.		Hora stud.		Hora stud.	
	Quinta . . .	Französisch.		Französisch.		Latein. (Deutsch)		Latein. (Deutsch)		Französisch.		Französisch.	
	Quarta . . .	Französisch.		Französisch.		Latein.		Latein.		Französisch.		Französisch.	
	U-Tertia . . .	Französisch.		Französisch.		Latein. (Franzö.)		Latein. (Franzö.)		Französisch.		Französisch.	
	O-Tertia . . .	Französisch.		Französisch.		Latein.		Latein.		Französisch.		Französisch.	
Secunda . . .	Hora stud.		Hora stud.		Franzö.		Latein.		Französisch.		Französisch.		
9-10	Sexta . . .	Rechnen.		Rechnen.		Rechnen.		Latein.		Schönschreiben.		Schönschreiben.	
	Quinta . . .	Rechnen.		Rechnen.		Rechnen.		Latein. (Deutsch)		Schönschreiben.		Schönschreiben.	
	Quarta . . .	Rechnen.		Rechnen.		Rechnen.		Latein. (Franzö.)		Schönschreiben.		Schönschreiben.	
	U-Tertia . . .	Mathematik.		Mathematik.		Mathematik.		Latein. (Geom.)		Griechisch. Schönschr.		Griechisch. Schönschr.	
	O-Tertia . . .	Mathematik.		Mathematik.		Mathematik.		Latein. (Zeichnen)		Griechisch. Schönschr.		Griechisch. Schönschr.	
Secunda . . .	Hora stud.		Hora stud.		Hora stud.		Latein.		Griechisch. Englisch.		Griechisch. Englisch.		
10-11	Sexta . . .	Latein. (Deutsch)		Latein. (Franzö.)		Rechtschreiben.		Rechtschreiben.		Latein. (Deutsch)		Latein. (Franzö.)	
	Quinta . . .	Latein.		Latein.		Rechtschreiben.		Rechtschreiben.		Latein.		Latein.	
	Quarta . . .	Latein. (Franzö.)		Latein. (Deutsch)		Griechisch.		Griechisch.		Latein. (Franzö.)		Latein. (Deutsch)	
	U-Tertia . . .	Latein.		Latein. (Chemie)		Griechisch. Englisch.		Griechisch. Englisch.		Latein.		Latein. (Chemie)	
	O-Tertia . . .	Latein.		Latein.		Griechisch.		Griechisch.		Latein.		Latein.	
Secunda . . .	Latein.		Latein.		Griechisch.		Griechisch.		Latein.		Latein.		
11-12	Sexta . . .	Latein. (Deutsch)		Latein. (Franzö.)		Religion.		Rechnen.		Religion.		Latein. (Franzö.)	
	Quinta . . .	Latein.		Latein.		Religion.		Rechnen.		Religion.		Latein.	
	Quarta . . .	Latein. (Franzö.)		Latein. (Deutsch)		Religion.		Geomtr. Formenlehre.		Religion.		Latein. (Deutsch)	
	U-Tertia . . .	Latein. (Geomtr.)		Latein. (Zeichnen)		Religion.		Religion.		Religion.		Latein.	
	O-Tertia . . .	Latein. (Zeichnen)		Latein.		Religion.		Religion.		Religion.		Latein. (Naturkunde)	
Secunda . . .	Latein.		Naturkunde.		Religion.		Religion.		Religion.		Naturkunde.		
2-3	Sexta . . .	—		—		Deutsch.		Deutsch.		Zeichnen.		Zeichnen.	
	Quinta . . .	—		—		Deutsch.		Deutsch.		Zeichnen.		Zeichnen.	
	Quarta . . .	—		—		Deutsch.		Deutsch.		Rechnen.		Rechnen.	
	U-Tertia . . .	Griechisch. Englisch.		Griechisch. Englisch.		Deutsch.		Deutsch.		Rechnen.		Rechnen.	
	O-Tertia . . .	Griechisch. Englisch.		Griechisch. Englisch.		Deutsch.		Deutsch.		Rechnen.		Rechnen.	
Secunda . . .	Griechisch.		Griechisch.		Mathematik.		Mathematik.		Mathematik.		Hora.		
3-4	Sexta . . .	Geographie.		Geographie.		Geschichte.		Geschichte.		Naturkunde.		Naturkunde.	
	Quinta . . .	Geographie.		Geographie.		Geschichte.		Geschichte.		Naturkunde.		Naturkunde.	
	Quarta . . .	Geographie.		Geographie.		Geschichte.		Geschichte.		Naturkunde.		Naturkunde.	
	U-Tertia . . .	Geographie.		Naturlehre.		Geschichte.		Geschichte.		Zeichnen.		Zeichnen.	
	O-Tertia . . .	Geographie.		Naturlehre.		Geschichte.		Geschichte.		Zeichnen.		Zeichnen.	
Secunda . . .	Mathematik.		Geschichte.		Geschichte.		Geschichte.		Zeichnen.		Zeichnen.		
5-6	Sexta . . .	Hora stud.		Hora stud.		Hora stud.		Hora stud.		Singen.		Singen.	
	Quinta . . .	Singen.		Singen.		Latein.		Latein.		Singen.		Singen.	
6-7	Secunda . . .	Mathematik.		Mathematik.		Latein.		Latein.		Singen.		Singen.	
	Secunda . . .	Mathematik.		Mathematik.		Latein.		Latein.		Singen.		Singen.	
6-7	Secunda . . .	Hora stud.				Hora stud. Deutsch.				Hora stud.			

Druck von Greiner & Ungferer in Suburgbürg.

Bild 20: Stundenplan für das erste Semester nach Abschaffung der Klassen der Oberstufe

Quelle: Salonia 32/1876

und deswegen auch persönlich kannte. Er dürfte die entsprechenden Hinweise gegeben haben.

Am 6. November 1876 bekam die Salonschule einen neuen Nachbarn. An diesem Tag weihte die Karlshöhe ihre Gebäude ein. Dieses Werk wollte junge Männer für die Arbeit der Inneren Mission ausbilden²³⁹. Da in dieser neuen christlichen Stätte genug theologischer Sachverstand vorhanden war, verzichteten die Saloner hin und wieder auf die eigene Sonntagsandacht und besuchten die Gottesdienste der neuen Nachbarn²⁴⁰.

Am 10. April 1877 unterrichtete die *Kultministerabteilung für Gelehrten- und Realschulen* das Königliche Dekanat in Ludwigsburg, es sei die *Paulus'sche Wissenschaftliche Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg* unter die Kategorie derjenigen höheren Lehranstalten aufgenommen worden, welche auf Grund einer nach dem vorgelegten Prüfungsplan und unter Leitung eines Regierungscommissärs abgehaltene, wohlbestandene Abgangsprüfung gültige Befähigungszeugnisse für den einjährig-freiwilligen Militärdienst ausstellen dürfen²⁴¹. Dieses Examen ist der Vorläufer der heutigen Mittleren Reife. Der Besitzer dieser Qualifikation brauchte nur ein Jahr Grundwehrdienst abzuleisten. Zum Regierungscommissär wurde Rektor Dillmann ernannt²⁴². Er scheint ein wohlwollender Prüfer gewesen zu sein; denn in den folgenden Jahren bestanden immer alle Kandidaten der Anstalt diese Prüfung.

Trotz dieses Erfolges wurde man auf dem Salon über den erreichten Zustand nicht recht glücklich. Die Oberstufe war das Salz in der Suppe gewesen. Hier waren die Zöglinge meist den Flegeljahren entwachsen. Man hatte sie als erwachsene Menschen behandeln können, die mit Ernst ihre Studien betrieben. Jetzt war es die Aufgabe der Lehrer, einen Stoff einzupauken, der bei der Abschlußprüfung gewußt werden mußte. Interesse nach einer höheren geistigen Bildung trat schon wegen des Alters bei den Schülern kaum auf. Die Schulleitung fühlte sich in ihrem wesentlichsten Anliegen, der individuellen Erziehung, nicht gefordert. Ferner wurde es immer schwerer, geeignete Lehrer zu finden, die ein familiäres Zusammenleben mitmachen wollten, wie es Tradition in dieser Anstalt war. Außerdem waren die Aufstiegschancen im staatlichen Schuldienst besser.

Unter den Ehefrauen machte sich eine Anstaltsmüdigkeit bemerkbar. Schließlich war man mit dem Ehemann verheiratet und nicht mit einer Schule. Man hatte eigene Kinder groß zu ziehen, was besser unter Ausschluß der Öffentlichkeit geschah. Die Verpflichtung zur Leitung eines Arbeitsbereiches der Schule kostete Zeit, die dem Familienleben verloren ging.

Döte war gegen die Auflösung der Schule. Aber seine beiden Brüder waren in der Überzahl. Da trat am 21. Januar 1879 ein Ereignis ein, das auch den letzten Widerstand gegen die Aufgabe des Werkes überwand. Darüber wird in der letzten Nummer der »Salonia« (Nr. 4 des 12. Jahrgangs vom 2. Februar 1879) wie folgt berichtet:

Schon seit einiger Zeit bemerkte man das Überhandnehmen eines Geistes der Unordnung, Heimlichkeit und Unwahrhaftigkeit. Daß aber die Verwilderung so um sich greifen und in einem so heillosen Ausbruch ihren Ausbruch finden würde, wie es am 21. Januar geschehen ist, das hätte niemand je gedacht, und noch jetzt sucht man vergeblich nach einem genügenden Erklärungsgrund für eine Empörung, wo sich wahrhaftig alle Bande frommer Scheu lösten, wo der Gute dem Bösen nicht nur den Platz räumte, sondern sich in seinen Dienst stellte, wo die Stimme der Vernunft, der Pflicht und der Ehre verstummte vor boshafter und heimtückischer Aufhetzung und Einschüchterung, und alles, was gethan wurde, um das Unheil zu verhüten, gegenüber von der Verblendung und Verstockung der Gemüther nicht mehr aufkommen und durchdringen konnte.

Den nächsten Anlaß gab ein Brief, der am 20. Januar in das Zimmer des Inspektors

gelegt wurde und vier, angeblich im Namen »aller Saloner« gestellte Bitten enthielt, nämlich 1. um Entlassung eines Lehrers, dessen Anstellung von der Königlichen Kultministerabtheilung genehmigt ist und gegen den einige der ungezogensten Schüler schon längere Zeit agitierten; 2. daß ein anderer Lehrer veranlaßt werden möge, die älteren Schüler mit Sie anzureden; 3. daß der – alle 14 Tage am Samstag Abend – nebst Suppe die Abendkost bildende Gries- oder Reisbrei abgeschafft; 4. daß die sogenannte Hora am Sonntag Nachmittag, das heißt eine zum Briefschreiben oder beliebiger freiwilliger Beschäftigung im Zimmer bestimmte Stunde, freigegeben werden möge. Es wurde den Schülern in aller Freundlichkeit ohne jede Bedrohung bemerklich gemacht, daß auf diese Bitten überhaupt nicht eher eingegangen und Bescheid gegeben werden könne, bevor der Schreiber sich genannt habe und ermittelt sei, ob und wie weit er im Namen »aller Saloner« geschrieben habe.

Wer der Schreiber sei, war aus der Handschrift unschwer zu errathen; es lagen aber gute Gründe vor, auf einer freiwilligen Meldung zu bestehen. Diese erfolgte nicht; warum, zeigte sich bald.

Am Vormittag des 20. Januar war ein Schüler von einem andern bedroht worden, daß er als »Schuft und Verräther blutig geschlagen« werden würde. Diese von einem Lehrer gehörte Drohung in Verbindung mit anderen Anzeichen bestätigte die Vermuthung, daß ein Complot im Werk sei, dessen Ausführung anfangs auf Donnerstag angesetzt war, in Folge der Entdeckung aber beschleunigt wurde und den unsinnigen Zweck hatte, die Bewilligung der gestellten Bitten zu erzwingen, wenn nicht vielmehr diese umgekehrt vorgeschoben waren, um einen Vorwand zum Barrikadenbau zu haben, zu dem alle Vorkehrungen getroffen waren. Alle an Einzelne, wie an die Gesamtheit gerichteten nachdrücklichen und ernstern Warnungen und Mahnungen blieben unbeachtet und steigerten nur den Trotz und die Widersetzlichkeit.

Nach einer letzten Aufforderung, sich von den Verführern und Anstiftern loszusagen und zur Pflicht zurückzukehren, rottete sich am 21. Abends um halb 5 Uhr die irregelirte und von den Rädelsführern terrorisirte, zum Theil mit Gewalt gezwungene Menge auf den oberen Boden des Hauses zusammen und versperrte den Zugang durch aufeinandergethürmte Schränke. Alle Aufforderungen, zum Gehorsam zurückzukehren und zu öffnen, waren vergeblich; ein bei allen Schülern besonders geachteter und beliebter Lehrer machte privatim den Bethörten und Verblendeten die eindringlichsten Vorstellungen; auch er fand kein Gehör.

Anfangs hatten die Verschworenen Bedingungen stellen wollen; natürlich wurde bedingungslose Rückkehr zum Gehorsam verlangt. Es dunkelte inzwischen, und schon die mögliche Feuersgefahr nöthigte, dem Unfug schlechterdings ein schnelles Ende zu machen. Es wurde dem Königlichen Oberamt Bericht erstattet, welches den Stationskommandanten beauftragte, sich an Ort und Stelle zu begeben. Erst jetzt, als gewaltsame Öffnung der Barrikade angedroht wurde, wurde diese weggeräumt, die Unbotmäßigkeit aber, insbesondere von den Schülern der obersten Klasse (Secunda), der einzigen Klasse, deren Glieder alle ohne Ausnahme an der Auflehnung theilnahmen, so hartnäckig und übermüthig fortgesetzt und allen wiederholten Mahnungen getrotzt, von keinem einzigen ein Zeichen der Reue gegeben, daß endlich nichts übrig blieb, als am 22. Januar alle Schüler der Secunda, 9 an der Zahl, und aus der Tertia 3 andere Rädelsführer, samt einem kurz zuvor wegen Betheiligung an einem Diebstahl bestrafte Schüler, diese letzteren alle französische Schweizer, zu entlassen, nachdem vorher die Eltern telegraphisch und brieflich benachrichtigt worden waren.

Jedem einzelnen wurde mit dem Reisegeld genaue Weisung für die Reise gegeben, von vielen aber auch diese und die letzten Ermahnungen, mit denen sie entlassen wurden, auf's leichtsinnigste in den Wind geschlagen. Die übrigen Schüler ließen sich

ohne Schwierigkeit wieder zur Ordnung zurückführen; nur 17 von 57 internen Zöglingen – die 8 Externen blieben der Sache von selbst ferne – hatten sich an dem Komplott nicht betheilig; ein großer Theil der übrigen war aber in hellem Unverstand oder durch gewalthätige Drohungen zur Betheiligung gedrängt worden.

Das betrübendste und befremdlichste war, daß auch manche besser Gesinnte unter den Secundanern nicht den Muth hatten, sich von dem ihnen wohl bewußten Unrecht fern zu halten oder wenigstens zuletzt noch loszumachen. Von den Entlassenen haben mehrere, darunter auch einer der Schweizer, jetzt reumüthige Briefe geschrieben und um Verzeihung gebeten. Ihnen konnte daher auf ihre und ihrer Eltern Bitte die Rückkehr in die Anstalt gestattet werden.

Nun hatte auch Döte nichts mehr gegen die Auflösung der Anstalt einzuwenden. Jedoch erwies es sich gar nicht so einfach, einen Interessenten zu finden, da man das Ende der Schule nicht öffentlich ankündigen konnte, ehe man mit einem Käufer handelseinig war.

Als man hörte, Prinz Wilhelm von Württemberg suche ein Anwesen, bot man ihm das Grundstück an. Aber dieser hatte sich bereits anders entschieden. Wahrscheinlich erfuhr auf diesem Weg die Karlshöhe von den Verkaufsabsichten. Sie wollte in ihre Ausbildung die Kranken- und Altenpflege aufnehmen und dafür ihr Anwesen erweitern²⁴³. Als Kaufpreis schlug sie 40000 Reichsmark vor. Dies erschien den Brüdern Paulus zu niedrig.

Als neuer Bieter trat die Bischöfliche Methodistenkirche in Deutschland auf. Ihr Prediger Ernst Gebhardt war Schwiegersohn des Doktoronkels Fritz²⁴⁴. Sie wollte aus dem Anwesen ein Seminar für die Ausbildung des Prediger-Nachwuchses machen. Als Kaufsumme bot sie nun 45000 Reichsmark. Da wollte die Karlshöhe nicht auf das so günstig gelegene Anwesen verzichten und erhöhte ihr Angebot auf 46000 Reichsmark. Sie drängte auf eine baldige Entscheidung, weil die Erweiterung ihrer Bauten dringend sei. Gebhardt mußte sich aber für eine Erhöhung des Angebots erst die Zustimmung seiner Kirchenleitung in den USA einholen. Da dieses zu lange dauerte, erhielt die Karlshöhe den Zuschlag.

Die Wissenschaftliche Bildungsanstalt auf dem Salon schloß am 1. April 1879 für immer ihre Pforten. Mit dem gleichen Tag übernahm die Karlshöhe die gesamten Grundstücke mit allen darauf stehenden Gebäuden. Das Inventar blieb Eigentum der Brüder Paulus und wurde von ihnen nach und nach verkauft. Helm und Sto traten in den staatlichen Schuldienst über. Döte wurde Pfarrer der württembergischen Landeskirche. Die Zöglinge wurden vom Gymnasium in Korntal übernommen, das Dr. Gottlob Pfeleiderer leitete²⁴⁵.

Lebensläufe

Als im Mai 1892 bei Gelegenheit des internationalen Sonntagscongresses in Stuttgart sich daselbst einige alte Saloner zusammengefunden hatten, wurde der Beschluß gefaßt, auf dem Salon selbst, an der Stätte des Lernens und Lehrens, der Jugendarbeit und Jugendfreude, eine Zusammenkunft einstiger Lehrer und Schüler des Salons zu veranstalten. Bald war ein Verzeichnis der Namen gedruckt, die man aus der Erinnerung und zum Theil auch aus alten Schülerverzeichnissen zusammenstellte, wobei es freilich nicht anders möglich war, als daß viele Namen fehlten, namentlich aus der Zeit der ersten 20 Jahre der Anstalt. Aber man dachte, daß doch die Sache bekannt werde, wenn alle, deren Namen im Verzeichnis stehen, den Zirkularbrief erhalten und auch solchen von ihren Bekannten davon Nachricht geben, die etwa im Verzeichnis fehlten.

So wurde denn der Zirkularbrief ausgesandt, allerdings in oft sehr summarischer Adresse, wie zum Beispiel N. N. in Paris, in Rumänien, in England und so fort. Da war es nicht zu verwundern, daß viele Briefe zurückkamen mit dem Postvermerk: Adressat nicht aufzufinden; welcher unter den Vielen gleichen Namens? und dergleichen. Schmerzlicher war die Bemerkung: Adressat längst gestorben oder verschollen. So mußte vor manchen Namen ein Kreuz gesetzt werden. Doch war der Erfolg immerhin erfreulich; denn als Pfingsten, das liebe Feste, gekommen war, zog mancher Altsalonier zur Stadt der Kasernen²⁴⁶, vor deren Thor ihm das altbekannte Haus mit dem säulengetragenen Giebel zwischen den hohen Alleebäumen entgegenschaut.

Am Pfingstdienstag, 23. Mai 1893, zwischen 10–12 Uhr fand die Begrüßung durch Pfarrer Hahn aus Bulle (Kanton Freiburg)²⁴⁷ in dem neuen Bahnhof in Ludwigsburg statt. Einer der gekommen, Herr Pfarrer Spaich-Höpfingen, hatte ein Gedenkbuch mitgebracht, doch haben sich nicht alle Anwesenden eingetragen. Die Einträge lauten in der Reihenfolge:

Paul Thilo-Mannheim erlaubt sich seine Ehehälfte aus Anlaß des zehnjährigen Hochzeitfestes mitzubringen;

Frau Dr. Thusnelde Paulus, geborene Plouquet²⁴⁸;

Pfarrer Karl Faber mit Frau Thusnelde, geborene Paulus und zwei Kinder (in der hübschen Tracht der Albbewohner)²⁴⁹;

Frau Pfarrer Schauffler, geborene Paulus mit zwei Töchtern Ida und Klara²⁵⁰;

Dr. Philipp Paulus mit Frau Sophie, geborene von Gültlingen²⁵¹;

Frau Christiane Gebhardt, geborene Paulus²⁵²;

Professor Wilhelm Paulus mit Frau Marie geborene Tritschler²⁵³;

Frau Anna Silber geborene Schwenk²⁵⁴;

der Senior der Versammlung Pfarrer Sabel mit Tochter;

Pfarrer Dr. Immanuel Paulus mit Frau Rosa, geborene Rempis und zwei Söhnen Immanuel und Eduard und Töchterlein Anna Maria²⁵⁵;

Pfarrer Liebermeister mit Tochter;

Fräulein Elise Paulus, Tochter des früheren Direktors Philipp Paulus;

Landtagsabgeordneter Essich mit zwei Söhnen;

auch die alte treue Katherina Locher hatte sich eingefunden.

An diese mit Frau und Kindern Erschienenen reihen sich an die Herren Pfeil, von Mannheim in Baden, Pfarrer Friedrich Hahn²⁵⁶, E. Schüle, Professor Spaich, Philipp Paulus²⁵⁷, Präzeptor Stingel (Großbottwar), Professor Christoph Paulus²⁵⁸, Stadtvikar Conrad Hoffmann, Eduard Groß, Dr. Aneshänsel, Robert Gmelich, Theodor Becker, Friedrich Bettex²⁵⁹, Sandoz, I. Herrmann, I. G. Müller, Rudolf Höck, H. Quayzin, O. Geßler, Th. Widmann, Fr. Herrmann, E. und H. Walker (Ludwigsburg).

An Stelle von Ebbinghaus alpha, beta und gamma schreibt Ebbinghaus delta: Christoph Ebbinghaus.

Außer diesen aufgeführten waren gekommen, ohne sich ins Gedenkbuch einzuschreiben, die Herren Abgeordneter Bayha, Ratzel, Kohler der »Bauer des Salons« (dessen Kübe so manchem Salonier die Milch geliefert und dessen Äpfel so manchen in Versuchung geführt), Rees.

Beim Hin- und Herschwirren der Namen bei den Begrüßungen und Vorstellungen mag mancher Name erklungen sein, ohne geschrieben zu werden. Möge darum niemand es verübeln, wenn er seinen Namen hier vermißt, sondern daraus nur den Schluß ziehen, daß er wieder komme, um das Nächstmal nicht vergessen zu werden.

Mancher Geladene fehlte, doch waren von vielen, die zu kommen verhindert waren, Postkarten, Briefe, zum Theil mit Photographien, oder Telegramme eingelaufen, deren so viele waren, daß die Zeit kaum reichen wollte, alle zu verlesen, so zum Beispiel von

dem Herrn Bundespräsident der Schweiz Schenk, Prälaten Doll, Pfarrer Hagemayer, Gewerbeschulinspektor Gräf, der sich besondere Verdienste um das Zustandekommen der Zusammenkunft erworben, Heinrich Sabel, I. B. Warrick, E. Issel, Dr. Strübe, Rektor Dr. Barth, Fr. Gastpar, Hauptmann von Beck, Nathanael Heer, Graf Joseph von Hajos, H. Weidner, A. und W. Römer, Ritter-Schätty, Fr. Lotter, Menton, Oskar Walter, Dr. R. Köhler, A. Haaß, C. Frey, Th. Herrmann, C. von Thienen-Adlerflycht, Excellenz P. Schweikher, Fr. Herbst, H. Amendt, C. Lay, F. Riehm; sogar aus dem fernen Kleinasien kam eine Postkarte von P. Schneller, und manche andere, deren Anführung aus Mangel an Raum nicht möglich ist²⁶⁰. Inspektor Wilhelm Paulus genannt Helm konnte an dem Treffen wegen einer schweren Erkrankung nicht teilnehmen. Er starb im darauf folgenden Jahr.

Um 12 Uhr besuchte man die östlich an den Park des Ludwigsburger Schlosses sich anschließende Emichsburg. Dann wanderte man zu der alten Salonschule, die jetzt als Männerkrankenhaus von der Karlshöhe betrieben wurde. Pfarrer Hahn²⁶¹, der Inspektor der Karlshöhe, empfing die Gäste. Man sang zur Einleitung *Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre* und Pfarrer Hahn aus Bulle begrüßte die Zusammengekommenen. Darauf trug Dr. Immanuel Paulus genannt Döte die von ihm gemeinsam mit seinem Bruder Helm verfaßte Geschichte der Salonschule vor, aus der in den früheren Abschnitten dieser Schrift geschöpft wurde. Während des anschließenden gemütlichen Beisammenseins einigte man sich, zukünftig in dreijährigem Abstand jeweils am Pfingstdienstag auf dem Salon zusammenzukommen. Die Einladung sollte durch Postkarten mit bezahlter Rückantwort erfolgen. Außerdem sollte auf Vorschlag des nicht anwesenden Grafen Kurt von Reventlow *Probst des adligen Klosters Preetz, Vorsitzender des Schleswig-Holsteinischen Provinziallandtags, Mitglied des Preussischen Herrenhauses, Salonier von Ostern 1849–1851*, eine *Gebrüder-Paulus-Stiftung*, finanziert durch Spenden ehemaliger Zöglinge ins Leben gerufen werden. Die Zinsen des Stiftungsvermögens sollten zur Unterstützung armer Studenten an der Universität Tübingen verwendet werden²⁶².

Der von Herrn Präzeptor Stingel gemachte Vorschlag, an den Bundespräsidenten der Schweiz, Herrn Schenk, ein Begrüßungstelegramm abzusenden, wurde sofort ausgeführt, auch wurden an Frau Direktor Elise Paulus²⁶³ und Herrn Inspektor Wilhelm Paulus Telegramme gesandt, welche neu das ehrende Andenken der Versammlung ausdrücken sollten. Herr Präsident Schenk, der kurz zuvor in der Schweiz den deutschen Kaiser begrüßt hatte, hatte nämlich in einem lebenswürdigen Schreiben sein Bedauern ausgesprochen, der Versammlung nicht anwohnen zu können, weil er durch amtliche Geschäfte verhindert sei.

Jeder der Anwesenden teilte nun in kurzen Worten der Gesellschaft seinen Lebensgang mit, wobei Pfarrer Faber sich als den dankbarsten Salonier bezeichnete, da er auf dem Salon seine Frau gefunden habe und so hoffen dürfe, bis an sein Ende unter der Zucht und Erziehung des Salons zu bleiben. Darauf erwiderte Immanuel Paulus²⁶⁴, daß wir ihm von Herzen sein Glück gönnen, ohne darum am Glück der Andern zu zweifeln, die ihre bessere Hälfte nicht auf dem Salon gefunden haben, welcher mit der schweren Aufgabe sich nicht befassen konnte, seinen Zöglingen auch für die rechten Frauen zu sorgen, sondern dieselben so erzogen habe, daß sie selbst die richtigen Frauen zu finden vermochten. Dies beweise die Anwesenheit von Frau Thilo, der einzigen nicht zur Familie Paulus gehörenden anwesenden Gemahlin eines Saloniers als würdige Vertreterin aller Frauen von Salonieren, weshalb er auffordere, auf ihr Wohl anzustoßen und ihr hiemit den Dank für ihr Kommen auszusprechen.

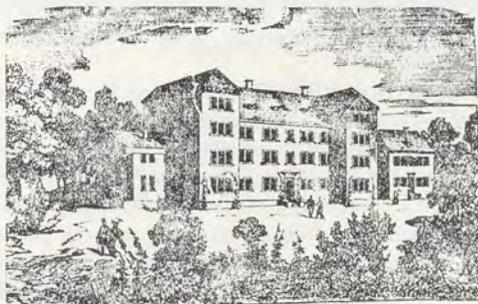
Aus der weiteren Vorstellung der Anwesenden mit kurzer Schilderung ihres Lebensgangs sei nur noch erwähnt, wie Herr Landtagsabgeordneter E. Essich seinen zur Ma-

turitätsprüfung reifen Sohn vorstellte und von seinen Erfahrungen als Landtagsabgeordneter sprach; wie Herr Lieutenant Ebbinghaus erzählte, daß er aus der Kaufmannslaufbahn zum Wehrstand übergetreten und Offizier geworden sei. Herr Quayzin erzählte, wie er im Norden Deutschlands die französische Sprache gelehrt habe, aber nach etlichen Jahren wieder ins Schwabenland gekommen sei und nun als Professor der französischen Sprache in Stuttgart wirke. Frau Pfarrer Rosa Paulus²⁶⁵ schilderte, wie ihr Lebensgang sie vom Salon nach Cleversulzbach im Unterland, wo Schillers und Mörikes Mutter begraben liegen, und von da ins weinreiche Botenheim am Fuß des Michelbergs geführt habe.

Herr Bayha erzählte, wie er aus einem Landwirt ein Lammwirt und Abgeordneter des Bezirks von Tübingen geworden sei; Herr Pfarrer Schüle berichtete, wie er als »ungeprägelter Salonier« es zum Bezirksschulinspektor gebracht habe; anderes wußte Herr Pfarrer Stotz zu berichten, während Herr Kohler die Zucht des Salons als eine gerechte pries. Der Senior der Versammlung, Herr Pfarrer Sabel, schilderte seinen Lebensgang und den seines Sohnes, der auch Salonier war, aber zur Zusammenkunft nicht

Erinnerungen eines alten Saloniers

Von
Gottlieb Graef



Ludwigsburg
Verlag von Angeheuer & Ulmer
1927

Bild 21: Titelblatt der *Erinnerungen eines alten Saloniers*
von Gottlieb Graef

Der wiedergegebene Stich zeigt die beiden Schul- und Internatsgebäude der Wissenschaftlichen Bildungsanstalt. Die Schrift befindet sich im Besitz des Verfassers.

hatte kommen können. Herr Präzeptor Stingel teilte mit, daß er nach seiner Thätigkeit auf dem Salon in einem starken halben Dutzend schwäbischer Städte die Jugend gelehrt und unterrichtet und nun in Großbottwar eine bleibende Stätte gefunden habe. Herr Dr. Aneshänsel schloß seine Lebensbeschreibung mit der Mitteilung, daß er vor einem halben Jahr sich verlobt habe, worauf der Vorsitzende, Pfarrer Hahn, bemerkte, daß er nächsten Freitag Hochzeit halten werde, wozu ihm alle freudig gratulirten²⁶⁶.

Es läßt sich den erhaltenen Unterlagen nicht entnehmen, ob die Stiftung tatsächlich ins Leben gerufen wurde. Dagegen hat es auch später Zusammenkünfte der ehemaligen Saloner gegeben. Die letzte nachweisbare fand im August 1921 statt. An ihr haben Christoph Paulus genannt Sto, pensionierter Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik in Tübingen²⁶⁷, Pfarrer Friedrich Hahn aus Genf, General Christoph von Ebbinghaus aus Stuttgart, Oberleutnant a.D. Gottlob Paulus genannt Bost aus München²⁶⁸ und der ehemalige Gewerbeschulinspektor Gottlieb Graef aus Karlsruhe teilgenommen²⁶⁹.

Wir wenden uns nun einigen Einzelschicksalen zu, die überliefert wurden. Karl Blaisch, Sohn eines armen Schneiders aus Sulz am Neckar besuchte vor 1839 die Salonschule. *Von Wissensdurst getrieben machte ... der Jüngling durch allerlei Dienstleistungen im Salon bei Ludwigsburg, einer höheren Bildungsanstalt der Gebrüder Paulus, sich nützlich und erhielt dafür Unterricht*²⁷⁰. Dieser Passus in seiner Lebensbeschreibung dürfte wohl nicht anders auszulegen sein, als daß er auf dem Salon Hilfslehrer gewesen war. Er nahm an den Unterrichtsstunden teil, in denen er sein Wissen verbessern konnte. In anderen Fächern erteilte er Unterricht, weil er in ihnen über ausreichendes Wissen verfügte.

Baisch ging schließlich durch Vermittlung des Korntalgründers Gottlieb Wilhelm Hoffmann an die Armenschul-Lehrerbildungsanstalt Lichtenstern in Württemberg. Das geschah im Jahre 1839. Nach Abschluß seiner Studien wurde er 1844 nach Sarata in Bessarabien gerufen, das damals zum zaristischen Rußland gehörte. Dort baute er die Wernerschule auf, die ihren Namen von ihrem Stifter Friedrich Christian Werner, einem deutschen Auswanderer, erhalten hatte. Bis zu seinem Tode (1884) hat er dort zunächst als Lehrer, später als Leiter gelebt. Aus seiner Schule ging vor allem die geistige Intelligenz der deutschen Aussiedler in Südrußland, Bessarabien, der Ukraine und dem Kaukasusgebiet hervor.

Ein anderer Salonzögling war Martin Theodor von Heuglin. Er besuchte von 1839 bis 1842 die Anstalt. *Bis zu seinem Ende hat Heuglin sich der dort verlebten schönen Jugendzeit mit herzlicher Dankbarkeit gegen seine damaligen Lehrer erinnert. In den freien Abendstunden streifte er im nahen Salon-Wald nach Pflanzen und Vogelnestern, die er aus Sorge für die Brut, auch seinen intimsten Freunden nicht verrieth; oder auch saß er mit dem Skizzenbuch und Bleistift vor einer schönen Baumgruppe. Von einem seiner Lehrer Herrn Landbeck erlernte er das Präparieren und Ausbälgen, was ihm auf seinen Reisen später von so großem Nutzen war. Einer seiner Freunde auf dem Salon war John von Müller, nachmaliger kaiserlich und königlicher österreichischer Konsul in Chartum*²⁷¹.

Von Heuglin zählt heute zusammen mit Nachtigall, Rohlf's, Schweinfurt zu den großen deutschen Erforschern des Inneren von Afrika. Von 1853 bis 1864 bereiste er das Gebiet östlich des weißen Nils bis an die eriträische Küste²⁷².

Eine ganz andere Lebensaufgabe war Ernst Gebhardt zugeteilt. Er besuchte von 1842 bis 1847 die unteren Klassen der Salonschule²⁷³. In seinem späteren Leben wurde er Prediger der Evangelischen Gemeinschaft in Deutschland, einer methodistischen Kirche. Seine musikalische Begabung machte ihn zum Organisator christlicher Gesangvereine und zum Übersetzer von Nigro-Spirituals, die er während verschiedener Reisen

durch die USA kennengelernt hatte. So wurde er zu einer der Stützen der methodistischen Glaubensbewegung und des christlichen Chorgesangs in Deutschland.

Jean Frédéric Bettex war während der 40er und 50er Jahre Zögling auf dem Salon. Nach absolviertem Studium trat er Anfang der 60er Jahre als Lehrer in die Salonschule ein. Dort heiratete er am 10. März 1863 eine Tochter des ehemaligen Direktors Philipp²⁷⁴. Ende der 60er Jahre verließ er die Anstalt und gründete ein evangelisches

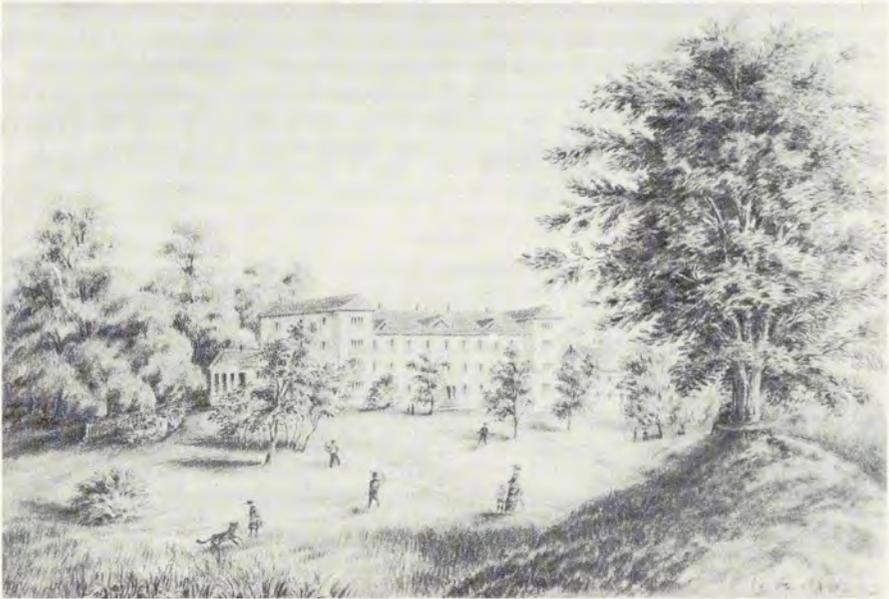


Bild 22: Der Salon in der Erinnerung

Federzeichnung im Format 24 × 16 cm von Karl Friedrich Paulus, jetzt in Besitz von Ted Morf, Springfield, Illinois.

Der gleiche Theologe, der Bild 1 schuf, zeichnete auch dieses Bild aus der Erinnerung. Während die Gebäude gut getroffen sind, ist das Gelände im Gegensatz zu Bild 1 der Phantasie entsprungen.

Töchterinstitut in Seeheim bei Konstanz. Dann wurde er Lehrer am evangelischen Töchterinstitut in Stuttgart. Seine Bedeutung liegt weniger in seiner Lehrtätigkeit. Seine schriftstellerische Begabung nutzte er zu der Abfassung mehrerer Bücher, in denen er den christlichen Glauben und die Erkenntnisse der Naturwissenschaft zusammen zu bringen suchte. Diese Schriften wurden bis in die Zeit nach dem ersten Weltkrieg neu aufgelegt.

Ein Lehrer seiner Schulzeit dürfte Ernst Ludwig Wagner gewesen sein. Seine Lehrtätigkeit in den neueren Sprachen von 1844 bis 1845 fand ihren Abschluß durch die Fortsetzung seines Studiums, das er mit der Promotion abschloß. Im späteren Leben war er Pfarrer und von seinem Dekan zu den *Schwärmern des Salons* gezählt, weil er auf einem Missionsfest seiner Gemeinde Korb bei Waiblingen auch Methodistenpredi-

ger zu Wort kommen lies. Wagner war ein enger Freund von Christoph Ulrich Hahn, der in Württemberg das Rote Kreuz aufbaute²⁷⁵.

Ludwig Schneller, ein Sohn des Gründers des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem, besuchte 1874 und 1875 die Salonschule. Nach seinen eigenen Worten hat sie ihn für sein ganzes Leben geprägt. Später wird er als Theologe Leiter des *Evangelischen Vereins für das Syrische Waisenhaus* in Köln, der heute noch besteht²⁷⁶.

Wilhelm Paulus, genannt Gich, hatte sein Lehrerdasein auf dem Salon 1875 beendet. Er wechselte zum staatlichen Schuldienst über und brachte es bis zum Ephorus der Klosterschule in Maulbronn. Hier war er auch Lehrer des jungen Hermann Hesse. Er hatte die traurige Aufgabe, den Eltern dieses späteren Nobelpreisträgers und Dichters am 7. März 1892 mitzuteilen, daß ihr Sohn unentschuldigt die Anstalt verlassen habe²⁷⁷.

Diese kurze Zusammenstellung von Lebensschicksalen ehemaliger Zöglinge des Salons kann nicht vollständig sein. Sie zeigt aber doch, daß aus dieser Schule eine größere Anzahl von Persönlichkeiten hervorgegangen ist, die ihr Leben gut gemeistert haben.

Schluß

Oft habe ich mich in dankbarer Erinnerung an den Salon gefragt: Warum gibt es nicht in Deutschland noch viel mehr solche Privatanstalten? Hätte nicht die staatliche Unterrichtsverwaltung Ursache, sie auf jede nur mögliche Weise zu fördern, anstatt sie einzuschränken? Würden nicht sehr viele Eltern es mit Freuden begrüßen, wenn sie ihre Kinder in solche Anstalten bringen könnten, die ihrem Geschmack und ihrer eigenen Richtung entsprechen? Mehr Mannigfaltigkeit auf dem Gebiete der Erziehung wäre doch wahrhaftig keine Schande für unser Volk. Es würden auch wie in früheren Zeiten pädagogische Originale wieder mehr Raum und Gelegenheit finden, ihre eigene Gedanken zu verwirklichen, was bei der heutigen Uniformierung und Monopolisierung des Unterrichtswesens immer weniger möglich wird²⁷⁸.

Anmerkungen

- 1 Eine kurze Zusammenfassung gibt Gerhard Schäfer, Kleine Württembergische Kirchengeschichte, Stuttgart 1964 im 2. und 4. Abschnitt.
- 2 Den Forschungsstand über Philipp Matthäus Hahn geben die Einleitungen zu den Texten zur Geschichte des Pietismus Abteilung VIII, Band 1 Die Kornwestheimer Tagebücher und Band 2 Die Echterdinger Tagebücher Berlin–New York 1979 und 1983.
- 3 Die Darstellung dieses Kapitels stützt sich vor allem auf die Personalakte von Ernst Philipp Paulus (im folgenden stets Philipp Paulus genannt) im Landeskirchlichen Archiv in Stuttgart. Alle Zitate dieses Abschnittes entstammen dieser Akte, falls nicht anders vermerkt.
- 4 Karl Friedrich Paulus ist der Ehemann von Beate Paulus, geborene Hahn (1778–1842). Ihren Lebenslauf hat Philipp Paulus in Beate Paulus, geborene Hahn, oder was eine Mutter kann 1. Auflage Stuttgart 1874 (im folgenden als Beate 1 zitiert) zusammengestellt. Diese Schrift wurde überarbeitet und erweitert durch Rudolf F. Paulus, Beate Paulus, oder was eine Mutter kann 1. Auflage Metzgingen 1970 (im folgenden als Beate 2 zitiert) neu herausgegeben. Ferner ist noch heranzuziehen: Rudolf F. Paulus, Beate Paulus, Was eine Mutter kann; Quellen und Voraussetzungen (im folgenden als Beate 3 zitiert) in Blätter für württembergische Kirchengeschichte (BWKG) 72 1972, S. 234–150.
- 5 Beate 2, S. 214–217.
- 6 Walter Hagen, Johann Friedrich Flattich in Lebensbilder aus Schwaben und Franken, 10. Band Stuttgart 1966, S. 68–71.
- 7 Beate 2, S. 219–220. Die Daten der Lebensläufe der Angehörigen der Familie Paulus sind (soweit nicht anders vermerkt) Richard Paulus, Familienbuch der Familie Paulus (im folgenden als Familienbuch zitiert), Pforzheim 1931 entnommen.
- 8 Beate 2, S. 240. Als Philipp sein Gesuch schrieb, waren die beiden noch nicht an der Universität immatrikuliert. Christoph verdiente als Lehrer. Immanuel verursachte seiner Mutter wenige Kosten, weil er bei Verwandten untergebracht war. Diese relativ billige Zeit ging nun für die Familie zu Ende, da beide studieren sollten.
- 9 Fritz Grünzweig, Die evangelische Brüdergemeinde Korntal, Metzgingen 1957, S. 29.
- 10 F. Grünzweig, a. a. O., S. 83. 13 Beate 1, S. 199 und Familienbuch, S. 85.
- 11 Beate 2, S. 222. 14 Beate 1, S. 209–210.
- 12 Beate 1, S. 197–198. 15 Beate 2, S. 238.
- 16 In dem von den Brüdern Paulus gemeinsam verfaßten Werk Die Principien des Unterrichts und der Erziehung, Stuttgart 1839 (im folgenden als Principien zitiert) berichten sie auf S. 437 über ihre Studienzeit: *Zunächst galt es uns als Aufgabe, alles blos Traditionelle, jeden Glauben an blos menschliche Auctorität von uns abzuschütteln und nur auf dem zu Fußten, was einen festen Boden in der Wirklichkeit hätte. So konnte in manchen einzelnen Erscheinungen unser Leben selbst den Charakter einer Opposition gegen das Bestehende annehmen, da es keineswegs Sache des erst reisenden Urtheils ist, mit vollendeter Sicherheit das Wirkliche vom Schein und das Wesen vom Zufälligen zu scheiden. Wir scheuten uns nicht, in die Anschauung der neueren Speculation einzugehen und aus den Systemen eines Kant, Fichte, Schelling und Hegel diejenigen Elemente unserer Geistesbildung zu entnehmen, ohne die in unserer Zeit und unserem Vaterland niemand mit dem Fortgang der Wissenschaft Schritt halten kann. Wir unterwarfen unseren religiösen Glauben einer wissenschaftlichen Prüfung, die, wenn sie allseitig seyn sollte, bis an die Grenzen des Unglaubens, aber auch wieder an die der Mystik führen mußte.*
- 17 Über Korntalgründer Hoffmann siehe Grünzweig, a. a. O. und Th. Steimle, Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der württembergischen Brüdergemeinden Korntal und Wilhelmsdorf, Korntal 1929. Seine Spannungen mit der Familie Paulus sind in Beate 2 S. 237 und Christoph Hoffmann, Mein Weg nach Jerusalem, Band 1, Jerusalem 1881, S. 568–642 dargestellt.
- 18 Ch. Hoffmann, a. a. O., S. 569.
- 19 Ch. Hoffmann, a. a. O., S. 587.
- 20 Das folgende ist den Gemeinderatsprotokollen der Gemeinde Korntal entnommen.
- 21 Grünzweig, a. a. O., S. 86.
- 22 Principien, S. 448.

- 23 Principien, S. 452.
- 24 Ch. Hoffmann, a. a. O., S. 570.
- 25 Principien, S. 452–453.
- 26 Principien, S. 454.
- 27 Johann Tobias Beck (1804–1878), der spätere Professor in Tübingen, hatte 1836 einen Ruf auf eine Dozentur des Vereins zur Beförderung christlichtheologischer Wissenschaft und christlichen Lebens an der Universität Basel angenommen. Er wurde ab 1837 ein Kritiker des christlichen Anstaltswesens. Daher ist es zunächst erstaunlich, daß er hier als Vermittler für die Finanzierung einer Bildungsanstalt auftritt. Offensichtlich hat ihn Philipp Paulus davon überzeugt, daß er und seine Geschwister etwas anderes als den damals üblichen Anstaltsbetrieb einrichten wollten, nämlich eine nach biblischen Grundsätzen geführte Erziehungsanstalt. H. Hermelink, Geschichte der evangelischen Kirche in Württemberg von der Reformation bis zur Gegenwart, Stuttgart und Tübingen 1949, S. 410–411 und Beate 1 S. 213. Die Principien verschweigen die Unterstützung durch Beck, wohl weil er in Konflikt mit der damals herrschenden Richtung des Pietismus stand.
- 28 140 m.
- 29 315 ar.
- 30 Principien, S. 455–456.
- 31 Principien, S. 456–457 und Ch. Hoffmann a. a. O., S. 589–590.
- 32 Principien, S. 458–459.
- 33 Eduard Paulus, Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Neckarkreis, Inventar, Eßlingen 1906, S. 328–329 und Theo Lorch, Eine Diakonische Gemeinde, Karlshöhe bei Ludwigsburg 1876–1976, Stuttgart 1976 S. 97–98.
- 34 Ch. Hoffmann, a. a. O., S. 589.
- 35 $26,42 \times 15,36 \text{ m}^2 = 406 \text{ m}^2$ Grundfläche.
- 36 $18,15 \times 6,69 \text{ m}^2 = 121 \text{ m}^2$ umbaute Grundfläche.
Das ganze Gebäude ohne den als Betsaal genutzten Gartenpavillon verfügte also über etwa 650 m². Das Güterbuch der Gemeinde Kornwestheim (Stadtarchiv Kornwestheim B 256, Blatt 330) gibt nur etwa 400 m² Grundfläche. Es könnte sein, daß man sich dort bei der Eintragung wegen der unregelmäßigen Grundfläche irrte.
- 37 Principien, S. 458–459.
- 38 Das Privilegium der Gemeinde Korntal ist bei Th. Steimle a. a. O., S. 222 wiedergegeben. Die Brüder Paulus verkauften ihr zweites Haus in Korntal.
- 39 Protokoll des Gemeinderats Kornwestheim in Verwaltungssachen, Stadtarchiv Kornwestheim.
- 40 Ch. Hoffmann, a. a. O., S. 591–592.
- 41 Ch. Hoffmann, a. a. O., S. 558 ff.
- 42 Ch. Hoffmann, a. a. O., S. 584–588.
- 43 Nach den Protokollen des Gemeinderats Kornwestheim in Verwaltungssachen, a. a. O., wurde am 2. 11. 1837 der Feuerversicherungswert des Anwesens auf 18000 Gulden festgesetzt. Die spätere Aufstockung des Gebäudes und die Errichtung eines weiteren Hauses erhöhte diesen Wert auf 24 500 Gulden am 17. 12. 1838.
- 44 Principien, S. 458–459.
- 45 So die Bezeichnung auf dem Titelblatt der Principien.
- 46 Ch. Hoffmann, a. a. O., S. 608 stellt die Abfassung des Werkes so dar, als ob er auch daran mitgearbeitet hätte. In dem Werk erscheint sein Name als Verfasser aber nicht. Das Vorwort ist nur von den vier Brüdern Friedrich, Philipp, Christoph und Immanuel Paulus unterschrieben.
- 47 Ch. Hoffmann, a. a. O., S. 606.
- 48 Um die folgende Darstellung nicht mit zu vielen Fußnoten zu belasten, wird hinter Zitate in Klammern die Angabe der Seite eingefügt, auf denen sie in den Principien zu finden sind.
- 49 Königlich statisch topographisches Bureau (Herausgeber), Das Königreich Württemberg, Stuttgart 1882, 2. Band, S. 261.
- 50 Beate 1, S. 145.
- 51 Ch. Hoffmann, a. a. O., S. 607.
- 52 An dieser Stelle ist der Einfluß der Hegel'schen Philosophie auf das Denken der Brüder Paulus

- nicht zu übersehen. Man kann sie zu dieser Zeit als Junghegelianer einordnen, die allerdings versuchen, aus der Theologie eines Philipp Matthäus Hahn ihr pietistisches Erbe einzubringen. Eine genauere Durchleuchtung dieser Grundhaltung müßte von den Lebenserinnerungen von Ch. Hoffmann, a. a. O., S. 484–495 und 614–616 ausgehen. Sie würde den Umfang dieses Buches sprengen.
- 53 Paul Siebertz, Ferdinand von Steinbeis, ein Wegbereiter der Wirtschaft, Stuttgart 1952, S. 223.
- 54 Württembergischer evangelischer Lehrer- und Unterstützungsverein (Herausgeber), Aus der Zeit König Wilhelm I. von Württemberg, Stuttgart 1913, S. 92–104. Dort ist auch berichtet, daß eine Fahrt von Heilbronn nach Rotterdam und zurück mehr als zwei Monate dauerte. Eine Dampfverbindung zwischen Heilbronn und Mannheim wurde erst 1841 eingerichtet. Der Aufbau der württembergischen Industrie zu ihrer heutigen Weltgeltung begann erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, nachdem das weltweite Netz der Eisenbahnen den Transport verbilligte.
- 55 Es ist aus den erhaltenen Unterlagen über die Salonschule nicht zu ermitteln, ob dort jemals Experimentalphysik in unserem Sinne getrieben wurde. Wahrscheinlicher erscheint mir, daß man den Ausdruck Experimentalphysik zur Abgrenzung des Lehrstoffes gegen die Spekulative Physik nutzte, um anzuzeigen, daß dieses Fach als exakte Naturwissenschaft betrieben werde. Übrigens wollten die Brüder Paulus das Wissen für dieses Gebiet den Humanisten nur einpauken, ohne allzusehr auf Verstehen zu bauen. Deswegen ist es unwahrscheinlich, daß sie Experimente vorgeführt haben.
- 56 Beate 1, S. 91.
- 57 Philipp Matthäus Hahn, Fingerzeig zum Verstand des Königreichs Gottes und Christi, 2. Auflage, Winterthur 1778, S. 22. Zu diesen Vorstellungen Hahns vergleiche vor allem die Kornwestheimer Tagebücher, a. a. O., S. 27.
- 58 Über die Aufnahme dieses Werkes beim lesenden Publikum berichtet Ch. Hoffmann, a. a. O., S. 606–607, daß Wolfgang Menzel in seinem Literaturblatt den Stil mehr originell und sonderbar als musterhaft gefunden habe. Die Verfasser schwebten bald auf Adlersflügeln, bald gingen sie auf Stelzen. Die Vertreter des kirchlich gefärbten Pietismus hätten daran Anstoß genommen, daß in dem Buch eine Christliche Wissenschaft nicht anerkannt werde. Es ist aus Hoffmann's Angaben nicht genau zu ersehen, ob er die Position dieser Kritiker dem Tübinger Suprarationalismus oder einer anderen Gruppierung zurechnet. Die Brüder Paulus brauchten die Theologie zur Begründung ihres Glaubens nicht, weil sie durch die Ereignisse ihrer Jugend vom Wirken Gottes überzeugt waren. Hierin liegt ihre Stellung als Außenseiter des christlich-pietistischen Lagers ihrer Zeit begründet.
- 59 Das folgende, soweit nicht anders vermerkt, nach Principien, S. 471–477.
- 60 Ch. Hoffmann, a. a. O., S. 602–603.
- 61 Ch. Hoffmann, a. a. O., S. 602.
- 62 Diese Aufgabenaufteilung wurde nach Ch. Hoffmann, a. a. O., S. 603–605 und den Principien, S. 463–464 zusammengestellt.
- 63 Beate 1 S. 219. Über ihre Stellung im Kreise der Familie schreibt ihr Sohn Philipp in Beate 1, S. 217–218: *In diesem Kinderkreis stand sie nun um so mehr da wie die Sonne unter ihren Planeten, da alle etwas von dem Geiste in sich trugen, der sie von Jugend auf beseelte und regierte, und der durch Gottes Gnade von ihr nun auf ihre Kinder übergegangen war.* Allerdings muß man sich beim Studium von Beate 1 immer vergegenwärtigen, daß Philipp dieses Buch nach einem bewegten Leben im hohen Alter und mehr als 30 Jahre nach dem Geschehen aus der Erinnerung schreibt. Einzelheiten dazu enthält Beate 3. Hier sei nur so viel vermerkt, daß Philipp die Biographie seiner Mutter nicht als eine wissenschaftliche Arbeit sondern als erbauliche Schrift zur Darstellung eines Lebens in vorbildlicher Treue zu Christus schrieb. Infolgedessen ist es nicht von Übertreibungen frei, wobei dem Verfasser als rechte Verkündigung eine Tätigkeit im Sinne der damaligen methodistischen Erweckungsarbeit vorschwebte.
- 64 Salonia Heft 30/1876.
- 65 Ludwig Höhn (1815–1858) war im Seminar des Stuttgarter Waisenhauses zum Volksschullehrer ausgebildet worden. Er war kurze Zeit Hauslehrer bei dem Mannheimer Zuckerfabrikanten Reihlen gewesen und hatte dessen Schwägerin geheiratet. Diese starb im Winter 1837/1838 im Kindbett auf dem Salon. Er heiratete darauf am 20. Mai 1845 die älteste Tochter der Beate

- Paulus, die auf die Namen Beate Eleutherie getauft war. Er blieb Lehrer auf dem Salon, schloß sich aber 1853 Ch. Hoffmann an und verließ die Schule. Fast erblindet starb er auf dem Kirschenhardthof bei Winnenden. Familienbuch S. 80 und 159 sowie Ch. Hoffmann, a. a. O., S. 610.
- 66 Principien, S. 463. 68 Principien, S. 461.
 67 Principien, S. 483 und 493. 69 Principien, S. 464.
 70 Die abendlichen Treffen sind erst für die späteren Jahre in dem Manuskript von Immanuel Paulus, genannt Döte, Unsere Ahnen (im folgenden als Ahnen zitiert) aufgeführt, das auszugswise als Manuskript 1974 gedruckt wurde. Bei dem Familienzusammenhalt der Familie Paulus ist diese Einrichtung sicherlich aber schon von Beginn der Schule dagewesen, weil die Geschwister alles gemeinsam absprachen.
- 71 Principien, S. 465. 73 Principien, S. 459.
 72 Principien, S. 469. 74 Principien, S. 498.
 75 Principien, S. 498–485 und 493.
 76 Das folgende nach Principien, S. 459–461.
 77 Principien, S. 474. 83 Principien, S. 498–499.
 78 Principien, S. 483–484. 84 Principien, S. 499–500.
 79 Principien, S. 488. 85 Familienbuch, S. 85.
 80 Principien, S. 468–487. 86 Ahnen, S. 3.
 81 Principien, S. 485. 87 Salonia Heft 5/1870.
 82 Principien, S. 486.
 88 Principien, S. 490.
 89 Principien, S. 492.
 90 Das folgende nach Principien, S. 489–491.
 91 Das folgende nach Salonia 33/1876.
 92 Salonia 36/1876 gibt folgende Übernachtungspunkte: Aich, Bernloch auf der Alb, Marbach in der Nähe von Saulgau, Ravensburg, Lautrach in Vorarlberg, *Nachtlager in der Krone zu Feldkirch*, zwischen Mayenfeld und Zollkirche, *Einkehr und Nachtlager in einer Schenke von Chur*, Blockhaus bei Andeer, Campodeleine auf der Südseite des Splügenpasses, Novade am Nordende des Comersees, hinter Como an der Straße nach Mailand, hinter Barlacina *zwei Stunden vor Mailand*, Nachtlager in der Pensione Svizzera in Mailand, hinter Pavia an der Grenze des Königreichs Piemont-Sardinien, Pancarana in der Nähe des Poflusses, Terton, Valtaggio auf den Appenninen, *Nachtlager in Genua bei Herrn Schobinger à la Reine des Isles* (zwei Nächte), Grase der Bochette, Novi, Alessandria, Mortara (*Abentheuer mit dem Wirth in Montara am folgenden Morgen*), hinter Montara. Hier verlassen mich die genauen Aufzeichnungen. Dagegen weiß ich, daß die Reise fortging über Arona, die Borromäischen Inseln, Domo d'Ossola, Simplon (*Bivouac eine halbe Stunde unter dem Hospiz auf der Nordseite*), Brieg, Gestelen, Rhonegletscher, Furka-Paß, Andermatt, Altdorf, Fluelen, Luzern, Zug, Zürich, Schaffhausen, Rottweil.
- Aus dieser Aufzählung ergeben sich folgende Marschleistungen:
 – Bis Chur: 8 Übernachtungen,
 – von Chur bis Mailand: 5 Übernachtungen und
 – von Mailand bis Genua: 3 Übernachtungen.
- 93 Immanuel Paulus. 95 Salonia 31/1876.
 94 Christoph Paulus. 96 Beate 1, S. 215–217 und 219.
 97 Die Leitfäden scheinen zunächst nicht als Bücher verlegt worden zu sein. So besitzt die Württembergische Landesbibliothek von ihnen erst Exemplare aus der Zeit nach 1852, als der Schulbetreib sich bereits in einem Auflösungsstadium befand. Nach Ch. Hoffmann, a. a. O., wurden in den Jahren bis 1847 geschrieben:
 – Ein Leitfaden für den Unterricht in Geometrie von Christoph Paulus (S. 617),
 – ein Leitfaden für den Unterricht in Geschichte von Ch. Hoffmann (Mein Weg nach Jerusalem, Band 2, Jerusalem 1884, S. 63) und
 – der erste Teil einer deutschen Grammatik von Ch. Hoffmann (Band 2, S. 63).
 Auffällig ist, daß keiner der drei Theologen auf dem Salon einen Leitfaden für den Unterricht in Religion geschrieben zu haben scheint.

- 98 Ernst Philipp Paulus, Die wissenschaftliche Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg, Stuttgart 1841, S. 16–20.
- 99 Beate 1, S. 218 wird berichtet, daß Erbauungssuchende aus Ludwigsburg, Kornwestheim, Oßweil, Pflugfelden und Möglingen sich zu den Sonntagsgottesdiensten auf dem Salon in großer Zahl einfanden. Gewöhnlich sei im Betsaal für sie alle nicht genügend Platz gewesen. Man habe deswegen noch Stühle in das anschließende Wohnzimmer und den Gang zu ihm gestellt. Außerdem hätten noch Zuhörer an den Fenstern gestanden. An Sonntagabenden seien häufig Gesinnungsgenossen aus der Umgebung zur Unterhaltung mit der Familie Paulus vorbeigekommen.
- 100 Principien, S. 484.
- 101 Ernst Philipp Paulus, Die wissenschaftliche Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg, 2. Auflage, Stuttgart 1842, S. 39. Einzelheiten über diese Neugestaltung gibt die Unterschrift zur hier beigefügten Beilage Nr. II dieser Schrift.
- 102 Über die Arbeiten an einer neuen Philosophie schreibt Ch. Hoffmann Band 1, a. a. O., ab dem 4. Buch und Band 2, 1. und 2. Buch.
- 103 H. Hermelink, a. a. O., S. 408–409 und Ch. Hoffmann Band 2, a. a. O., S. 100–115.
- 104 Ch. Hoffmann, Band 2, a. a. O., S. 153–154.
- 105 Das Familienbuch gibt folgende Daten:
- a. Dr. Karl Friedrich Paulus (genannt Doktoronkel) geboren 27. 3. 1804, gestorben 4. 2. 1867. In erster Ehe verheiratet mit Friederike Christiane geborene Bender (1813–1848) am 16. 4. 1839. In zweiter Ehe verheiratet mit Karoline Friederike geborene Ergenzinger (1818–1857) am 29. 8. 1850.
 - b. Ernst Philipp Paulus (genannt Direktor) geboren 25. 5. 1809, gestorben 11. 10. 1878. Verheiratet mit Elisabeth Agathe geborene Josenhans (1815–1903) am 2. 8. 1840.
 - c. Christoph Paulus, geboren 1. 5. 1811, gestorben 1. 9. 1893. In erster Ehe verheiratet mit Maria geborene Hahn (1820–1849) am 14. 11. 1844. In zweiter Ehe verheiratet mit Sophie geborene Göz, verwitwete Bohnenberger am 26. 9. 1850.
 - d. Immanuel Paulus, geboren 6. 7. 1814, gestorben 19. 7. 1876. In erster Ehe verheiratet mit Maria geborene Käss (1827–1849) am 28. 5. 1846. In zweiter Ehe verheiratet mit Hanna geborene Baumann (1829–1907) am 19. 2. 1850.
 - e. Christoph Hoffmann, geboren 2. 12. 1815, gestorben 21. 7. 1893. Verheiratet mit Pauline geborene Paulus (1818–1893) am 16. 5. 1841.
 - f. Ludwig Höhn, siehe Fußnote 65.
- 106 Ch. Hoffmann, Band 1, a. a. O., S. 696.
- 107 Ahnen, S. 7. Dort wird auch berichtet, es soll Streitigkeiten zwischen den Ehefrauen gegeben haben, die mit ein Grund für die Krise der Schule gewesen seien.
- 108 Der Verlauf der Revolution von 1848/49 wird hier als bekannt vorausgesetzt. Eine gedrängte Zusammenstellung für Ludwigsburg gibt Otto Borst, Ludwigsburg in der deutschen Revolution des 19. Jahrhunderts; herausgegeben vom Hauptamt der Stadt Ludwigsburg 1982, Zusammenstellung Stadtarchiv. Neben dem hier aus Privatbesitz zitierten Brief bringt die Salonia im 3. Jahrgang 1870 auf den Seiten 37, 41, 42, 45, 49 und 53 einen mit Verfassernamen B. gezeichneten Artikel Der Salon im Belagerungszustand. Ch. Hoffmann widmet das 3. Buch des 2. Bandes seiner Memoiren den Geschehnissen aus seiner Sicht. Schließlich bringen die Ahnen noch einige wichtige Zusätze.
- 109 Doktors = Familie von Doktoronkel Friedrich Paulus
Höhns = Familie von Ludwig Höhn;
Apothekers in Korntal = Familie von Wilhelm Paulus.
- 110 David Friedrich Strauss und Christoph Hoffmann bewarben sich um die Wahl zum Abgeordneten des Wahlkreises Ludwigsburg in der Deutschen Nationalversammlung, die im Mai 1848 in der Frankfurter Paulskirche zusammentrat.
- 111 24. April 1848.
- 112 In der Salonia 3, 1870 findet sich auf Seite 41 eine Beschreibung einer solchen Katzenmusik. Ein Wahlwerber für Strauss *hatte sich müde gelaufen im Wahlbezirk und erquickte sich ruhig in Kornwestheim im Löwen. Daselbst saßen auch etliche Bauern, die ihn am Heckerbart als Republikaner erkannten. Sie fragten ihn, ob er auch schon mitgemacht habe bei Katzenmusi-*

ken. »Freilich, schon oft,« erwiderte er. »Wir möchten auch einmal eine hören,« riefen die Bauern, »und du verstehst's, also mach uns eine Musik.« »Das kann Einer allein nicht,« erwiderte der Mann der Freiheit und belehrte die Bauern, daß dazu viele gehören. »Nichts da,« riefen diese, »du kannst's aus dem Fundament, also mach eine Katzenmusik.« Zugleich zupfte ihn einer am Bart und rieß ihm so lange Haare heraus, bis er der Forderung: »Schrei einmal wie ein Katze,« nachkam. Hierauf mußte er schreien wie eine Sau, dann wie ein Kalb und so fort, bis fast sein ganzer Bart ausgerauft war. Da ließen sie ihn endlich laufen und bedankten sich bei ihm, daß er ihnen allein eine so schöne Katzenmusik habe machen können. Sie haben es gleich gemerkt, daß er's aus dem Fundament verstehe.

- 113 Nach Salonia, a. a. O., S. 41–42, hatte die Leitung ein Bauer übernommen, der während der Befreiungskriege 1813–1815 Wachtmeister gewesen war. Die Zöglinge des Salons wurden beim Beginn der Unruhen mit einem Lehrer auf eine Exkursion geschickt. Nur ein Schüler hatte sich krank gestellt und war noch die ganze Zeit über im Haus.
- 114 Nach Salonia, a. a. O., S. 42, hatten sich einige Soldaten zum Sturm auf den Salon aufgemacht. Aber ein in der Nähe wohnender Hauptmann hätte sie kommen hören. Er sei im Hemd auf die Straße gegangen und habe den Soldaten befohlen, sich in ihre Kaserne zurück zu begeben, was diese dann auch taten.
- 115 Gemäß Salonia, a. a. O., S. 45, seien an diesen Demonstrationen auch Turner aus Cannstatt, Marbach und anderen Orten beteiligt gewesen. Auf dem Salon hätten sich nach und nach etwa vierhundert Bauern aus Kornwestheim, Zuffenhausen, Pflugfelden, Stammheim, Möglingen und anderen Orten eingefunden. Darüber hinaus habe man eine Alarmierung zusätzlicher Bauern eingerichtet. Ein Raufbold auf der Seite der Bauern habe die von den Salonbesitzern angebotenen Speisen und Trank mit den Worten abgelehnt: *Ja, wissen Sie, wenn es heute Nacht etwas gibt, da werde ich gleich unter den Ersten sein, und wenn nun mir etwas menschliches zustieße, so möchte ich doch nüchtern in die andere Welt kommen.*
- 116 Vermutlich eine Magd.
- 117 Nach Salonia, a. a. O., S. 49, waren die Soldaten im Salonwald versteckt. Die Bauern seien auf die Zusicherung des Schutzes der Gebäude nach Hause gegangen.
- 118 Maria, geborene Hahn, die Ehefrau von Christoph Paulus, die am 11. März 1848 einen Sohn Christoph Daniel geboren hatte (Familienbuch, S. 182).
- 119 Die Familie des Doktoronkels Friedrich Paulus.
- 120 Beate Höhn, die älteste Schwester der Brüder Paulus.
- 121 Der Ehemann der Schreiberin, Immanuel Paulus.
- 122 Salonia, a. a. O., S. 48, legt diesen Besuch beim Innenminister Duvernoy schon auf die Zeit während der Wahl. Ch. Hoffmann, Band 2, a. a. O., S. 227–228, beschreibt den Verlauf dieser Audienz. Die beiden Bittsteller hätten den Minister nur unter Berufung auf die Wahlfreiheit zum Eingreifen veranlassen können.
- 123 Der älteste Sohn von Immanuel Paulus, Friedrich Martin Immanuel, geboren 13. Juni 1848, gestorben 26. August 1872 (Familienbuch, S. 185).
- 124 Ch. Hoffmann, Band 2, a. a. O., S. 300.
- 125 Ahnen, S. 5–6.
- 126 Ahnen, S. 6. Onkel Christoph ist wahrscheinlich Christoph Paulus.
- 127 Wo nicht anders vermerkt, stammen die folgenden Angaben aus Ahnen, und zwar aus der von der Familiengemeinschaft Gebhardt–Paulus–Hoffmann herausgegebenen verkürzten Fassung.
- 128 Ahnen, S. 4–5. 130 Ahnen, S. 8.
- 129 Ahnen, S. 5. 131 Ahnen, S. 6.
- 132 Ahnen, S. 6.
- 133 Ch. Hoffmann, Band 2, a. a. O., S. 239–293. Damals gab es in Württemberg nur zwei anerkannte Religionsgemeinschaften, die Evangelische Lutherische und die Katholische Kirche. Ch. Hoffmann war im Paulskirchenparlament für die Trennung von Staat und Kirche eingetreten, die auch die Freiheit der Ausübung ihres Kultes für jede religiöse Gemeinschaft gebracht hätte. Außerdem plädierte er für Loslösung der Schule von der kirchlichen Aufsicht.
- 134 Ch. Hoffmann, Band 2, a. a. O., S. 258.
- 135 Ch. Hoffmann, Band 2, a. a. O., S. 295 ff.

- 163 Salonia 8/1870.
 164 Flugblatt.
 165 Flugblatt und Familienbuch, S. 81, 98 und 179.
 166 Familienbuch, S. 170.
 167 Familienbuch, S. 161 und Hermann Hesse Kindheit und Jugend, Suhrkamp Taschenbuch Nr. 1002, Frankfurt/M. 1984, S. 154 sowie Flugblatt.
 168 Familienbuch, S. 178 und 185.
 169 Flugblatt und Ahnen, S. 18.
 170 Ahnen, S. 15.
 171 Stadtarchiv Kornwestheim, Güterbuch von 1852 B 256 Blatt 330 und 331.
 172 Nach Ahnen, S. 15–16 hatte jeder der Stammlehrer zweimal wöchentlich das Diariat. Döte war es dienstags und freitags zugeteilt. Die Aufsicht über die Morgen- und Abendhora sei durch einen anderen Lehrer übernommen worden, damit der Diarius auch noch Zeit für andere Aufgaben (z. B. Durchsicht der schriftlichen Arbeiten der Schüler) hatte. Döte hatte dieses Nebenamt mittwochs und samstags inne.
 173 Reduzierung des von den Eltern überwiesenen Taschengeldes der Schüler.
 174 Immanuel Paulus genannt Döte.
 175 Diese Excursion fand am 14. und 15. 6. 1872 statt. Sie ist durch Jakob Göppel in Salonia 34/1872 bis 42/1872 beschrieben.
 176 Nach dem Impressum erschien die Salonia jeden Sonntag.
 177 Friedrich Schiller, Don Carlos, Infant von Spanien, ein dramatisches Gedicht, 2. Akt, 2. Auftritt.
 178 »Im übrigen bin ich davon überzeugt, daß Carthago gerettet werden muß.«
 179 Die Schrift wurde Mitte der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts geschrieben. Die hier geäußerte Ansicht ist durch den verlorenen ersten Weltkrieg und die folgenden Jahre der Inflation bedingt.
 180 Gottlieb Graef, Erinnerungen eines alten Saloners, Verlag Ungeheur & Ulmer, Ludwigsburg 1927, S. 4–7.
 182 Ahnen, S. 15. 184 Ahnen, S. 16.
 183 Ahnen, S. 16. 185 Ahnen, S. 16.
 186 Ahnen, S. 17–18.
 187 Ahnen, S. 18. Über die hier angeführten Salonversammlungen wird unten weiteres berichtet.
 188 Ein entfernter Verwandter der Familie Paulus (Familienbuch, S. 218).
 189 Ahnen, S. 16.
 190 Diese Schülerzeitschrift erschien in 12 Jahrgängen vom 1. März 1868 bis zum 2. Februar 1879. Sie ist im Landeskirchlichen Archiv in Stuttgart und im Familienarchiv Gebhardt–Paulus–Hoffmann vollständig erhalten. Eine Ablichtung befindet sich beim Stadtarchiv Ludwigsburg.
 191 Salonia 1/1868.
 192 Das dritte Kind des Mitbegründers der Anstalt Immanuel Paulus (Familienbuch, S. 186).
 193 Die in unregelmäßigen Abständen eingerückten Berichte über die Israelreise von Döte aus dem Jahre 1869 harren noch ihrer Auswertung für die Geschichtsschreibung des Heiligen Landes. Außerdem hat Döte noch weitere Schriften über dieses Land herausgegeben, die in der Zeitschrift Der Christenbote in den Jahrgängen 1871 bis 1874 und in der Neuen Illustrierten Jugend- & Volksbibliothek 1. Jahrgang 6. Heft Stuttgart 1875 und 2. Jahrgang 4. Heft, Stuttgart 1876 erschienen sind.
 194 Salonia 6/1868.
 195 Salonia 15/1868.
 196 Über den britisch/abessinischen Krieg wird sowohl in Heft 6/1868 als auch 14/1868 berichtet.
 197 Salonia 29/1868.
 198 Salonia 27/1870.
 199 Salonia 32/1870. Weißenburg, Niederbronn und Sedan sind Orte, an denen während dieses Krieges Schlachten geschlagen wurden.
 200 Salonia 36/1870.
 201 Sie sind in Fortsetzungen ab Heft 16/1871 vom 7. Mai 1871 abgedruckt.

- 202 Salonia 11/1871.
- 203 Salonia 19/1871. Die Übersetzung von Fr. Duvernoy aus Kandern erhielt den Preis obwohl sie *nicht nur für mehrere Ausdrücke des deutschen Gedichts die entsprechende Übersetzung in lateinische Prosa nicht fand sondern auch sogar durch zwei grammatikalische Fehler entstellt ist* (Salonia 11/1871).
- 204 Diese Aufgabe wird in Salonia 14/1871 gestellt. In Heft 19/1871 ist eine Lösung abgedruckt, die im württembergischen Correspondenzblatt gegeben wurde, weil die Zöglinge der Anstalt schlechtere Arbeiten eingereicht hatten.
- 205 Salonia 21/1871.
- 206 Ahnen, S. 29.
- 207 Man vergleiche die Einstellung Dötes in seinem Brief vom 4. August 1873, der in Rudolf F. Paulus, *Genealogia Pietistica*, Blätter für württembergische Kirchengeschichte 66/67, 1966/67, S. 185 zitiert ist. Schließlich gab es seit Anfang der 60er Jahre den Familientag der Familie Paulus (Werner Paulus, *Wie alt sind unsere Familientage?* Rundbrief der Familiengemeinschaft Gebhardt-Paulus-Hoffmann, Nr. 24 vom Mai 1983, S. 29–35). Dieser war die Institution, die ohne Rücksicht auf das unterschiedliche religiöse Bekenntnis den Kontakt in der Familie pflegte. In ihm waren und sind vor allem die Nachkommen des Apothekers Wilhelm Paulus tätig und geben damit ihrer ökumenischen Einstellung Ausdruck.
- 208 Salonia 13/1869. 210 Salonia 19/1868.
- 209 Salonia 30/1869. 211 Salonia 21/1868.
- 212 Salonia 22/1868. Poste restante = postlagernd.
- 213 Salonia 24/1868.
- 214 Immanuel Paulus, genannt Döte.
- 215 Salonia 4/1869. 216 Salonia 2/1870.
- 217 Aus dem unveröffentlichten Teil des Manuskriptes von Unsere Ahnen, a. a. O.
- 218 Ahnen, S. 18–20.
- 219 Salonia 1/1872.
- 220 Salonia 32/1873. Diese wie auch die folgenden Erhöhungen wurden ohne jeden weiteren Hinweis in das Impressum der Zeitschrift eingerückt.
- 221 Salonia 1/1874.
- 222 Salonia 32/1872. 223 Ahnen, S. 19.
- 224 Salonia 34/1873. Döte hatte 1869 als Historiker an der Universität Tübingen promoviert.
- 225 Inspektor Wilhelm Paulus, genannt Helm.
- 226 Familienbuch, S. 171.
- 227 Ahnen, S. 20. Zum Vergleich: Professor Paul von Groth erhielt 1883 bei seiner Berufung als ordentlicher Professor der Mineralogie an die Universität München einen Anfangsgehalt von jährlich 6000 Reichsmark. Ferner wurden ihm jährlich 1500 Reichsmark zur Bezahlung eines Assistenten zugestanden (O. Faltheimer, *Ein Münchener Mineraloge aus Sachsen, Kultur & Technik*, Heft 1, 1985, S. 47).
- 228 Neben der Auswertung der Israelreise hat er zwischen 1877 und 1892 insgesamt 13 Bändchen Jugenderzählungen vor allem aus biblischer Zeit in der Deutschen Jugend- und Volksbibliothek im Verlag Steinkopf, Stuttgart veröffentlicht.
- 229 Ludwig Schneller, *Auf allerhand Schulbänken*, Leipzig 1919, S. 81–89.
- 230 Salonia 32/1872.
- 231 Ahnen, S. 19–20. 232 Familienbuch, S. 170.
- 233 Hermann Hesse, *Kindheit und Jugend*, a. a. O., S. 154.
- 234 Ahnen, S. 20.
- 235 Russisch-türkischer Krieg, der im folgenden Jahr mit den Absprachen des Berliner Kongresses beendet wurde.
- 236 Bis hierher Salonia 14/1877. Das folgende in 15/1877.
- 237 Salonia 39/1869.
- 238 Familienbuch, S. 210. Rudolf F. Paulus, 100 Jahre Familientag – 30 Jahre Familienbuch, Rundbrief der Familiengemeinschaft Gebhardt-Paulus-Hoffmann, Nr. 5/1963, S. 15–16. Werner Paulus, *Wie alt sind unsere Familientage?* a. a. O.
- 239 Theo Lorch, *Eine diakonische Gemeinde, Karlshöhe 1876–1976*, Stuttgart 1976, S. 19.

Mörikes Verhältnis zum Katholizismus

von Hans Janssen

Vergegenwärtigen wir uns Mörikes Leben und Werk, so fällt demjenigen der sich eingehender damit beschäftigt auf, daß sich eine mehr oder weniger starke Affinität zum Katholizismus durch dasselbe zieht.

Dieses Phänomen erstaunt um so mehr, als wir bedenken müssen, daß der Dichter hauptberuflich protestantischer Pfarrer gewesen ist. Zeugnisse hierfür finden sich sowohl in seiner Vita als auch in seiner Lyrik und Prosa.

Schon das 1828 entstandene Gedicht »Josephine«¹ bezeugt, daß er in Scheer das Hochamt besucht hat, dessen Atmosphäre er besonders in der ersten Strophe zum Ausdruck bringt. Zwei weitere Gedichte in den Jahren 1837 und 1845 entstanden, beschreiben subjektive Erfahrungen. Im ersten »Auf einen fanatischen Priester«² betitelt, schildert er einen katholischen Priester, den er als einen armseligen Repräsentanten bezeichnet, weil jener sich darüber empört, daß Mörike vergaß seinen Hut vor einem Leichenkondukt abzunehmen. Das andere Gedicht »Katholischer Gottesdienst«³ überschrieben, drückt Gefühle und Gedanken aus, die ihm bei einer Teilnahme desselben gekommen sind. In weiteren Gedichten, die christliche Motive beinhalten, finden wir u. a. einen leichten Anklang der Marienverehrung.⁴ Wir sollten dieses allerdings nicht zu sehr als eine Tendenz zum Katholischen werten, da ungefähr zur gleichen Zeit Mariendichtungen von protestantischen Dichtern wie Hölderlin und Novalis entstehen.⁵ In der Mörike-Literatur⁶ wird das Gedicht »Des alten Pfarrers Woche« von A. von Droste-Hülshoff⁷ als das katholische Gegenstück zu Mörikes 1840 entstandenem »Der alte Turmhahn« bezeichnet. Mit Sicherheit können wir davon ausgehen, daß Mörike dieses 1839 veröffentlichte Gedicht nicht kannte und mit seiner Idylle bei all seiner Affinität zum Katholizismus kein protestantisches Pendant schaffen wollte.

In der 1832 erschienenen Novelle »Maler Nolten« wird unser Thema nur am Rande erwähnt. An einer Stelle äußert Larkens, daß man Nolten für einen heimlichen Anhänger der katholischen Kirche hält.⁸ Aber schon in dem Prosawerk »Bruchstücke eines Romans«, das wohl 1833–1836 entstanden ist,⁹ begegnen wir dem Konfessionsunterschied als zentralem Thema. Angehörige einer Wiener Adelsfamilie stehen im Begriff von der katholischen Konfession zur evangelischen überzutreten. Den evangelischen Geistlichen, der Gräfin Helene unterrichtet, erfährt eine tiefe Zuneigung zu ihr und wir lesen: »es ist nicht bloß das schöne Mädchen, es ist die Katholikin, die er liebt ...«¹⁰

Eine umgekehrte Situation finden wir übrigens innerhalb der Romanliteratur unseres Jahrhunderts in O. Flakes »Old Man«.¹¹ Hier verliebt sich die evangelische Bettine in den katholischen Geistlichen, der ihr den Konvertitenunterricht erteilt.

Zahlreich sind die überlieferten Zeugnisse, die uns einen Einblick vermitteln, wie Mörike im täglichen Leben mit der katholischen Konfession konfrontiert wird und sie nach und nach in seine Welt einbezieht. Schon in einem Brief aus Cleversulzbach, wo er als Pfarrer wirkte, berichtet er seinem Urfreund Wilhelm Hartlaub von einem Kruzifix, das er als Geschenk erhalten hat:

... »Das ganze ist ein Reliquienschrein; denn auf der Rückseite sind zwei sich durchschneidende Schieber angebracht, worunter die winzigen Reste verschiedener Heiligen vom Kalvarienberg usw., in bunte Seide eingenäht, mit Flor und Silberdraht geziert, verborgen liegen. Das Stück gehörte ehemals einer Kirche im Thurgau. Es riecht sehr stark nach Weihrauch ... durch diese beiden ehrwürdigen Gegenstände

nun wurde natürlich Klärchens Verlangen, ihren Hausaltar wieder hergestellt zu sehen, aufs neue belebt, und ich war hiezu sehr gern behilflich, in dem ich die obere Stube ausschliesslich zur Kirche bestimmte. Die Einrichtung begann damit, daß man das lange Bücherbrett mit den Regierungsblättern entfernte und die alten Gemälde aufhing. Der frisch gedeckte Altar steht zwischen beiden Fenstern ... darüber hängt das Kruzifix und das Marienbild ... Das ganze Gemach hat durch die rohen, weissen Wände und die Entfernung aller eigentlichen Stubenmöbel in der That etwas Kirchliches. Als wir die Mutter hineinführten, sagte sie: »Es ist schön, aber katholisch, schwärmerisch!«¹²

Nach seiner Pensionierung mietet er sich mit seiner Schwester Klara nach einem kurzen Aufenthalt in Schwäbisch-Hall im Frühjahr 1845 in Mergentheim im Hause der katholischen Familie von Speeth ein. Schon bald darauf entwickelte sich eine Freundschaft der Geschwister zu der Tochter Margarethe. Hierdurch gerät er im Verlauf der folgenden Jahre immer stärker in den Bannkreis der katholischen Kirche. In seinem täglich geführten Mergentheimer Haushaltungsbuch finden wir bereits am 10. 3. 1846¹³) eine Zeichnung, die einen Rosenkranz darstellt und sich auf Gretchen bezieht. Wenig später (6. 4.) drückt er seine Sorge über die hoffentlich gute Rückkehr Klärchens mit dem Reisewagen durch ein Stoßgebet an Gott und die allerseligste Jungfrau Maria aus. Weiter lesen wir, daß er Ostern mit Gretchen zusammen die Messe besucht und die Kommunion empfangen hat, worauf die Zeichnung eines Hostienkelches und einer monstranzähnlichen Gloriole mit entsprechender Notiz hinweisen. Auch finden wir hierin Skizzen des Kirchturms der katholischen Stadtpfarrkirche, den Mörike öfters bestiegen hat, einer geschmückten Kommunionskerze als Zeichen des weißen Sonntags (18. 4.) und Bildnisse der Heiligen Wolfgang und Johannes Nepomuk.¹⁴ Im selben Jahr entstehen zwei eigenhändig gemalte Elfenbeinminiaturen, die die Hl. Veronika mit dem Schweißstuch und die Madonna mit dem Kinde darstellen.¹⁵

Am Fronleichnamfest schmückt er seine Wohnung, was das Entsetzen des Mergentheimer evangelischen Stadtpfarrers Wüst, der Mörikes katholische Neigungen mit Sorge beobachtet, hervorruft. In einem Brief an Hartlaub, der davon erfahren hat, rechtfertigt sich Mörike daraufhin wie folgt:

... Es hatte aber wirklich den Anschein, als wenn Ihr dem Gerede von auffallend häufigem Besuch der katholischen Kirche, von einem Mitmachen der Zeremonien etc. voreiligen Glauben geschenkt und etwas Strafendes in Eure Haltung hätten legen wollen ...¹⁶

Noch 1867, zwanzig Jahre später, erfahren wir von einer Teilnahme am Fronleichnamfest, sodaß diese Rechtfertigung nicht so überzeugend wirkt. Einige dieser Briefe an Hartlaub enthalten neben dem Datum auch den Tag des Heiligen, an dem der Brief verfaßt wurde.

1851, sechs Jahre nachdem er Margarethe Speeth kennengelernt hat, heiratet er die Katholikin. Sie selber hat sich über den Konfessionsunterschied der Eheleute in einem Brief an Theodor Storm einige Jahre nach Mörikes Tod geäußert:

... „Sie haben in den verschiedenen Confessionen bei Ed. und mir, einen Beitrag erblickt zu der Maase von Bestätigungen, dass sich nur Gleich und Gleich paaren solle; – wenn ich auch zugeben muss dass eben meine Religion im Gegensatz zu der grossen ganz lutherischen Verwandtschaft und Freundeskreis Eduards schwer gewogen hat, also wie eine fremde Ausgestossene ignorirt hat, so kann ich doch durchaus nicht ein Wort oder eine That von meinem Manne mir denken, wo er mich d. h. mich völlig verabsäumt, unbekümmert ja herzlos bei Seite gelassen, und in dieser Beziehung gekränkt, oder mir meine Religionsausübung erschwert, und mir irgend etwas in den Weg gelegt hätte; im Gegentheil er war da immer gut, und

blieb auch in Stuttg. wie er in Merg. war: er interessierte sich für das Katholische – ging mit mir (wie oft!) in eine kath. Kirche wenn wir an solcher vorbeikamen – machte mir im Leben viele Freude durch kl. Handarbeiten etc die Bezug auf meine Kirche hatten; kurz in Beziehung auf unsere verschiedenen Bekenntnisse ist niemals zwischen uns ein missliebiges Wort geredet noch der Friede gebrochen worden ...“¹⁷

Welche Folgerungen können wir aus den hier dargelegten Fakten ziehen? Auffallend ist, daß Mörikes Interesse für den Katholizismus besonders sichtbaren Ausdruck sowohl in seinem täglichen Leben als auch in seiner Dichtung in den Jahren seiner Freundschaft und aufkommenden Liebe zu Margarethe Speeth erfährt. Er besucht in dieser Zeit die Messe und fühlt sich vom Kultus und anderen äußeren die Sinne anregenden Dingen derselben angezogen; denn »Weihrauch hat ein Gefühl auf ihn« wie er schreibt.¹⁸ Den katholischen Klerus lehnt er dagegen ab, ja er mokiert sich gelegentlich sogar über ihn, wie wir den oben zitierten Gedichten entnehmen. Auch die durch einen Triebel gedrehte Rätsche, mit der die Katholiken in der Karwoche zur Kirche gerufen werden, bezeichnet er Hartlaub gegenüber als abgeschmacktes Getöse, gegenüber dem schönen evangelischen Geläut.¹⁹ In seiner anerzogenen evangelischen Konfession fühlt er sich zwar eingeeignet, aber nicht unbedingt an sie gebunden. Ihre Nüchternheit sagt ihm wenig zu und insbesondere ihre Formen sprechen ihn kaum an. Hierbei müssen wir uns vergegenwärtigen, daß in der württembergischen Landeskirche seit der Liturgiereform im Jahre 1809 der Gottesdienst ein geradezu calvinistisches Gepräge aufweist. Die katholische Frömmigkeit dagegen erlaubt seinem persönlichen Wesen, das man vom dichterischen nicht zu trennen vermag, eine stärkere und ihm gemäßigere Ausdrucksform zu finden als die nüchterne evangelische. Ebenso finden seine Phantasie und sein ästhetisches Bedürfnis hier eine Befriedigung. Trotzdem hält er die äußeren Formen beider Konfessionen noch für unvollkommen.

Aller Orthodoxie abhold, bleibt seine theologische Lehrmeinung protestantisch, denn mit der katholischen Lehre hat er sich niemals auseinandergesetzt. Sein ausgeprägtes Interesse für den Katholizismus läßt aber keineswegs den Gedanken in ihm aufkommen zu konvertieren, denn beide Konfessionen stehen für ihn gleichwertig nebeneinander. Schon in einem seiner Musterkärtchen schreibt er am 2. 5. 1845: »Wegen jener Judenmatzen, daran wir uns nicht verschmatzen, wegen jener Wallfahrtswecken, die doch etwas besser schmecken, seid nun gänzlich ohne Sorgen, denn wir bleiben doch geborgen, lassen uns vom wahren Glauben auch gewiss kein Jota rauben.«²⁰ Seiner katholischen Ehefrau, die bewußt streng gläubig gewesen sein soll, zeigt er sich stets tolerant gegenüber. Bei dem aufgezeigten Für und Wider müssen wir konstatieren, daß Mörike die Dogmen- und Sakramentenlehre der katholischen Kirche fremd bleiben, ihn dagegen Liturgie und Kultus, seinem Naturell entsprechend, stark anziehen. Sein Biograph Maync sieht in dieser katholisierenden Neigung eine Erscheinung der Spätromantik, die meines Erachtens ihren Ursprung und Höhepunkt in der Romantik hat und in mehreren Konversionen von Dichtern dieser Zeit ihren sichtbaren Ausdruck gefunden hat.

Anmerkungen

- ¹ Mörike: Werke S. 36
- ² Mörike: Werke S. 281
- ⁴ Mörike: Werke S. 289
- ⁴ Mörike: Werke S. 106 Auf ein altes Bild. Schlafendes Jesuskind
S. 230 Corona Christi
- ⁵ Hölderlin: Werke S. 477 An die Madonna. Novalis: Werke S. 198; Ich sehe dich in tausend
Bildern
- ⁶ Maync: S. 265
- ⁷ Droste-Hülshoff: Werke Bd. 1. S. 784
- ⁸ Mörike: Werke S. 592
- ⁹ Unger: S. 75
- ¹⁰ Mörike: Werke S. 1028
- ¹¹ Flake: S. 152ff
- ¹² Mörike: Briefe an Hartlaub: 7. 12. 1840
- ¹³ Haushaltungsbuch S. 7
- ¹⁴ Haushaltungsbuch S. 9 (3.4. u. 6.4.) S. 8, 10 u. 12
- ¹⁵ E. Mörike und seine Freunde. S. 157
Koschlig: S. 119, 227
- ¹⁶ Mörike: Briefe an Hartlaub: 24.9. 1845
- ¹⁷ Th. Storm – Ed. Mörike: Briefwechsel: 21. 11. 1882
- ¹⁸ Mörike: Briefe an seine Braut Luise Rau: 14./15. 12. 1829
- ¹⁹ Mörike: Briefe an W. Hartlaub: Im März 1845, S. 229
- ²⁰ Haushaltungsbuch, 1909: S. 11

Literatur

- Mörike, Eduard: Werke. Wiesbaden o.J.
Freundeslieb und Treu'. 250 Briefe Ed. Mörikes an Wilhelm Hartlaub. Leipzig 1938
Mörike, Eduard: Briefe an seine Braut Luise Rau. München 1965
Theodor Storm – Eduard Mörike. Th. Storm – Margarethe Mörike. Briefwechsel. Berlin 1978
Eduard Mörike und seine Freunde. Mörike-Sammlung Dr. Fritz Kauffmann. Stuttgart 1965
Eduard Mörikes Haushaltungsbuch. Bad Mergentheim 1951
Eduard Mörikes Haushaltungsbuch. Stuttgart 1909
Maync, Harry: Eduard Mörike. Stuttgart 1902
Unger, Helga: Mörike Kommentar zu sämtlichen Werken. München 1970
Hafferberg, Ilse: Das Christliche in Mörikes Leben und Werk. Phil. –
Diss. München 1952
Koschlig, Manfred: Mörike in seiner Welt. Stuttgart 1954
Flake, Otto: Old man. Kassel 1948
Droste-Hülshoff, Annette von: Sämtliche Werke, Bd. 1. 2. München 1973
Hölderlin, Friedrich: Werke. Tübingen o. J.
Novalis: Werke in e. Band. München 1981
Die Religion in Geschichte und Gegenwart. 3. völlig neu bearb. Aufl. Bd 1–6. Tübingen
1957–1965

Der Gemeinderat in Kornwestheim 1880–1980*

Strukturen und Wandlungen einer kommunalen Führungselite

von Willi A. Boelcke

Wer die Geschichte Kornwestheims näher kennt, weiß, daß sich hier Entwicklungen vollzogen, die sich mitunter erheblich von denen in anderen Städten und Dörfern Württembergs unterschieden. Das zwischen zwei einstigen Residenzstädten nicht ungefährlich eingekleitete Kornwestheim konnte wohl niemals als eine Art statistischer Musterknabe gelten, weil es immer wieder seine Eigenständigkeit durch ein Abweichen von statistischen Landesdurchschnitten unterstrich. Bereits als Bauerndorf lag es durch seine Wohlhabenheit weit über der Norm württembergischer Landgemeinden. Und seit Ende des 19. Jahrhunderts in den Sog der Industrialisierung hineingepreßt, übersprang es wiederum alle gewohnten Maßstäbe. In Kornwestheim spielte sich seit 1900 eine Bevölkerungsexplosion ab, immer wieder angestachelt durch das gleichzeitige, ebenfalls exponentielle Wachstum vorhandener industriell-gewerblicher Arbeitsplätze. Mit der Vermehrung der Einwohnerzahl (1907: 3400, 1927: 8400, 1950: knapp 21000 und 1968: über 28000) verschränkte sich ein noch stärkerer Anstieg des Industrialisierungsgrades, so daß der Bevölkerungsdruck, die stoßweise Zuwanderung nicht wie heute in den Entwicklungsländern Massenarbeitslosigkeit hervorbrachte, sondern eine sehr lebensfähige und lebendige Industriestadt entstand, in der immer mehr Menschen gern sesshaft werden wollten. Mit fast 89 industriellen Arbeitsplätzen je 100 Einwohner nahm Kornwestheim 1913 im damaligen Württemberg eine unbestrittene Spitzenposition ein. Aus dem Ort ließ sich der Arbeitskräftehunger der örtlichen Industrie nicht mehr stillen, so daß sich Kornwestheim hauptsächlich während der Wachstumsphasen der Salamanderwerke zum Hauptzielort einer täglichen Pendelwanderung der Einpendler aus dem Stuttgarter Großraum entwickelte. Unaufhaltsam gestaltete sich durch Industrie und Verschiebebahnhof Kornwestheims Aufstieg zur modernen Industriestadt, gekrönt 1931 in der rechtlich vollzogenen Stadterhebung und genau am gleichen Tage nach weiteren 25 Jahren durch die Erklärung zur Großen Kreisstadt 1956, eine weitere Anerkennung der Fähigkeit der Kornwestheimer zu städtischer Selbstverwaltung. Aber mit dem grundumstürzenden Wandel von der Ackergemeinde zur Industriestadt endeten nicht die Sternstunden in Kornwestheims Geschichte. Wohl überraschend für viele, für manche auch schmerzlich, verlor Kornwestheim in den letzten Jahren mehr und mehr seinen Charakter als industrieller Ballungsraum und mauserte sich zu einer begehrten Wohnstadt im Grünen, zu einer Stadt mit zunehmender Auspendlerzahl, in der man wohnte und seine Freizeit zu verbringen sich gewöhnte, aber zur täglichen Arbeit nach auswärts fuhr. Die Uhren zeigten eine neue Etappe in der Stadtgeschichte an, auf die sich das Rathaus längst eingestellt hat. Man hat den Eindruck, daß die Kornwestheimer die Chancen der Geschichte, die sich ihrem Orte boten, nie verschlafen haben. Was beispielsweise von den Ludwigsburgern, was noch zu beweisen ist, nicht im gleichen Maße sich behaupten ließe. Doch wer mit Kornwestheim verheiratet ist, mußte sich daran gewöhnen, daß er ein recht wandelbares Geschöpf in den Armen hielt, das immer wieder mit anderem, neuem Aussehen aufwartete und das auch in Zukunft vorhat.

* Vortrag, gehalten in der Sondersitzung des Gemeinderats Kornwestheim am 27. März 1981.

In Kornwestheim war seit 1890 zu viel in Bewegung, als daß man auf dem Rathaus oder im Gemeinderat geruhsam die Zeit verstreichen lassen konnte. Die Industrialisierung, die Eisenbahnbauten, die Verstädterung, die Fülle sich daraus ergebender und dringend zu lösender Probleme haben sicher entscheidend dazu beigetragen, daß die Kommunalpolitik nicht ins Abseits einer beschaulichen Domäne von Kirchturmspolitikern geriet. Der durch Untätigkeit aufgefallene Schultheiß Völmle zu Anfang unseres Jahrhunderts wurde rasch aus seinem Amt entfernt. Seine Nachfolger, soweit sie längere Zeit amtierten, nützten die sich in der süddeutschen Ratsverfassung einem starken und initiativfreudigen Gemeindeoberhaupt eröffnenden Chancen zur Entfaltung von Tatkraft und Ideen. In Kornwestheim mußte nicht erst – wie anderswo – in neuester Zeit die Kommunalpolitik und ihr hoher Stellenwert wiederentdeckt oder gar propagiert werden; sie durfte stets mit der ebenso aufmerksamen wie kritischen Anteilnahme eines Großteils der Bürgerschaft rechnen. Völlige Apathie gegenüber den Gemeindebelangen gab es nicht, ein gesunder Bürgersinn aber entfaltete sich nur langsam. Der Hoffnung, daß sich das mit der Stadterhebung ändern sollte, gab Bürgermeister Steimle in seiner Rede anlässlich der Stadterhebungsfeierlichkeiten 1931 Ausdruck.

Eine gute Kommunalpolitik, dem Wesen nach Gesellschaftspolitik, war Voraussetzung für das Wohlergehen der Gemeinde. Dessen war man sich auf dem Rathaus bewußt, nur wurde Gemeindewohl von den Interessenvertretern nicht selten recht unterschiedlich definiert. Es war auch nicht ungewöhnlich, daß man das eigene Interesse mit dem Gemeinwohl identifizierte. In einer Stadt von der Größenordnung Kornwestheims besaß jedoch die Kommunalpolitik den Vorzug, daß sie sich im überschaubaren Rahmen einer noch zu überschauenden Gemeinde abspielte, Bürgernähe praktizierbar und Kontrolle durch den Bürger möglich war.

Offenbar unter dem Motto, Vertrauen sei gut, Kontrolle besser, pflegte man in Kornwestheim vom Gemeinderat bewilligte und von der Stadt gebaute Straßen seit langem in ihrer Breite mit dem Zollstock nochmals nachzumessen. Inkorrektheiten wurden in der Bürgerschaft rasch ruchbar. 1911 berichtete die »Kornwestheimer Zeitung«: »Viel besprochen wird auch das Trottoir vor dem Hause Hofmanns (des Gemeinderats: W.A.B.), da dasselbe, obwohl auf Gemeindeplatz, bedeutend schmaler ist als dort, wo Eigentümer ihren Garten herzugeben haben«. Damals kam es noch vor, daß sich Gemeinderäte wechselseitig in aller Öffentlichkeit beschuldigten, sie würden ihr Eigeninteresse im Rathaus durchsetzen. 1913 verteidigte sich der Volkspartei-Gemeinderat und Kronenwirt Dachtler in der »Kornwestheimer Zeitung«: »Weiter meint Herr Fehl (damals noch SPD-Gemeinderat: W.A.B.), daß mein Festhalten am Wetteprojekt nicht im Gemeininteresse, sondern im Interesse meines Schwiegersohnes geschehen sei, dies könnte eher mit dem Karlstraßenprojekt gesagt werden, denn durch dieses hätte die Rose (ein Gasthaus: W.A.B.) ohne Zweifel mehr gewonnen«. Da seitdem die Kornwestheimer, aus welchen Gründen auch immer, einen selbständigen Gastwirt nicht mehr in ihren Gemeinderat wählten, wurde ihnen derartige Streit künftig erspart. Auch so ließen sich Gemeindeprobleme lösen.

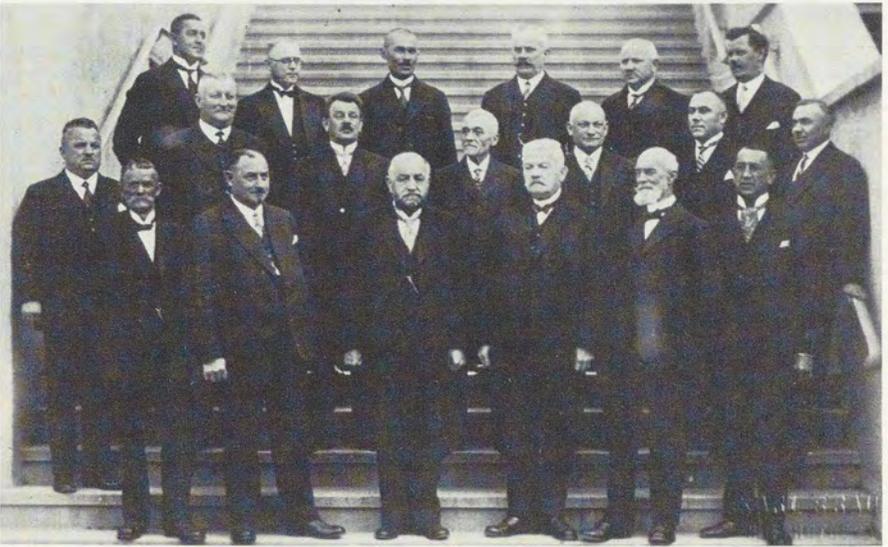
Kommunale Selbstverwaltung, oft und allzu pauschal als »Grundschule« demokratischer Willensbildung gerühmt, bildete seit langer Zeit ein wichtiges Betätigungs- und Übungsfeld bürgerlicher Mitverantwortung, für deren Bürgernähe sich aber die Informations-, Kontroll- und Multiplikatorfunktion der lokalen Presse häufig als unentbehrlich herausstellte. Freilich war der Spielraum für autonome Entscheidungsprozesse auf dem Rathaus eng gezogen, bedingt durch den Primat überlokaler politischer Entscheidungen in Kreis, Land, Reich bzw. Bund, verursacht auch durch die gegebene bzw. von oben verordnete Knappheit an verfügbaren finanziellen Ressourcen und beeinflusst nicht zuletzt durch die personellen Rahmenbedingungen, die kommunalen



Bürgermeister Vömlle



Bürgermeister Siller



Gemeinderat und Bürgerausschuß, 1919

Machtstrukturen, die dem kommunalen Entscheidungsprozeß förderlich und hinderlich sein konnten. Beispielsweise hat die ebenso konservative wie knauserige bäuerliche Gemeinderatsmehrheit den Straßenbau, die Pflasterung der Ortsstraßen bis nach 1900 verhindert, obwohl sich keine Kommune namhaft machen ließe, die durch die Befestigung von Ortsstraßen an den Bettelstab gebracht worden wäre.

Ob der gebrauchte Begriff Macht mit Gemeinden und Gemeinderat in Zusammenhang gebracht werden kann, ist wiederholt bezweifelt worden. Dagegen sprachen aber die polizeilichen und richterlichen Funktionen von Gemeinden. Gewissermaßen mit einem wirkungsvollen Machtwort entschied beispielsweise der Kornwestheimer Gemeinderat im April 1925 einen Streit zwischen Hauswirt und Mieter: »Die Beschwerde eines Mieters, dem der Hausbesitzer die Wasserzuleitung zu seiner Wohnung abgesperrt hat, gibt dem Gemeinderat Anlaß zu dem Beschluß, den betreffenden Hausbesitzer die Wasserzuleitung zu seiner Wohnung ebenfalls zu sperren, falls er die Wasserzuleitung zu der Mietwohnung nicht sofort freigibt«. Vor dem Ersten Weltkrieg entschied der Gemeinderat sogar noch über die Anstellung und Bewaffnung der Ortspolizisten. An einem Koppel, das häufig respektable Leibesfülle umgürtete, zerrten die Polizeidiener noch bis zu Beginn unseres Jahrhunderts an die Türkenkriege erinnernden Schleppsäbel mit sich fort. 1911 verschaffte ihnen der Kornwestheimer Gemeinderat etwas Erleichterung. Er beschloß: »Die Schutzleute sollen neue Säbel mit Unterschnallkoppel erhalten«.

Neuere wissenschaftliche Definitionen von Macht lassen den Aspekt der Gewaltsamkeit zurücktreten und sehen Macht immer dann als gegeben an, »wenn aus einem Bereich von Möglichkeiten eine bestimmte durch Entscheidung gewählt wird und diese Entscheidung, eine Selektion, eine Auswahl also, von anderen, selbstverständlich auch von den Subjekten der Macht übernommen wird«. Wenn demnach Macht als »strukturabhängige Selektion« und Weitergabe dieser Selektionsleistungen definiert wird, kommt man den tatsächlichen Entscheidungs- und Steuerungsfunktionen kommunaler Macht sicher näher und wird ihr gerechter. Bloße Vollzugsorgane von Sachzwängen waren Kommunen nie. Die Aufgaben der kommunalen Selbstverwaltung bestanden in der Hauptsache aus drei großen Komplexen:

- 1) die von den Kommunen freiwillig übernommenen Aufgaben. Dazu gehörte, vereinfacht ausgedrückt, die große Palette der dem Bürger gemachten Freizeitangebote, Bereitstellung von Erholungsräumen, Freizeitanlagen, Organisation von kulturellen Veranstaltungen, Stadtverschönerungen usw., alles Sachgebiete, deren Bedeutung von Kornwestheims Stadtvätern eigentlich erst seit dem verdienstvollen Schultheiß Siller (1902–1930) mehr und mehr erkannt wurde.
- 2) Die Pflichtaufgaben der Kommune, die sich im wesentlichen auf die sogenannte Daseinsvorsorge bezogen, das Feuerlöschwesen, der Schulbau, Straßenbau, Energieversorgung und Entsorgung, zeitweilig auch die Wohnraumbeschaffung u. ä. m.
- 3) Die von den Kommunen durchzuführenden staatlichen Auftragsaufgaben, die durch Gesetz vorgeschrieben sind, Aufgaben auf dem Gebiet der Polizei, des Gesundheitswesens, des Meldewesens, neuerdings des Umweltschutzes usw.

Diese knappe systematische Aufzählung von gemeindlichen Zuständigkeiten sollte zugleich deutlich machen, daß man die kommunale Selbstverwaltung nicht allein an politischen Kategorien messen kann. Auf dem Rathaus war stets viel Sacharbeit zu leisten. Und die Qualität solcher kommunaler Sachentscheidungen wurde nicht dadurch gewährleistet, daß sie in jedem Falle an der Elle der Parteipolitik zu messen waren, sondern gründete sich weit mehr auf der Tatkraft, Initiative, Entscheidungs-



Gemeinderat und Bürgerausschuß, 1919

freudigkeit, auf dem Verantwortungsbewußtsein, der Weitsicht und dem Können der verantwortlichen Persönlichkeiten im Rathaus. Es kam stets auf die Qualitäten der politisch Einflußreichen an.

Nimmt man nun die Beteiligung der Kornwestheimer an den Gemeinderatswahlen, 60–70%, gelegentlich beträchtlich mehr, dann läßt sich behaupten, daß es der Masse

der Kornwestheimer Bürger nie gleichgültig war, wer sie außer dem Schultheiß, dem Bürgermeister oder – in den letzten Jahrzehnten – dem Oberbürgermeister regierte. Wenn man ferner feststellt, wie zahlreich von den Möglichkeiten des Kumulierens und Panaschierens bei der Wahl Gebrauch gemacht wurde, dann bewiesen die Bürger, wie sehr es ihnen auf die Wahl von bestimmten Persönlichkeiten ankam, von denen sie meinten, daß sie ihre Interessen und die der Gemeinde im Rathaus am besten vertreten würden. Kein Kornwestheimer Gemeinderat glich in seiner personellen Zusammensetzung und in seiner Sitzverteilung unter den politischen Parteien dem vorangegangenen. Mit jeder Gemeinderatswahl zog eine in ihrer Zusammensetzung variierte lokale politische Führungs- oder Machtelite ins Rathaus, Neulinge erscheinen neben wiedergewählten Stadträten. Warum von einer Elite gesprochen wurde? Aus der Sicht der Bürger nahmen die Gemeinderäte, in Befragungen gewöhnlich zu den politisch einflußreichsten Persönlichkeiten in der Gemeinde gezählt, eine ausgeprägte Sonderstellung ein, ohne daß sie sich aber absondern durften. Als Repräsentanten des Bürgers schufen sie sich zudem eigene Regeln des Verhaltens im Rathaus und außerhalb. Sie unterwarfen sich freiwillig Normen, die einzuhalten der Bürger von ihnen auch erwartete.



Jacob Sigle

Durch welche gemeinsamen Merkmale, soziale und sonstige Funktionskriterien aber zeichneten sich die Vertreter der im Gemeinderat repräsentierten kommunalen Führungselite eigentlich aus? Gab es in Kornwestheim eine Dominanz von Besitz oder das Vorherrschen von Parteibüchern unter den Einflußreichen? War die kommunale Führungselite durch personelle und soziale Kontinuität geprägt? Paßte sie sich den Notwendigkeiten des Fortschritts an oder erhob sie dagegen ihr Veto? Wurden die Gemein-

deväter und neuerdings die Gemeindedamen, so ist zu fragen, an den jeweiligen Sozialstatussymbolen der Gesellschaft gemessen, vielleicht im vorigen Jahrhundert an der Zahl der Pferde im Stall und heute an der Anzahl der PS unter der eigenen Motorhaube? Letzten Endes ließ sich die Stärke des Konsenses mit der Bürgerschaft an der Anzahl der vom jeweiligen Gemeinderat erzielten Wählerstimmen ablesen. Der höchste Einflußstatus auf dem Rathaus hing aber nicht unbedingt von der jeweils erreichten Zahl der Wählerstimmen ab. Häufig hatten die viel Einfluß, die viel redeten. Wer jedoch nur schweigend an den Sitzungen teilnahm, mußte es sich früher gefallen lassen, daß man auf ihn in der »Kornwestheimer Zeitung« mit dem Finger zeigte.

Mächtige Einflußgruppen existierten in der Kommunalpolitik bereits lange bevor die kommunale Selbstverwaltung als demokratisch in unserem Sinne qualifiziert werden konnte. Bis Ende 1909 regierte im Kornwestheimer Gemeinderat unangefochten und konkurrenzlos eine festgefügte, recht homogene Elitegruppe, bestehend aus größeren, alteingesessenen Landwirten, eine Art großbäuerliches Dorfpatriziat, verwandte, zuweilen auch verfeindete wohlhabende Clans, die große Verwandtschaft zur Wahl auf die Beine bringen konnten. Von den 23 zwischen 1875 und 1910 amtierenden großbäu-



Bürgermeister Dr. Steimle, 1930

erlichen Gemeinderäten waren alle treue Mitglieder der evangelischen Landeskirche. In ihrer politischen Gesinnung galten sie als reichstreu und nationalliberal. Alle besaßen Volksschulabschluß und nicht mehr, alle waren verheiratet, und alle konnten als Beweis ihre Ehefreudigkeit, wie man damals sagte, eine beachtliche Kinderzahl vorweisen, im Durchschnitt 7 Kinder je Gemeinderat, der Rekordhalter sogar 13, in einer traditionalistisch orientierten Gesellschaft und während der Übergangsphase vom Agrar- zum

Industriestaat durchaus üblich. Heute gilt längst nicht mehr ein reicher Kindersegen, auch nicht der vorherige Gang zum Standesamt, als unabdingbares Einlaßbillet in den Gemeinderat.

Den alten bäuerlichen Honoratioren-Gemeinderat darf man sich nun allerdings nicht als ein etwas vergeistes, wenig tätig und durch Landarbeit und intensives Familienleben müde gewordenes Gremium vorstellen, noch dazu allen Fortschritten abhold. Zwischen 1880 und 1910 hielt der Gemeinderat unter Vorsitz des Gemeindeoberhauptes, des Schultheißen, 26 Sitzungen im Jahresdurchschnitt ab, in jüngster Zeit waren es 10–12 Plenarsitzungen, dazu kamen allerdings die zeit- und arbeitsaufwendigen Ausschusssitzungen, die vor dem Ersten Weltkrieg von untergeordneter Bedeutung waren. Die Visitation durch das Oberamt 1910 konnte nur lobende Worte für die Leistungen der Gemeinde finden: das Gaswerk war vollendet, Elektrizität eingeführt, eine Schule neugebaut, eine Badeanstalt errichtet usw. Den denkwürdigsten Beschluß leistete sich jedoch der bäuerliche Gemeinderat mit dem Antrag, daß die Gemarkung von Kornwestheim Ludwigsburg einverleibt werden sollte. Aus dem Überdruß über die mit schwäbischer Beharrlichkeit geforderte Abtrennung des Salongebiets an Ludwigsburg kam dieser Kornwestheims Selbständigkeit aufs Spiel setzende Beschluß zustande. Doch der Expansionswille der Ludwigsburger zielte damals nur auf den Salon. Am 3. September 1902 wurde ohne Kommentar in das Kornwestheimer Gemeindeprotokoll notiert, daß die bürgerlichen Kollegien in Ludwigsburg die Einverleibung der gesamten Gemarkung Kornwestheim abgelehnt haben. In der Folgezeit, so kann man wohl ohne Übertreibung sagen, hatten die Kornwestheimer jedenfalls keinen Grund, diesen Ratschluß der Ludwigsburger zu bedauern.

Daß allein der Besitz eines größeren Vermögens zu einem Sitz im Kornwestheimer Gemeinderat prädestinierte, traf weder für die Verhältnisse vor 1910, noch viel weniger danach zu. Nicht jeder reiche Bauer kam im 19. Jahrhundert in den Gemeinderat, sondern nur diejenigen, die bekannt und beliebt waren und sich durch ihre Sozialaktivität auszeichneten, was ebenso noch heute gilt. Die bäuerlichen Gemeinderäte vor 1914 gehörten dem damals angesehenen Militär- oder Kriegerverein an (1910: 131 aktive Mitglieder), dem Jagdverein, teilweise waren es Mitglieder des Kirchengemeinderats, der Feuerwehr, des Liederkranzes oder des Turnvereins (1910: 255 Mitglieder). Kandiidierte der Feuerwehrkommandant zu den Gemeinderatswahlen, so war er eigentlich stets eines Sitzes im Rat so sicher wie das Amen in der Kirche. Das Durchschnittsalter der zwischen 1875 und 1910 gewählten Gemeinderäte (Erstwahl) von 41 Jahren war auch bemerkenswert, zumal es bis heute nicht unterboten wurde. Gleiches galt für die durchschnittliche Amtszeit eines Gemeinderats von damals 15 Jahren und für die Rekordamtszeit eines Gemeinderats von sogar 35 Jahren, die wahrscheinlich nie mehr einzustellen ist. Die lange Amtsdauer der Gemeinderäte, durch die bereits Kontinuität in der Gemeindeverwaltung gewährleistet war, sprach übrigens schon damals gegen eine Beibehaltung des rollierenden Systems bei den Gemeinderatswahlen durch Ausschneiden der Hälfte der Gemeinräte nach 6 Jahren. Obwohl die Erwerbstätigen in der Landwirtschaft 1907 nur noch ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachten, gelang es dem bäuerlichen Gemeinderat, jahrzehntelang unter sich zu bleiben und vor allem sich gegen die Sozialdemokraten abzuschotten. Eine ganze Reihe von Faktoren kamen ihm dabei zu Hilfe: der damals geringe Anteil der Wahlberechtigten an der Gesamteinwohnerschaft Kornwestheims (etwa ein Viertel), das geltende Mehrheitswahlrecht, die wiederholte Ablehnung sozialdemokratischer Anträge auf Vermehrung der Gemeinderatssitze durch den Gemeinderat selber und die strenge Handhabung der Verleihung des Bürgerrechts, das ja erst zur Ausübung des aktiven Wahlrechts befugte. Die Erhebung einer verhältnismäßig hohen Bürgerrechtsgebühr bremste zwar nicht den Strom



Begrüßung des Staatspräsidenten Dr. Bolz durch Bürgermeister Dr. Steimle



Festzug

der Zuwanderer, aber merklich den der Antragsteller. Beispielsweise lebte der Lehrer Christian Lober, ein für die Kornwestheimer Ortsgeschichtsschreibung verdienstvoller Mann, immerhin 14 Jahre in Kornwestheim, ehe er wahlberechtigter Bürger wurde.

Mit den Gemeinderatswahlen vom Dezember 1909 faßte dennoch die gefürchtete »rote Revolution« auf dem Kornwestheimer Rathaus Fuß. Der erste Sozialdemokrat, zwar kein Arbeiter, auch kein linientreuer Marxist oder redegewandter Revisionist, sondern ein Einzelhändler, ein Bandagist, der den Kornwestheimern Hüte, Mützen, Stöcke und Hosenträger verkaufte, kam in den Gemeinderat. War es ein strategischer Schachzug der Sozialdemokraten, sich bürgerlich zu geben, um zum Ziel zu gelangen? Offenbar waren sie sich damals bewußt, daß sich der Übergang von der Herrschaft einer ständisch-agrarischen Besitzelite zu der einer parteilich organisierten Gruppe nicht plötzlich, sprunghaft vollziehen ließ. Um des Wahlerfolgs sicher zu sein, setzten sie deshalb häufig die Namen angesehener Kornwestheimer Autoritäten auch aus dem Besitzbürgertum, sofern mit der SPD sympathisierend, beispielsweise den Fabrikanten Sigle, auf ihre Wahlvorschläge für Gemeinderat oder Bürgerausschuß. Für die führenden Köpfe der Kornwestheimer Sozialdemokraten, seit 1898 in einem Ortsverein zusammengeschlossen, 1904 etwa 200 Mitglieder, stand die ideologische Arbeit wohl nie im Vordergrund ihrer Tätigkeit. Es waren meist gute Gewerkschafter, pragmatisch ausgerichtet, immer mit dem Ziel vor Augen, die soziale Lage der Kornwestheimer Arbeiterschaft zu verbessern und ihr in vielfach fremdem Milieu das Gefühl der Isolierung und der Ohnmacht zu nehmen und die Hilfe einer neuen Verbundenheit und neuen Heimat zu geben. Die von Sozialdemokraten gegründeten zahlreichen Arbeiterorganisationen im vopolitischen Raum dienten diesem Zweck, die Turn- und Sportvereine, die Gesangsvereine, die Jugend- und Kinderorganisationen, der Arbeiter-Samariter-Bund und nicht zuletzt der 1907 gegründete Bau- und Sparverein, eine Genossenschaft, die sich größte Verdienste bei der Überwindung der Wohnungsnot der Arbeiterschaft erwarb. Bis 1927 baute sie nicht nur in Kornwestheim 292 Mietwohnungen und 221 Eigentümshäuser. Die Sozialaktivität der führenden Sozialdemokraten erstreckte sich vor allem auf diese Arbeiterorganisationen. In den Gewerkschaften, Genossenschaften und in den Arbeiter-Freizeitgruppen nahmen sie meist die Leitungsstellen ein; hier fanden die SPD-Gemeinderäte ihr Wählerreservoir, häufig sehr dankbare Wähler.

In der evangelischen Kirche fand die klassenbewußte Arbeiterschaft Kornwestheims vor und nach dem Ersten Weltkrieg offenbar nicht den von ihr gewünschten Rückhalt. Zahlreiche Kirchaustritte, auch von SPD-Gemeinderäten, belegten es. Auch von seiten der Kirche sah man die anscheinend unüberbrückbare Kluft, die zur Sozialdemokratie bestand. In einer vom sozialdemokratischen Verein 1907 veranstalteten öffentlichen Versammlung erwiderte der Kornwestheimer Pfarrer Nestle in pastoraler Gelassenheit, fußend auf der christlichen Soziallehre, nachdem man zuvor Kirche und Geistlichkeit ein langes Sündenregister vorgehalten hatte: »Auch der Sozialdemokratie wird es nie gelingen, den verheißenen Zustand allgemeiner Beglückung herbeizuführen, solange sie nicht imstande ist, das Böse und den Tod aus der Welt zu schaffen«. Nach Jahrzehnten näherten sich dennoch unverträgliche Standpunkte. 1971 wurde erstmals ein Pfarrer SPD-Gemeinderat. Einst Unmögliches war möglich geworden.

Bei der ersten Gemeinderatswahl in der jungen Weimarer Republik, im Mai 1919, sicherten sich die Sozialdemokraten 7 von 18 Mandaten, stellten die stärkste Fraktion im Gemeinderat und blieben es bis zu Hitlers Machtübernahme. Ungeachtet des Gewichts der Sozialdemokratie war die Zeitspanne von 1910 bis 1933 auch in Kornwestheims Geschichte von der zunehmenden schicksalhaften Zersplitterung in 15 parteipolitische und parteilose Interessengruppen gekennzeichnet. Die stark im Vereinsleben

verwurzelten Gemeinderäte von SPD und Deutscher Demokratischer Partei (bzw. Volkspartei) wurden zu den tragenden Kräften der kommunalen Politik. Die bäuerliche Bevölkerung verlor ihre Geschlossenheit, wählte die Gemeinderäte des Bundes der Landwirte bzw. des Württ. Bauern- und Weingärtnerbundes, teilweise auch den SPD-Lehrer, weil er bei den Kindern beliebt war und tendierte während der Wirtschaftskrise 1929–1933 mehr und mehr zur NSDAP hin. Stärkere Unzufriedenheit mit den etablierten Kräften und ihrer Politik – das galt damals wie heute – senkten häufig die Wahlbeteiligung und führte immer wieder zum plötzlichen Aufkommen oppositioneller Gruppen, die aber auf längere Sicht gesehen nur temporäre Wegbegleiter der Kommunalpolitik blieben.

Mandatsverteilung im Kornwestheimer Gemeinderat 1910–1933

Parteien und Wählervereinigungen	1910	1911	1913	1919	1922	1925	1928	1931	1933
Bauernpartei	7	5	3						
Bund der Landwirte	–	–	–	5	5	–	–	–	–
Bauern- u. Weingärtnerbund	–	–	–	–	–	4	4	3	
SPD	1	3	4	7	7	7	7	7	5
DD-Volkspartei (u. Bürgerpartei)	–	2	3	5	4	4	4	5 ¹⁾	4 ¹⁾
Zentrum	–	–	–	–	– ²⁾	–	1	1	1
KPD	–	–	–	–	1	1	–	1	–
USPD	–	–	–	1	–	–	–	–	–
Bürgerverein	–	–	–	–	1	1	–	–	–
Bausparer d. GdF u. Parteilose	–	–	–	–	–	1	1	–	–
Freie Wählergruppe	–	–	–	–	–	–	–	1	–
NSDAP	–	–	–	–	–	–	–	1	8 ³⁾

¹⁾ mit Ortsverband f. Leibesübungen und Handels- u. Gewerbeverein

²⁾ mit Demokratischer Volkspartei

³⁾ Gemeinsame Liste mit Kampffront Schwarz-Weiß-Rot, Deutsche Demokratische Partei, Württ. Bauern- u. Weingärtnerbund und Deutsche Volkspartei

In seinem Durchschnittsalter unterschied sich der Gemeinderat zwischen 1910 und 1933 nicht von vorangegangenen. Der jüngste Gemeinderat war 28 Jahre alt. Vor allem durch die Zäsur der nationalsozialistischen Machtübernahme verkürzte sich die durchschnittliche Amtszeit eines Gemeinderats auf 9 Jahre. Je mehr aber eine soziale Differenzierung in Kornwestheim eintrat, umso schwieriger gestalteten sich die Probleme einer allen Ansprüchen gerecht werdenden Auslese einer kommunalen Führungselite. Trotzdem entsprach die Berufszugehörigkeit der Gemeinderäte – eine Mehrheit von 12 Arbeitern, 11 Angestellte und Beamte, 10 Landwirte und 8 Selbständige, Gewerbetreibende und Handwerker – mehr der damals in Kornwestheim gegebenen Beschäftigungsstruktur, als die Sozialstruktur des Gemeinderats nach dem Zweiten Weltkrieg mit den Beschäftigungsstrukturen zu seiner Zeit korrespondierte. Besitz als Machtquelle war zahlenmäßig im Gemeinderat von untergeordneter Bedeutung. Der Rückgriff auf traditionell angesehene Autoritäten, beispielsweise auf die nicht mehr mit der Bürde des Mesneramtes belasteten Lehrer, war damals und ist heute noch üblich. Ein Lehrer verhalf der DDP zum Durchbruch, ein anderer kam als Spitzenkandidat des Zentrums in den Gemeinderat, wieder ein anderer Lehrer vertrat dort die SPD und schließlich errang ein weiterer Lehrer den ersten und einzigen Sitz vor 1933 für die

NSDAP. Nicht übersehen ließ sich das Fehlen der Frauen im Gemeinderat. 1919 richtete die »Kornwestheimer Zeitung« an die Weiblichkeit die freundliche Aufforderung: »Zum erstenmal dürfen unsere Frauen und wahlberechtigte Jungfrauen zur Gemeinderatswahl Stellung nehmen und ist zu erwarten, daß auch sie vollzählig von ihrem Wahlrecht Gebrauch machen«. Bei der Konstituierung des Gemeinderats aber sah man keine Frau, obwohl Kandidatinnen aufgestellt waren. Weder die Frauen wählten eine Frau, noch votierten Männer für sie. Noch galt die Frau nicht als politisch emanzipiert und waren die Männer nicht von dem Thron ihrer sorgsam gehüteten Vorurteile gestoßen. Im 19. Jahrhundert kursierte im Schwäbischen die Volksweisheit, wahrscheinlich von Männern aufgebracht, daß die Mutter die Schönheit vererbe, der Verstand aber vom Vater komme.

Hitlers Diktatur setzte der kommunalen Demokratie ein jähes Ende, ohne daß man deshalb auf die Straße ging. Nach Auflösung des alten Gemeinderates im März 1933 und der Wahl eines die NSDAP begünstigenden neuen wurde auch dieser, da noch 5 Sozialdemokraten und ein Zentrumsmann ihm angehörten, »nazifiziert«, um die politische Gleichschaltung komplett zu machen. Statt der verjagten 6 Demokraten rückten 6 NSDAP-Mitglieder als Ratsherren auf, berufen auf Vorschlag des NSDAP-Ortsgruppen- und Kreisleiters Stadtrat Trefs. Mit dem in der Deutschen Gemeindeordnung von 1935 verankerten Führungsprinzip war die demokratische Tradition der kommunalen Selbstverwaltung zerstört. Ein buntgemischtes, bald auch schrumpfendes Häuflein von NS-»Ratsherren«, darunter erstmals Ärzte, versammelte sich von Zeit zu Zeit auf dem Rathaus, wählte nicht mehr, diskutierte nicht mehr und stimmte auch nicht ab. Eine rechtlich und personalpolitisch gestützte Kommandoverwaltung war in den Kommunen installiert worden. Wenn damals auf dem Kornwestheimer Rathaus noch eine vernünftige Politik zum Wohle der Bürger gemacht wurde, war es wohl wesentlich dem Verantwortungsbewußtsein von Kercher, dem späteren Oberbürgermeister, zuzuschreiben.

Nach Kriegsende 1945 bildeten die Gemeinden die einzigen Verwaltungseinheiten, die den Zusammenbruch einigermaßen intakt überlebt hatten. Von den Gemeinden her, weil dort erst einmal demokratische Tugenden wieder erworben und eingeübt werden sollten, wollte auch die amerikanische Besatzungsmacht ein demokratisches Deutschland aufbauen. Da die Menschen in Gemeinden lebten, kamen immer dann, wenn die übergeordnete Staatsmacht versagte oder ausfiel, auf die Gemeinden neue Lasten und Aufgaben zu. Wie 1918/19, so mußte auch während der Schwarzmarktzeit von 1945 bis 1948 vom Kornwestheimer Rathaus aus für die dringendsten existenziellen Bedürfnisse der Einwohner gesorgt werden. Ein Haupttätigkeitsgebiet der Kommunalpolitik lag in der umstrittenen Wohnraumbeschaffung. Der Weg des Neuaufbaus der kommunalen Selbstverwaltung führte zunächst über konstituierte Aktionsausschüsse, denen sich neben einigen politischen Eintagsfliegen Gemeinderäte der demokratischen Parteien und Wählergruppen aus der Zeit vor 1933 zur Verfügung stellten. Am 27. Januar 1946 gingen die Kornwestheimer nach 13jähriger Zwangspause wieder zur Wahlurne und gaben durch eine Wahlbeteiligung von 94 % ein überwältigendes Votum für die kommunale Demokratie ab. Gewählt wurden hauptsächlich Persönlichkeiten, deren Namen schon vor 1933, teilweise seit der Kaiserzeit in Kornwestheims Kommunalpolitik einen Klang hatten. Man knüpfte vielfach da an, wo man 1933 aufhören mußte. Die ältere Generation stellte die kommunale Führungselite. Daher ergab sich bei den 73 Gemeinderäten der wiederum durch eine stärker gefächerte Parteienvielfalt gekennzeichnete Zeitspanne von 1946 bis 1959 ein Durchschnittsalter der Gemeinderäte bei ihrer Erstwahl von 50 Jahren. Das höchste im Amt erreichte Alter war 74 Jahre. Die durchschnittliche Amtszeit eines Gemeinderats reduzierte sich jedoch auf 7 Jahre. Ver-

trauen bei den Bürgern genossen damals offenbar nur die Älteren. Die Alterszusammensetzung des Stadtparlaments korrespondierte überhaupt nicht mit dem Altersaufbau der Einwohnerschaft.

Über Jahre und Jahrzehnte kam die zwischen den beiden Weltkriegen geborenen Generation überhaupt nicht im Gemeinderat zum Zuge. Noch 1968 bildete sie eine Minderheit, wengleich sich mit ihrem Erscheinen eine gewisse Zeitwende in der Geschichte des Stadtparlaments sogleich abzuzeichnen begann. Nicht nur ein Generationswechsel machte sich bemerkbar. Wie in keinem anderen parlamentarischen Gremium zu beobachten, folgten die Söhne den Vätern als kommunale Führungselite und das mit solcher Selbstverständlichkeit, als seien Gemeinderatssitze bestimmten Familien verliehene Erbämter. Sicher bildete das väterliche Prestige für die Söhne ein gutes Startkapital. Erst seit 1968 senkte sich auch das Durchschnittsalter des Gemeinderats unter 50 Jahre und fiel dann weiter von Wahl zu Wahl. Die Frau erhielt lange Zeit nicht das ihr gebührende Gewicht auf der kommunalen politischen Bühne. Die erste Kornwestheimer Stadträtin (1956–62), Gewerkschaftssekretärin und aktiv in der Frauenbewegung der SPD, erwies sich noch nicht als Schwalbe, von der man sagen könnte, daß sie den Frühling brachte. Die Frau blieb im Stadtrat noch bis 1965 in der Einzahl. Eine grundlegende Umschichtung erfuhr in den Nachkriegsjahrzehnten die Berufsstruktur der kommunalen Führungselite. Von einer Proletarisierung breiter Volksschichten wie in der Weimarer Republik geschehen und sich einer daraus herleitenden Stärkung von Klassen- und weltanschaulichen Parteien war nichts zu spüren. Das Wirtschaftswunder stärkte vielmehr das Streben nach Bürgerlichkeit. Seit den 50er Jahren verschwand mehr und mehr die Gruppe der Arbeiter aus dem Gemeindeparlament (1945–59: 15%), während die der Angestellten und Beamten ihr Übergewicht zunehmend vergrößerte.



Oberbürgermeister Kercher



Oberbürgermeister Dr. Pflugfelder

ßerte (1945–59: 55 %). Unter den Selbstständigen, Handwerkern, Gewerbetreibenden und Landwirten behaupteten letztere, gemessen an ihrem Anteil von 1–2 % an der Gesamtbeschäftigung, bis zum heutigen Tage eine überproportionale Präsenz im Gemeinderat und das nicht nur in Kornwestheim.

In der gewandelten Berufsstruktur der kommunalen Führungselite spiegelte sich im starken Maße die Kandidaten-Selektion durch die lokalen Parteigruppen und parteilosen Wählervereinigungen wider. Nicht mehr streng parteipolitische Maßstäbe kamen zum Tragen, sondern die Selektion paßte sich den Vorstellungen der Wähler an. Es genügte nicht, daß ein Gemeinderats-Kandidat bloß Mitglied einer Parteigruppe war, ein Unbekannter gewissermaßen, noch nicht profiliert für die Öffentlichkeit, auch nicht durch seinen Beruf von vornherein mit einem Bonus an Sozialprestige ausgestattet. Aktive Mitgliedschaft in Vereinen dagegen zählte, soziales Engagement für seine Mitmenschen, und nicht zuletzt wurden Leistungen im Wohnungs- und Eigenheimbau von den Wählern bisher gern honoriert. Die Chancen, gewählt zu werden, hingen nach wie vor von dem Bekanntheitsgrad, der Beliebtheit und vor allem von der Sozialaktivität der Gemeinderatskandidaten in bestimmten Gruppen ab. Der Listenplatz auf dem Wahlvorschlag trug dem meist Rechnung. Im Wettlauf um Gemeinderatsitze war jede Partei und freie Wählervereinigung schlecht beraten, wenn sie für namenlose, vielleicht sogar unsympathische und nicht einmal zu attraktivem Lächeln fähige Kandidaten Listenplätze reservierte. Schon vor Jahren schrieben Peter und Hull in ihrem vielbeachteten Buch »Peter-Prinzip«: »Eine politische Partei ist heutzutage vor allem ein Apparat zur Auswahl von Kandidaten mit der Aufgabe, diese in Amt und Würden zu bringen«.

Die schon erwähnte negative Selektivität für Arbeiter führte dahin, daß sich unter den 65 zwischen 1959 und 1980 gewählten Gemeinderäten nur noch ein Arbeiter befand. Die Gruppe der Angestellten und Beamten stabilisierte ihre Vorherrschaft im Gemeinderat bei 56 %. Stark positiv wirkte sich die Kandidaten-Selektivität für Selbstständige, Handwerker, Gewerbetreibende und Landwirte aus – 40 % der Mandate – und das namentlich seitdem sich die CDU in starkem Maße von dem Persönlichkeitswahlprinzip leiten ließ und Parteimitgliedschaft nicht zur Bedingung für die Kandidatennominierung machte. Die SPD stellte nach jahrzehntelang geübter Praxis nur eingeschriebene Mitglieder als Kandidaten auf, wenngleich möglichst die sozialaktivsten und neuerdings stark verjüngt. Allen Vorstellungen von der Bedeutung des Sozialprestiges, der sozialen Stufenleiter und den sozialen Statussymbolen zum Trotz hielten, und das konnte als neue Überraschung gelten, in den 60er Jahren die Hausfrauen ihren Einzug ins Stadtparlament. Senkrechtstarter unter ihnen mobilisierten dank ihres politischen und sozialen Engagements ein unvorhergesehen großes Wählerpotential für sich und darunter nicht nur Frauen.

Von 1946 bis 1975 behauptete sich wiederum die SPD als stärkste Fraktion in Kornwestheims Stadtparlament. Als Gewinner der allmählich geschrumpften Parteienvielfalt, des Verschwindens der Flüchtlings- und Vertriebenen-Parteien als Zeichen der Integration dieser Wählerschichten und des zeitweiligen Verzichts der Freien Wählervereinigungen auf Kandidaten-Nominierung entpuppte sich die CDU, seit 1968 im Kopf-am-Kopf-Rennen mit der SPD und seit 1975 dann stärkste Fraktion im Rathaus. Stets erwies sich auch die politische Großwetterlage als des einen Gunst und des anderen Ungunst. Sünden, die die große Politik anrichtete, hatten bisher immer Auswirkungen in den Gemeinden gezeigt.

Andererseits schätzte der Bürger nie reine Parteipolitik auf dem Rathaus. In der Gemeinde mußten auch verfeindete Brüder miteinander leben. Parteipolitische Verblockungen und Konfrontationen, ins Rathaus verlagerte Wahlkämpfe, Pattsituationen



Gemeinderat 1980

im Gemeinderat, politische Einzelkämpfer als Zünglein an der Waage, alles das mochten große Teile der Wähler nie. Eher schon liebte man in einer Stadt wie Kornwestheim Kommunalpolitik auch am Stammtisch zu machen, mehr als es Verschwiegenheitsgebote erlaubten. Das offene Austragen von Konflikten in den öffentlichen Plenarsitzungen wurde auch im Kornwestheimer Rathaus zur Seltenheit. In den Ausschusssitzungen reduzierten sich kommunalpolitische Probleme in technisch lösbare und vom Gemeinderat getragene Sachentscheidungen. Bestimmend für den Entscheidungsprozeß und Entscheidungsstil in Verwaltung und Gemeinderat waren immer die Hauptakteure, voran das Stadtoberhaupt. Seit Jahrzehnten haben sich die Kornwestheimer für einen undogmatischen, bürgernahen, unbürokratischen, die Gemeindeinteressen sorgsam hütenden, verwaltungserfahrenen Sachkenner als Oberbürgermeister entschieden und sind dabei offensichtlich gut gefahren. Von ihm hing es auch weitgehend ab, inwieweit sich der Informationsvorsprung, um nicht zu sagen das Informationsmonopol der Verwaltung, der Exekutive gegenüber dem allzuständigen Rat abbauen ließ und so Konfliktsituationen zwischen Verwaltung und Gemeinderat vermieden wurden. Für diejenigen, die Verschlichung der Kommunalpolitik anstrebten, und das war bisher die große Mehrzahl, war immer tröstlich zu wissen, »daß man eine Straße nicht mit CDU-Steinen oder mit SPD-Steinen, sondern nur gut oder schlecht pflastern kann«.

Mandatsverteilung im Kornwestheimer Gemeinderat 1936–1980

Parteien und Wählervereinigungen	1946	1947	1951	1953	1956	1959	1962	1965	1968	1971	1975	1980
SPD	11	9	12	11	10	11	12	11	10	11	12	11
KPD	1	2	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—
Christl.-Soziale Volkspartei	7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
CDU	—	6	6	5	6	6	7	8	9	10	13	12
Deutsche Volkspartei	5	4	6	}8	}5	—	—	—	—	—	}1	}1
FDP	—	—	—			—	—	—	—	—		
Freie Wählerver- einigung	—	3	1	—	—	}5	}5	}5	}5	}5	—	1
DG/BHE	—	—	2	—	3	2	—	—	—	—	—	—
UG (Unabhängige)	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—
ÜwdH (Heimat- vertriebene)	—	—	—	5	—	—	—	—	—	—	—	—
Grüne	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1

Berichte u. Notizen

Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 1985/86

1. Die Vorträge im Winterhalbjahr 1985/86 im Kulturzentrum der Stadt Ludwigsburg.

1. **Donnerstag, 10. Oktober:** Wieder machte Dr. Paul Sauer, unser Vorstandsmitglied, den Anfang mit einem Vortrag über »Vom Land um den Asperg im Namen Gottes nach Palästina und Australien – Zur Geschichte der württembergischen Tempeler«. Die Gemeinschaft des Tempels, die heutige Tempelgesellschaft, ging aus dem schwäbischen Pietismus hervor und verdankt ihre Entstehung dem evangelischen Theologen Christoph Hoffmann, der, 1815 in Leonberg geboren, seine frühe Jugend in der vom Vater gegründeten Brüdergemeinde Korntal verbrachte. Er gründete 1837 zunächst in Ludwigsburg eine »christlich-wissenschaftliche Bildungsanstalt« und es erschien eine Zeitschrift »Süddeutsche Warte«, in der er den anwachsenden antichristlichen Geist (F. Th. Vischer!) anprangerte. Da in den Augen des Pietismus die Wiederkunft Christi direkt bevorstand und diese zweifellos in Jerusalem stattfinden würde, forderte Hoffmann eine »Sammlung des Volkes Gottes« an dieser heiligen Stätte und eine Wiederaufrichtung des Tempels durch eine Gemeinschaft im urchristlichen Sinn. Unterstützt von dem kämpferischen Kaufmann Hardegg, war er der Ansicht, daß nur dem »Volke Gottes« ein Recht zur Ererbung des Heiligen Landes zustehe. Die 1854 gegründete »Gesellschaft für Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem« stellte Listen von Kandidaten für den Aufbruch nach Palästina zusammen.

Kein Wunder, daß es zum Bruch mit der Landeskirche und einem Ausschluß des Pfarrers Hoffmann kam, worauf dieser den »Deutschen Tempel« gründete (1859), der alsbald 3000 Mitglieder aus Deutschland, dazu Anhänger aus der Schweiz, Nordamerika und Rußland hatte. 1868 zogen Hoffmann und Hardegg mit ihren Familien nach Palästina und gründeten 1869 in Haifa die erste Templerkolonie mit Hardegg als Vorsteher. Nach Meinungsverschiedenheiten mit diesem siedelte Hoffmann nach Jaffa über und gründete dort nach Zuzug vieler »Jerusalemfreunde« die erste Ackerbaukolonie »Sarona«, zwei Jahre später »Ephraim« bei Jerusalem. Als man Hoffmann zum Vorsteher der gesamten Siedlung wählte, trat Hardegg aus der Gesellschaft aus. Im Laufe der folgenden Jahrzehnte haben die Templer in Palästina Pionierarbeit geleistet. Die tüchtigen schwäbischen Bauern und Handwerker leisteten dem Land durch ihre modernen landwirtschaftlichen Siedlungen und den damit verbundenen Methoden der Landbestellung, mitsamt ersten Industriebetrieben, wertvollste Dienste.

Der Krieg 1914–18 rief zahlreiche Templer nach Deutschland zu den Waffen. 1917 drangen die Engländer nach Palästina vor und eroberten auch einige Tempeliersiedlungen. Erst nach der Heimkehr der letzten nach Deutschland abgeschobenen Templer konnte 1920 der Tempelvorsteher Rohrer den Wiederaufbau der teilweise zerstörten Wohn- und Arbeitsstätten tatkräftig betreiben. Im Grunde waren die Templer auch von den Engländern wohlgehten, denn sie hatten dem Land durch Ackerbau, Industrie begründung und Straßenbau unersetzliche Dienste geleistet. Die »Machtergrei-

fung« 1933 wurde von den Templern genau so verblendet begrüßt wie von vielen Landsleuten in Deutschland. Doch: man glaubte zwar an Hitlers Friedensbeteuerungen und sein Bekenntnis zum »positiven Christentum«, aber man hatte für den Antisemitismus bei den starken Bindungen an die jüdische Bevölkerung und vielfachen persönlichen Freundschaften nichts übrig. Als 1939 der Krieg ausbrach, rief man die Männer, die in der Wehrmacht gedient hatten, nach Deutschland zurück, die meisten Siedler blieben aber in der neuen Heimat. Einige Kolonien wurden von den Engländern in Internierungslager verwandelt, 1941 wurden 665 Kolonisten nach Australien deportiert, bis 1944 nach Deutschland 440 Palästinadeutsche »ausgetauscht«. Die Forderung der Zionisten (1945) nach Ausweisung aller Deutschen erfüllten die Alliierten nicht, doch kam es 1947 zu einem Vertrag mit Australien, der dann in den folgenden Jahren zur Ausreise der letzten Deutschen dorthin führte.

In Australien begann für die Tempelgesellschaft ein neuer Aufschwung, und schon 1962 lebten dort 1300 Templer. Auch hier gelang mit zähem Fleiß erfreulicher Aufschwung, zumal die Regierung die Siedler als »wertvolles und friedliches Bevölkerungselement« zunehmend schätzte. Es kam sogar noch zu einer Entschädigung der Palästina-Deutschen für ihr im Krieg verlorenes Vermögen. 1972 stellte der Urenkel Christoph Hoffmanns, Dr. Richard Hoffmann, als Tempelvorsteher fest, daß die Aufgabe der Gesellschaft nach wie vor darauf gerichtet sei, »daß sich der Mensch auf den Geist der einfachen Botschaft Jesu Christi besinnt und danach strebt, sie in seinem Kreise, in der Familie, der Gemeinde, der Gesellschaft und auf der Straße zu verwirklichen.«

Der mit größtem Interesse und Beifall aufgenommene Vortrag war gewissermaßen eine Vorschau auf das Buch Dr. Sauters »Uns rief das Heilige Land, die Tempelgesellschaft im Wandel der Zeit« (Theiss-Verlag).

2. Donnerstag, 14. November: Dr. Norbert Stein vom Staatsarchiv Ludwigsburg sprach zu dem großen Interesse findenden Thema: »Musik und Theater im Ludwigsburg des 18. und 19. Jahrhunderts«, wobei er seine Ausführungen durch zahlreiche informative Dias illustrierte. Dieser Vortrag ist in Band 38/1985 der Geschichtsblätter S. 61–88 wiedergegeben.

3. Donnerstag, 12. Dezember: Dr. Wolfgang Kircher, Ludwigsburg, sprach über das Thema »Der Fluchthelfer S. – Vom Leben des Schillerfreundes Andreas Streicher (1761–1833)«. Dieser ungemein fesselnde Vortrag berichtete über das bunte Leben eines hochbegabten Schwaben, der sich zeitlebens als bedingungslos hilfsbereiter Mann bewährt hat. Nach der Flucht mit seinem Freund Schiller betätigte sich der allmählich zu einem tüchtigen Pianisten avancierte Musiker als Klavierlehrer und Konzertpianist, heiratete in Augsburg die Tochter eines Klavierfabrikanten, lernte selbst den Klavierbau und zog mit seiner Gattin nach Wien, wo die Firma zu einem berühmten Unternehmen aufstieg. Streicher selbst wurde ein Wiener Grandseigneur und hatte besten Kontakt zur Wiener Klassik, vorweg zu Beethoven, der seine Instrumente bevorzugte und von der Streicher-Gattin in rührender Weise in seinem trüben Hausstand versorgt wurde. Man erfuhr interessante Details über den großen Klassiker. Streicher bewährte sich auch in Wien als findiger Helfer armer Musiker und verschaffte sogar der Tochter J. S. Bachs noch eine finanzielle Unterstützung. Als Schiller starb, wollte er mit einer Schrift über die einstige Flucht Geld für ein würdiges Grabmal schaffen, was leider nicht nach Wunsch gelang. Im ganzen möchte man sagen, daß dieser großartige Mann ein glücklicheres und erfüllteres Leben gelebt hat als sein Freund Schiller! Der Vortrag wird voraussichtlich im nächsten Heft der Geschichtsblätter erscheinen.

4. Donnerstag, 16. Januar 1986: Trotz winterlichen Wetters war der Saal fast ganz besetzt, als zum Auftakt des neuen Jahres Rektor i. R. Hans Besch aus Marbach über »Marbach und seine historischen Sehenswürdigkeiten« sprach. Er erinnerte zunächst an

den großen Stadtbrand vom 28. Juni 1693, als die Franzosen außer der Alexanderkirche die Stadt bis auf die steinernen Unterbauten der Häuser und ihre Keller in Schutt und Asche legten. Keimzelle Marbachs war ein im Gebiet jenseits des Strenzelbachs gelegener fränkischer Königshof und das daraus entstandene Dorf »Marbach«, 972 urkundlich erwähnt. Hier erstand dann auch die Alexanderkirche, einst romanische Basilika, später großartige spätgotische Staffelhalle. Die Bezeichnung »am alten Markt« erinnert heute noch an diese Siedlung. Die Stadt, auf dem hohen jenseitigen Ufer des Strenzelbachs gelegen, entstand wohl ursprünglich bei einer dort einst befindlichen Burg. Schon in einer Urkunde von 1282 wird Marbach als »Stadt« bezeichnet, weshalb es 1982 sein 700jähriges Stadtrecht feierte. Herr Besch, der schon zur Schilderung der Alexanderkirche mit großartigen Dias aufgewartet hatte, erläuterte nun anhand einer großangelegten Dia-Serie alle Sehenswürdigkeiten der so gut erhaltenen malerischen alten Stadt, die noch nahezu ihre vollständige Stadtmauer besitzt; er ging dabei auch ausführlich auf die nicht besonders erfreuliche Geschichte von Schillers Familie in Marbach ein, an die noch einige Häuser erinnern. Zuletzt berichtete er über die neuen Grabungsergebnisse im Bereich des ehemaligen Schlosses mit Resten der alten Burg. Es war ein durchaus ergötzlicher Spaziergang, zu dem der engagierte und sachkundige Redner seine freudig mitgehenden Zuhörer eingeladen hatte.

5. Donnerstag, 16. Februar: Der Abend galt zunächst der Jahresversammlung des Hist. Vereins, bei dem der Vorsitzende Dr. Wolfgang Bollacher den üblichen Bericht über die Winter- und Sommerveranstaltungen des Vereins gab. Nachdem dann auch der Finanzbericht erstattet und die Entlastung des Kassenführers erfolgt war, ergriff Herr Kurt A. Schupp, Ludwigsburg, das Wort zu seinem Vortrag über »Ludwigsburger Porzellan – Bedeutsame Entdeckungen bei der Erneuerung der alten Manufaktur«. Herr Schupp begann mit einem Überblick über die Geschichte des Porzellans und zeigte dabei auf, wie früh Ludwigsburg an seiner Entwicklung und Fabrikation beteiligt war. Hauptgewicht lag dann auf den neuen Grabungsergebnissen im Bereich der alten Manufaktur, an deren Erfolg der Vortragende maßgeblichen Anteil hat. Besonders eingehend schilderte er die Bemalung des Porzellans und nannte ihre Künstler sowie die schwierigen Probleme, die sich oft mit den Farben in technischer Hinsicht ergaben. Der nicht nur für die Ludwigsburger außerordentlich lehrreiche Vortrag war mit ausgezeichneten Dias, insbesondere Bildern von Fundstücken, reich ausgestattet und ist im vorliegenden Heft der Geschichtsblätter gedruckt.

6. Donnerstag, 13. März: Wie sehr ein literarhistorisches Thema anziehen kann, erlebte man beim letzten Vortragsabend, als der leider nur verfügbare kleinere Saal im Kulturzentrum völlig überfüllt war. Erstaunlich zahlreiche Gäste waren erschienen, um den Vortrag von Prof. Dr. Martin Bollacher, Lehrstuhlinhaber für Literatur an der Ruhr-Universität Bochum (und Bruder unseres Vorsitzenden) über »Jud Süß Oppenheimer – Sein Bild in der deutschen Literatur« sprach. Prof. Bollacher leitete ein mit einer kurzen Schilderung des Haßbildes von Süß Oppenheimer, das sich beim Volk konstituiert hatte und zu den bizarrsten Auswüchsen führte. Zunächst gab er dann einen kurzen Überblick über das historische Gesicherte aus dem Leben des interessanten Mannes, der in Heidelberg geboren wurde und dessen Eltern aus bedeutenden Frankfurter Judenfamilien stammten. Dem sachlichen Bericht stellte der Vortragende darauf in eindrucksvoller Weise drei Bearbeitungen des Themas »Jud Süß« vergleichend gegenüber: Wilhelm Hauffs Novelle »Jud Süß« liegt zeitlich zunächst am einstigen Geschehen. Der schwäbische Romantiker schildert nur die letzten Monate im Leben des »Hoffaktors«. Dabei schaffte er mit wenig Rücksicht auf historische Wahrheit eine Schauererzählung, die den Juden als Antichrist darstellt. Schon bei Hauff tritt erstmals eine Liebesaffäre mit der schönen Schwester des Juden und einem »Landständigen« auf.

Obwohl frei erfunden, ist damit der Begriff der »schönen Jüdin« in die deutsche Literatur eingeführt, die später Jean-Paul Sartre als »Produkt antisemitistischen Sadismus« bezeichnet hat. Demgegenüber sah Lion Feuchtwanger in seinem Roman Süß Oppenheimer als Verkörperung des jüdischen Schicksals. Er erleidet den tragischen Tod als Opferlamm und Sündenbock für die vielen Nichtjuden, die auch und ebenso schuldig waren. Auch er bringt als »schöne Jüdin« die Tochter Oppenheimers, welcher der Herzog nachstellt und die sich aus Verzweiflung vom Dach stürzt. Drittes Beispiel war der Film Veit Harlans im »Dritten Reich«, der auf der simplen Formel beruht »gut gleich arisch, böse gleich jüdisch«. Dieser Film war Teil der Hetz-Propaganda gegen die Juden. Prof. Bollacher wertete in seinem fesselnden Vortrag den Roman Feuchtwangers überzeugend als höchstehend, indem darin der Jude, »zunächst der Macht verfallen, erst über das Leiden zum Verzicht gelangt und – den Juden und Christen zur Lehre – einen Märtyrertod stirbt.« Auch dieser Vortrag wird noch in den Geschichtsblättern erscheinen.

2. Die Studienfahrten im Sommer 1986

1. **Samstag, 26. April 1986:** Halbtagesfahrt in die Umgebung von Schwäbisch Hall. Absicht der Fahrt war, gegenüber der wohlbekanntenen alten Reichsstadt auch die Sehenswürdigkeiten nahe dabei genauer kennenzulernen. Als Führer hatte sich freundlicherweise der städtische Oberarchivrat Manfred Akermann erboten. Er war kein Unbekannter, hatte er doch in vergangenen Jahren den Verein auf einer Stauferfahrt und auf einer Fahrt ins Deutschordensgebiet um Heilbronn bestens geführt. Hinter der Michaelskirche Schw. Hall stieß Herr Akermann zu uns und begann nach kurzer Bergfahrt seine Führung auf dem Hof »Oberlimpurg«, von wo man nach kurzem Fußweg bergab die beachtlichen Reste der Limpurg erreichte, welche gegenwärtig durch Grabungen vermehrt und restauriert werden. Um den staufischen Kern der Anlage gruppieren sich Bauten aus Spätmittelalter und Frührenaissance. Anschaulich machte Herr Akermann auf dem höchsten Punkt und bei den Grundmauern des quadratischen Bergfrieds mit der Geschichte der einstigen Bergherren, der »Schenken von Limburg«, bekannt. Urahnen des Geschlechts waren die Reichsschenken von Schuepf (Oberschüpf zwischen Lauda und Mergentheim), bis dann Walter I., der sich nach einem Umweg über Besitzanteile am Hohenstaufen zunächst noch »Schenk von Stauf« genannt hatte und nach der Entzweigung mit den Stauern über Verwandtschaft Güter bei Hall erwerben konnte, seine Burg im Stauferstil »Limpurg« (ein häufiger Burgennamen, der »Limpurg« = Drachenburg bedeutet) nannte. Seither nannte er sich »Schenk von Limpurg«. Einer seiner Söhne, Conrad, ist als »Der Schenk von Limburg« aus der Manessischen Handschrift als Minnesänger bekannt. Bezeichnend für damalige Politik ist folgende amüsante Affäre: Natürlich hatten die Limpurger ein Auge auf die bedeutende Stadt Hall, die mit ihrer Salzsiederei großes Geld machte. Nun hatten die Limpurger große Waldungen erstanden, und mit deren Holz begannen sie einen schwunghaften Handel mit Hall, das immense Mengen Holz für seine Siederei brauchte. Es wurde Richtung Limpurg ein Tor in die Stadtmauer gebrochen, und dieses »Limpurger Tor« war sozusagen der erste Fuß, den die Burgherren in die ersehnte Stadt setzten. Verständlicherweise bekamen die Haller kalte Füße und begaben sich flugs in kaiserlichen Schutz. Hall wurde daher 1276 Reichsstadt mit eigener Gerichtsbarkeit. Prompt wurde daraufhin das »Limpurger Tor« wieder vermauert, und die Schenken hatten das Nachsehen! Da sie inzwischen nach und nach ihren Sitz an andere Orte verlegt hatten (Obersontheim, Komburg), verkauften sie 1441 ihre Burg um 46000

Gulden an Hall, und dieses ließ die verhaßte Burg 1557 gänzlich schleifen, um jegliche weitere Gefahr auszuschalten. Sehr instruktiv zeigt sich am Beispiel Limpurg die Versorgungsanlage einer Ritterburg: der Hof Oberlimpurg ist der Landwirtschaftsbetrieb zur Lieferung der Nahrung, Unterlimpurg unten im Tal beherbergte die notwendigen Handwerker, eine Mühle und die Kirche. (Bei uns vergleichbar: Egartenhof, Burg Altsachsenheim, Untermerg.)

Auf reizvollem Waldweg gelangte man ins Tal, wo Herr Akermann in die aus einer »Marienkapelle« hervorgegangene Pfarrkirche »St. Urban« (Name versehentlich aus der Bezeichnung »suburbs« = Vorstadt von Hall, entstand!) führte. Das sehenswerte Gotteshaus zeigt in Chor und Turm »Übergangsstil« mit deutlich romanischer Ornamentik. Das Innere überrascht durch reiche und über die Jahrhunderte völlig intakt gebliebene Ausstattung mit Bandbreite Frühgotik bis Barock! Großartig ein spätgotischer Schnitzaltar (flämische Schule) und ein Wandgemälde von 1390, Maria mit einem Spinrocken darstellend. Die 1283 zur Pfarrkirche erhobene Kapelle wurde noch unter den Schenken zur evangelischen Vorstadtkirche von Hall (daher der fälschliche Namen!). Neben der Kirche steht der schöne Fachwerkbau des Pfarrhauses von 1456 sowie der ehemalige Spitalbau der Schenken von 1470. Nahe dabei steht ein Fachwerkhäus, in dessen Obergeschoß der erste Betsaal der Juden war (später Synagoge in Steinbach). Vorbei an der alten Mutterkirche von Hall, der romanischen Kirche St. Johannes Bapt. von Steinbach und vorbei am alten Judenfriedhof gelangte man zum Parkplatz bei der Kumburg, die man in kurzer Bergwanderung erreichte.

Die Grafen von Rothenburg hatten als Kochergau-Grafen die Aufsicht über die Salzquellen. Einer derselben erbaute um 990 auf dem »Kahenberg« eine Höhenburg. Da seine Söhne kinderlos waren, vermachte er die Burg der Kirche. Sie wurde 1078 mit Neubauten in ein Benediktinerkloster umgewandelt. Abt Wilhelm von Hirsau führte später dort die cluniazensische Reform durch. Als 1116 der letzte Kochergau-Graf starb, ging sein Besitz an die Stauer, die damit Beziehungen zur Kumburg bekamen. 1488 wurde das Kloster durch Abt Seyfried von Holtz in ein Chorherrenstift umgewandelt. Unter Abt Neustetter (1551–94) entstand unter anderem die riesige Ringmauer, und unter Abt Wilhelm Ulrich von Guttenberg (1695–1736) wurde die romanische Basilika bis auf die Türme abgerissen und mit deren Einbezug ein großes Barockmünster errichtet. Das Chorherrenstift endete mit der Säkularisation 1806. Seither hat »Großkumburg« zahlreichen Verwendungen gedient. Seit 1947 ist dort eine pädagogische Akademie.

Die von Josef Greising aus Würzburg erbaute Stiftskirche St. Maria und St. Nikolaus ist ein prächtiger Barockbau. Die romanischen Osttürme sind von den Seitenschiffen ummantelt, deren dort »blinde« Fenster einen Durchblick auf das romanische Zierwerk gewähren. Neben wertvoller barocker Ausstattung haben sich drei Spitzenwerke aus romanischer Zeit erhalten: am Blockaltar bei der Chorschranke ein Antependium mit Emailrahmen und aus Metall getriebenen Figuren Christi und der Apostel, ein riesiger Radleuchter mit den Toren des »Himmlischen Jerusalem«, vergleichbar mit dem Leuchter im Aachener Dom, beides aus der Zeit von Abt Hartwig (1104–39); schließlich im Chor ein kunstreicher romanischer Stüftersarkophag von 1180.

Da der Bau der romanischen Klosterkirche von der westlich gelegenen Burg ausging, ist der Westturm, in dessen Untergeschoß sich das Brunnenhaus des Kreuzgangs befand, mit ursprünglich vorhandenem Westchor und Querhaus ältester Bauteil. Daher befindet sich auch in diesem Bereich der vom Kircheninnern erreichbare romanische Kapitelsaal aus dem frühen 12. Jh. mit schönen Zwergarkaden. Er diente gleichzeitig als Begräbniskapelle der Schenken, weshalb dort wertvolle Epithaphien derselben zu sehen sind. Am schönsten aber sind die beiden Epithaphien in der anschließenden St. Josefs-

kapelle mit den lebensgroßen Bildern Friedrichs V., Schenk von Limpurg und seiner Gemahlin Susanne von Tierstein in der bezaubernden Manier burgundischer Bildhauer! Beim folgenden Rundgang in der gesamten Klosteranlage wies Herr Akermann auf die infolge des schmalen, langgestreckten Areals atypische Anordnung der Gebäude hin. Schöne Zeugen aus romanischer Zeit sind der innere Torbau mit aufgesetzter Michaelskapelle und der bis heute nicht einwandfrei erklärte Sechseckbau. Eine charakteristische Erinnerung an die Zeit des Chorherrenstifts sind die Wohnbauten der Chorherren, z. B. der »Adelmannbau« und der »Reischachbau«.

Die auf der »Großkomburg« eventuell enttäuschten Romanikfans wurden beim abschließenden Gang zur vom gegenüberliegenden Berghang grüßenden »Kleinkomburg« voll entschädigt. Dieses Anwesen, der »Wirtschaftsteil« des großen Klosters, war einst Sitz einer Probstei, deren Mittelpunkt die frühromanische Ägidiuskirche ist. Das ehrwürdige Gotteshaus zeigt nahezu unveränderte reinste Romanik! Die dreischiffige Basilika mit Westturm trug einst einen Vierungsturm, heute nur noch einen Dachreiter. Der tonnengewölbte Chor mit Apsis war einst mit wertvollen Fresken ausgestattet, die leider im 19. Jh. sträflich »überrestauriert« wurden, weshalb sie von der Denkmalpflege als echtes »Denkmal« abgelehnt werden. Dennoch hat sich wohl die interessante Ikonografie der Bilder erhalten. Der Bau zeigt als »Hirsauer Modell«, außer den Säulen, vor der Vierung zwei Pfeiler des »chorus minor« für die Laienbrüder. Beim Gang hinter der Kirche bot sich ein malerischer Blick auf Großkomburg.

Herr Akermann hat mit seiner Führung ein Stück Heimatgeschichte lebendig vor Augen geführt und ließ die Gäste nicht ohne wertvolle Kopien alter Ansichten und instruktiver Pläne nach Hause ziehen.

2. Samstag, 21. Juni: Ganztagesfahrt nach Baden-Baden. Das Bestreben, jeweils für unsere Führungen nach Möglichkeit profilierte Archivare zu bitten, gelang in diesem Fall nicht, da die Stadt solche Führungen grundsätzlich von autorisierten Stadtführer veranstalten läßt. Unsere Skepsis löste sich aber in allgemeines Wohlgefallen auf, als die pünktlich zum verabredeten Termin eintreffenden Reisenden bei schönstem Wetter von Stadtführer Lange empfangen wurden. Es zeigte sich nämlich bald, daß er in den äußerst schwierigen Verkehrsverhältnissen jeweils die besten »Schleichwege« wußte, die ein Bus sonst nicht hätte fahren dürfen. So führte er sofort auf schmalen Pfad am Berghang durch Teile des Kurparks und zeigte dort einige der für Baden-Baden charakteristischen aufwendigen Villen der Gründerzeit. Nebenbei erzählte er über das riesige Stadtareal von 140 qkm mit 50000 Menschen, davon 3000 zivilen Ausländern aus der ganzen Welt, und 256000 Gästen im vergangenen Jahr. 500 km Weg stehen für die Kurgäste bereit, und im Kurpark gibt es 220 Baumarten. Bemerkenswert ist, daß die Stadt gleichzeitig eine der größten Weinbaugemeinden Badens ist. So fuhr man denn zunächst durch schöne Bergwaldungen ins Weinbaugebiet mit den alten Weindörfern Varnhalt, Neuweier und Steinbach, letzteres Geburtsort des berühmten »Erwin von Steinbach«, Baumeister am Straßburger Münster. Die erzeugten Weinsorten dürfen erstaunlicherweise in »Bocksbeutelflaschen« abgefüllt werden, die sonst den Frankenweinen vorbehalten sind. Bezaubernd ist der Blick ins weite Land bis zu den Vogesen, und über allem thront die auf hohem Berg liegende Burgruine Yburg aus dem 13. Jh.

Die eigentliche Stadt zieht sich längs des Flüsschens Oos hin. Man fuhr zunächst durch die große Anlagen des Südwestfunks, einen ganzen Stadtteil! Vertretend für die vielen berühmten Gäste der Kurstadt sei der Musikbereich erwähnt: Clara Schumann, die als Pianistin berühmte Witwe des unglücklich endenden Robert Schumann, nahm die schwere Aufgabe auf sich, durch Konzertreisen ihre zahlreichen Kinder zu ernähren. Sie hatte an der Oos ein Häuschen erstanden, in dem sie sich jedes Jahr den Sommer über ihren Kindern widmete. Kein Wunder, daß sich ihr treuester Freund

Johannes Brahms nun auch jedes Jahr in Baden-Baden aufhielt, woran heute noch das »Brahmshaus« erinnert, in dem ein Brahmsmuseum eingerichtet ist. An ihm und an der Turgenjew-Villa vorbei, sowie an der neugotischen evangelischen Kirche, gelangte man zum Augustaplatz, dem charakteristischen Beispiel für die pompösen Bauten der »Gründerzeit«, die der Stadt das besondere »nostalgische« Gepräge geben. Daher müssen in diesem Bereich alle Neubauten in diesem Stil errichtet werden, wofür Herr Lange ein gutes Beispiel zeigte.

Vorbei an den »Caracalla-Thermen«, dem bedeutenden Denkmal der Römerzeit, fuhr man nun bergan zum direkt über der Stadt sich breit erstreckenden »Neuen Schloß«, wo man den Bus verließ. Nach dem großartigen Blick von dort auf die Stadt mit der Stiftskirche im Vordergrund ging's auf romantischer Steige hinab zum »Römerplatz«, in dessen Pflaster die aufgefundenen Reste eines Römerbades kenntlich gemacht sind. Die Stiftskirche ist Nachfolgebau einer romanischen Vorgängerin. Der spätgotische Bau besitzt seit Erhebung zum Collegialstift einen großen Stiftschor (1454). Die dreischiffige Hallenkirche wurde vielfach verändert, besonders nach ihrer Zerstörung beim von den Franzosen gelegten Stadtbrand vom 24. August 1689. Wertvolle Innenausstattung macht die alte Kirche zur beachtlichen Sehenswürdigkeit. Wieder kam man an den »Caracallethermen« vorbei, deren Reste man besichtigen kann. Die den Römern bekannten heißen Quellen veranlaßten einst Kaiser Caracalla, die schlicht »Aquae« = »die Wasser« benannte Siedlung 213 zum »Weltbad« auszubauen. Der »Jesuitenplatz« erinnert an ein zeitweilig eingerichtetes Jesuitenkolleg in der Epoche der Gegenreformation. In einem ehemaligen, schloßartigen Hotel befindet sich heute das Rathaus. Ein Gang zum Kurpark bot den Blick auf das Kurhaus und auf Deutschlands größte Spielbank. Abschließend wies Herr Lange, der sich als ganz hervorragender Stadtführer bewährt hatte, auf die Bedeutung Baden-Baden als Kur- und Kongreßstadt hin und seine erhebliche historische Bedeutung als Aufenthaltsort zahlloser berühmter Leute wie Brahms, Liszt, Wagner, Gogol, Turgenjew, Dostojewski (»Der Spieler« entstand unter dem Eindruck der Spielbank!) und vieler anderer. Dieses internationale Publikum erklärt auch, weshalb es hier nicht nur eine russisch-orthodoxe, sondern auch eine rumänisch-orthodoxe Kirche gibt. Dem Bedarf gemäß gibt es natürlich auch ein bedeutendes Kurtheater mit hervorragender Fassade.

Nach dem Mittagessen im Vorort Geroldsau fuhr man wieder zum »Neuen Schloß«, wo die Besorgung einer außerplanmäßigen Führung gelungen war. Der markgräflich-badische Schloßverwalter Eberhard begrüßte die Ludwigsburger mit launigen Worten auf der »badischsten aller badischen Stätten«. Die Markgrafen von Baden, ursprünglich Zähringer, wohnten zunächst auf der heute noch als malerische Ruine erhaltenen Burg Altbaden (Hohenbaden). Schon im 14. Jh. begann man mit dem Bau des stadtnahen »Neuen Schlosses«, das 1479 bezogen wurde. Nach Erweiterung der Anlage in der Renaissancezeit wurde das schöne Schloß beim Stadtbrand 1689 zerstört. Erst 1843–47 baute es Großherzog Leopold mit altdeutschen und Renaissanceformen romantischer Prägung zu einer repräsentativen Sommerresidenz aus, wobei im Erdgeschoß noch Teile aus der Zeit vor dem Brand erhalten blieben. Der obere Stock weist glanzvolle, mit zahlreichen Ahnenbildern dekorierte Festsäle auf. Anhand dieser Bilder zeichnete Herr Eberhard eine ebenso packend wie amüsant dargebotene Geschichte der Markgrafen. Die eindrucksvolle Schloßführung wird allen Beteiligten dank des originellen Mentors als ein Höhepunkt der Fahrt sicher unvergesslich bleiben!

Zuletzt fuhr man zum Oos-aufwärts gelegenen Kloster Lichtental. Sein von der Oos in großem Bogen umflossenes, rings ummauertes Areal bietet eine Oase der Ruhe. Durch ein großes Einfahrtstor gelangt man über einen großen Innenhof mit Wiese, Bäumen und einem schönen Marienbrunnen zur Kirche und dem angebauten Abteige-

bäude. Markgrafenwitwe Irmingard gründete 1243 das Zisterzienserinnen-Kloster, das zugleich bis 1372 Grablege der regierenden Markgrafen wurde. Ältester Bauteil ist die leider im 19. Jh. neugotisch veränderte »Fürstenkapelle«, die neben den uralten Grabmälern wertvolle Kunstwerke beherbergt: die »Schlüsselmadonna«, Patronin des Klosters, aus dem frühen 14. Jh., großartige Altarflügel vom ehemaligen Hochaltar der Kirche aus dem späten 15. Jh. (»Meister von Lichtental«), sowie alte Glasgemälde. Die einschiffige Kirche, Chor um 1300, Langhaus um 1470, ist nach der Ordensregel turmlos. Frauenchor, Abtei und Konvent stammen, in der heutigen Form ab 1724 erbaut, von Peter Thumb. Die sachkundige Konventfrau »Maria Assumpta« führte noch ins sehenswerte Museum. Kloster Lichtental ist eines der wenigen in Deutschland noch bestehenden Zisterzienserinnenklöster, sein Konvent zählt heute 45 Klosterfrauen aus allen Teilen des Vaterlands. Neben vielseitigen Handarbeiten (sogar eine Goldschmiede gibt es!) wird eine öffentliche Schule betrieben.

Stark beeindruckt vom vielen Gesehenen fuhr man über den Schwarzwald zurück, wo man, nach ganztägig gutem Wetter, von Wolkenbrüchen mit Donner und Blitz begleitet wurde.

3. Samstag, 27. September: Halbtagesfahrt nach Öhringen und Waldenburg. Für diese Fahrt bei schönstem Herbstwetter hatte man als Führer Oberstaatsarchivar Dr. Taddey vom Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein gewonnen. Man begab sich nach der Ankunft in Öhringen sogleich zur größten Sehenswürdigkeit, der alten Stiftskirche St. Peter und Paul und stieg zunächst in die Krypta hinab, eine dreischiffige Hallenkirche von 1481, Nachfolgerin einer romanischen Krypta. Dr. Taddey erzählte, daß einst Adelheid, die Mutter Kaiser Konrads II., 1037 eine bereits vorhandene Pfarrkirche durch Bischof Gebhard von Regensburg, ihren Sohn, in ein Kollegialstift umwandeln ließ. Mit über Konrad II. vom oströmischen Kaiser erhaltenen Reliquien legte sie den Grund zu bedeutenden Wallfahrten. Ein prächtiger Sarkophag der Stauferzeit, in den sie 1241 umgebettet wurde, birgt heute noch ihre Gebeine. Nach der Reformation wurde das gleichzeitig als Stifts- und Pfarrkirche dienende Gotteshaus auch Grablege der Hohenloher Fürsten, weshalb man noch 1850 in der Krypta eine neue Seitenkapelle baute. Neben etlichen sehenswerten Grabmälern fällt dasjenige des »Erbacher Gräfleins«, einem selig schlummernden Büblein, als reifes Kunstwerk des Forchtenberger Bildhauers Kern besonders auf. Eine romanische Grabplatte mit lateinischer Inschrift, doch ohne Namensnennung, wird als Grabmal des Bischofs Gebhard vermutet. Aus der Gründerzeit stammen zwei unterschiedlich große steinerne Löwen, die sich einst außen am »Löwentörlein« auf der Südseite der Kirche befanden. Heute sind dort Kopien angebracht.

Die Höchstzahl der in »Kurien« bei der Kirche wohnenden Chorherren, welche meistens aus dem niedrigen Adel stammen, belief sich in Öhringen auf zwölf. Der Neubau der Stiftskirche (romanische Vorgängerin!) wurde 1450 begonnen, Baumeister waren insbesondere Hans von Aurach (Urach) und Bernhard Sporer. Die Vorgängerkirche hatte laut Abbildung im kostbaren »Obleitenbuch« von 1420 eine Doppelturmfassade. Da einer der Türme einstürzte, begnügte man sich nun mit einem mittelständigen Westturm mit Umgang und Türmerstube (als Hochwacht »Blasturm« genannt) und einem zweiten am südlichen Choranfang (Glockenturm). Der Westturm barg von 1511 bis 1956 das Hohenlohesche Archiv, das seither in Neuenstein untergebracht ist. Das Innere des Gotteshauses zeigt sich als dreischiffige Hallenkirche, wobei durch die eingezogenen Strebepfeiler rippengewölbte Seitenkapellen für Altäre entstanden, ähnlich der Alexanderkirche in Marbach. Der wegen der Krypta stark erhöhte Chor enthält eindrucksvolle Grabmonumente der Hohenloher mit reicher figürlicher Ausstattung, eines der schönsten wieder von Meister Kern. Aus dem Mittelalter stammt ein Rest

umfangreicher Verglasung: 25 wertvolle Glasgemälde nach Art des Peter Hemmel von Andlau; ferner ein Hochaltar mit lebensgroßen Holzfiguren: Mutter Gottes begleitet von den Kirchenpatronen Petrus und Paulus, außen Hieronymus und Veit. Außerdem steht der Altar auf einem romanischen Sockel der Gründerzeit. Am Nordende des Querschiffs befindet sich ein kunstreicher spätgotischer Margarethen-Altar aus Stein. Im nördlich an die Kirche angebauten, malerischen Kreuzgang bewunderte man das Denkmal für die Gefallenen des 2. Weltkriegs vom Ludwigsburger Bildhauer Scheerer.

Dr. Taddey, der die komplizierte Familiengeschichte der Hohenloher verständlich erklärte, machte auf etliche sehr sympathisch wirkende Besonderheiten aufmerksam. Als zum Beispiel 1556 die Reformation eingeführt wurde, trennte man Schiff und Chor der Kirche durch eine Mauer ab, und, während im Schiff evangelischer Gottesdienst gehalten wurde, durften die Chorherren im Chor ihren alten Ritus friedlich bis zu ihrem Absterben weiterpflegen; das den Regenten reichlich zugefallene Stiftsvermögen wurde unter anderem zur Einrichtung eines Gymnasiums in den ehemaligen Stiftsgebäuden verwendet.

Man stand dann vor der Kirche im Bereich des ehemaligen Friedhofs, heute dem malerischen Marktplatz. Das im Süden stehende Schloß, 1610–16 als Witwensitz erbaut und später erweitert, ist nun Rathaus. Durch eine reizende Gasse mit Fachwerkhäusern gelangte man zum spätgotischen Rathaus der bürgerlichen Stadt am alten Marktplatz mit Justitiabrunnen. Die Siedlung reicht bis zur Römerzeit zurück: Zwei Kastelle, »Kendelcastell« und »Bürgercastell« waren Bindeglied zwischen Walldürn und Welzheim am vorderen Limes, und zwischen beiden lag die Zivilsiedlung »vicus Aurelianus«. Der Name »Öhringen« rührt von der durchfließenden Ohrn her, aus »Oren-gowe« = Orngau wurde »Öhringen«, das also nichts mit einer »ingen«-Siedlung zu tun hat.

Jenseits der Ohrn liegt der merkwürdigerweise »Altstadt« genannte Stadtteil mit dem 1353 gegründeten Spital. Anna von Hohenlohe stiftete damals eine Spitalkirche anstelle der aufgelassenen Synagoge. An die spätere Spitalkirche (17./18. Jh.) schließen unmittelbar die Wohngebäude an, heute noch als Altersheim genützt.

Unterhalb des Schlosses zieht sich der Ohrn entlang der heute als Stadtpark dienende ehemalige Schloßgarten. Auch hier wies Dr. Taddey wieder auf die »besondere Art« des fürstlichen Geschlechts hin: als der Heerführer Friedrich-Ludwig 1806 in der Schlacht bei Jena und Auerstedt von Napoleon vernichtend geschlagen worden war und sehr deprimiert heimkehrte, schenkten ihm die Bürger von Öhringen zum Trost einen Teil des Geländes für den Schloßgarten. Der Hohenloher ließ daraufhin auf einer kleinen Anhöhe im Park einen Obelisk errichten mit der Aufschrift »Den braven Bürgern«! Ein letzter alter Stadtteil, die »Karlsstadt«, zeigt eine klassizistische Anlage mit »planmäßig erbauten« Häusern.

Auf der Fahrt durchs schöne Hohenloher Land erläuterte Dr. Taddey dessen Topographie. Zu Füßen des Steilabfalls herab von den Sandsteinhöhen des Schwäbischen Waldes breitet sich die »Hohenloher Ebene« lieblich gewellt, mehrmals von tiefen Flußtälern durchschnitten (Kochertalbrücke der Autobahn!). In dem fruchtbaren Land wird besonders liebvoll der Weinbau gepflegt. Man kam durch das einst von 3 Burgen umgebene Michelbach »am Wald«, das als Weinort ebenso wie Verrenberg Spitzenweine liefert. Nach der Bergfahrt durch ein Stück der riesigen fürstlichen Waldungen erreichte man über ein Hochplateau den Stadtrand von Waldenburg, das durch seine Lage auf einem Bergsporn sich besonders gut befestigen ließ. Dr. Taddey wies darauf hin, daß die zahlreichen ähnlichen Bergorte der Hohenloher alle nach derselben Art angelegt seien. Die einzige nennenswerte Straße führt geradewegs über einen Halsgraben an der schmalsten Stelle der Bergzunge bis ins Ortszentrum. Man stieg in diesen

Graben hinunter und bewunderte die mächtigen Mauern an dieser besonders schutzbedürftigen Stelle der Stadt. Auf dem »Panoramaweg« mit herrlichem Blick in die weite Landschaft ging man unter der Stadtmauer entlang, über der sich mächtig der »Hochwächerturm« mit seinen staufischen Buckelquadern erhebt. Bei der katastrophalen Wasserknappheit der Bergsiedlung diente er lange Zeit als Hochbehälter für das vom tief liegenden Quellhorizont hochgepumpte Wasser. Heute steht hinten auf dem Feld ein moderner Wasserturm, der auch den Sendemast des Süddeutschen Rundfunks trägt. Die Stadt wurde in der Schlußphase des letzten Kriegs durch Artilleriebeschuß und Bomben schwer beschädigt, doch erkannte der damalige Bürgermeister die Chance für einen Neu-Aufbau unter möglichster Wahrung der alten Stadtsilhouette, und aus der einstigen Handwerker- und Bauernsiedlung wurde ein Luftkurort, wobei sehr geschickt auf alte Befestigungsmauern neue, stilvolle Bauten gesetzt wurden.

Am Marktplatz liegt die evangelische Kirche, ein Bau mit spätgotischen, Renaissance- und Barockelementen, darin Grabmäler der Hohenloher. An der Spitze der Bergzunge liegt das fürstliche Schloß, von den Heilbronner Wolff im 16. Jh. erbaut. Dennoch hat es mit seinem Hauptturm, einer Parallele zum »Hochwächerturm«, eine deutliche Erinnerung an die alte Burg der Stauferzeit. Originell wirkt sein 1576 von Meister Unsinnig aus Wallerstein errichteter Renaissance-Aufsatz. Die im Krieg ausgebrannte und nun wiederhergestellte Schloßkirche besaß einst eine schöne Rokoko-Ausstattung. Frappierend ist die der Fensterseite gegenüberliegende fensterlose Wand des Schiffs, deren blinde Fenster durch Einbau von Spiegeln einen Blick ins Freie vortäuschen. Die Kirche ist gleichzeitig katholische Stadtkirche. Hierzu ein letzter Hinweis auf die seit eh und je nicht alltägliche liberale Gesinnung derer von Hohenlohe. Als sich in der Folge der Reformation die Familie in den evangelischen Ast Ingelfingen-Öhringen-Neuenstein und den katholischen Waldenburgischen mit Anhang verzweigte, blieb dennoch die Stadt Waldenburg rein evangelisch (heute ist auch ein katholischer Bevölkerungsteil vorhanden)! Es war also bewußt das »cuius regio, eius religio« verlassen, und jeder konnte »nach seiner Fasson selig werden«, um mit dem Alten Fritz zu sprechen.

Berühmt wurde das Schloß durch die »Waldenburger Fastnacht« von 1570. Man veranstaltete auf dem Schloß ein großes Fastnachtsfest. Bei einem Spiel trugen die Mitspieler brennende Kerzen auf dem Kopf, was zu einem großen Feuer führte, das vielen zum Verhängnis wurde; auch der Schloßherr starb an seinen Brandwunden. Die evangelische Bevölkerung sah darin eine gerechte Strafe Gottes für das »satanische« Fastnachtstreiben. Es gab damals sogar ein Flugblatt nach Art der »Nürnberger Bilderbogen«, auf dem das Unglück drastisch dargestellt war.

Nachdem man nochmals den wunderschönen Blick hinaus ins Land genossen und den Rundgang unter der Stadtmauer beendet hatte, verließ man die einzigartige Bergstadt und verabschiedete sich in Neuenstein von Dr. Taddey, der es verstanden hatte, nicht nur die kunstgeschichtlichen Sehenswürdigkeiten, sondern auch die Schönheiten einer Landschaft aufzuzeigen, die ihm, dem Nichtschwaben zur zweiten Heimat geworden ist. Es war eine »Führung mit Herz«!

Der vorliegende Jahresbericht gründet weitgehend auf den Zeitungsberichten von H. Gengnagel und M. Otto.

M. Otto

Jahresrückblick 1985

»Ein Traum ist unser Leben auf Erden hier, wie Schatten auf den Wolken schweben und verschwinden wir. Und messen unsre täglichen Tritte nach Raum und Zeit: und sind – sie wissens nicht – in Mitte der Ewigkeit.«

Die älteren unter den Lesern haben es noch in der Schule gelernt. Johann Gottfried Herder. Den Jungen kaum noch ein Begriff. Aber kann einer unsere Position mit so wenigen Worten besser, genauer definieren? Auch der Chronist mißt unsre täglichen Tritte nach Raum und Zeit. Er schreibt auf, was er meint, daß es auch im Nachhinein noch Bedeutung hat – eben wert ist, festgehalten zu werden. Geschichte ereignet sich täglich. Wir stehen mitten drin. Was wir ein Jahr später in die Erinnerung zurückholen ist schon »Geschichte« im üblichen Sinne. A priori sei dem Chronisten vergeben, wenn er – nach anderer Meinung – Wichtiges übersehen haben sollte. Manches hat er stellvertretend für vieles andere vermerkt – vieles stellvertretend für anderes weglassen müssen, weil es sonst den Rahmen dieses Rückblicks gesprengt hätte. Und er hat meist auch das nicht aufgeführt, was sich so oder ähnlich immer wieder ereignet. So sollen die folgenden Daten nur eine Art Marksteine sein, an denen wir uns zurück orientieren können.

Die ersten Kinder, die das neue Jahr begrüßen sind um 8.48 Uhr im Krankenhaus Vaihingen der kleine Sebastian aus Möglingen, um 10.45 Uhr im Ludwigsburger Krankenhaus Achim Wolfgang aus Ludwigsburg. An den beiden ersten Tagen des Januar schneit es fast ohne Unterbrechung. Die Folge ist ein Verkehrschaos auf den Straßen des Kreises. Das fängt ja gut an, mag da mancher denken. Ein paar Tage später ist das DLRG-Schwimmen im Neckar. Bei 3° minus. Mit minus 17,4° gibt es darauf die kälteste Nacht seit 1957. Es ist so kalt, daß in Großbottwar sogar die Umspannanlage ausfällt. Das Bottwartal ist zum Teil für Stunden ohne Strom.

Die Arbeitslosenquote liegt Anfang des Jahres 1985 bei 4,5 %, meldet das Arbeitsamt. Der Neckarweihinger Glasergeselle Jörn Lass wird im Leistungswettbewerb des Handwerks Bundessieger. Die wiedererstandene Synagoge Freudental wird nach gründlicher Restaurierung und Instandsetzung für 2,26 Millionen Mark als Pädagogisch-kulturelles Centrum eingeweiht. Sie soll von nun an eine »Stätte zum Abbau von Vorurteilen gegen andere Rassen« sein. Düstere Prognosen für die Zukunft werden beim Kreisbauerntag am 10. Januar gezeichnet. Das Ludwigsburger Festspielensemble gibt mit Händels »Messias« sein letztes Konzert vor einer großen Ostasien-Tournee. Dort wird es wahre Triumphe feiern. Allein in Korea hat es bei einem Konzert 4000 Zuhörer. Als Zeichen der Versöhnung wird der Besuch des Bischofs von Tschentschau gewertet, der am ökumenischen Gottesdienst in der Georgskirche in Kleinbottwar teilnimmt.

Der Neujahrsempfang im Ludwigsburger Kreishaus wird zum »Tag der Jugend«. Am 18. Januar wird der neue Kreistag verpflichtet. Mit 112 Mitgliedern und erstmals einer Fraktion der Grünen. Professor Dr. Friese, Chefarzt der Kardiologie im Krankenhaus Ludwigsburg, und Dr. Brandstätter, Chef der Urologie, werden in den Ruhestand verabschiedet. Sie waren seit 1963 bzw. 1957 am Krankenhaus Ludwigsburg tätig. Der italienische Botschafter Dr. Ferraris stattet der Stadt Kornwestheim einen Besuch ab. 185 Trachtenträger sind beim traditionellen Schwabenball in Gerlingens Stadthalle zu bewundern. Im Spitalkeller in Markgröningen ist eine Ausstellung mit Bibelhandschriften und -drucken aus 10 Jahrhunderten zu sehen.

In der Jahrespressekonferenz der Bundesbahn Anfang Februar wird in Vaihingen/Enz angekündigt, daß mit dem Bau der Schnellbahn Stuttgart–Mannheim, im Bereich des Landkreises Ludwigsburg, im Sommer begonnen werde. Bis 1991 soll das Jahrhundertbauwerk fertig gestellt sein. Spätestens dann wird man nicht davon sprechen wieviel Ärger und Widerstand es mit sich brachte. Wie die ersten Eisenbahn-Strecken vor mehr als 150 Jahren. Die Fachhochschule für öffentliche Verwaltung siedelt von Stuttgart nach Ludwigsburg um. Am Favoritepark war noch Platz für 1200 neue Studenten. Die Schiller-Volkshochschule für Stadt und Kreis Ludwigsburg bietet in ihrem neuen Programm 1300 Kurse an. Das Interesse an Neu- und Weiterbildung ist ungebrochen. Die Gemeinde Affalterbach sagt »ja« zum Versuch mit der Grünen Tonne. Ein Beitrag zu kreisweiten Recycling-Bemühungen. 50 Wissenschaftler aus aller Welt nehmen am Ende des Monats an einer Konferenz im Deutsch-französischen Institut in Ludwigsburg teil.

Die große Kreisstadt Vaihingen/Enz hat anlässlich des 40. Jahrestages der Befreiung der Stadt ehemalige KZ-Häftlinge zu Gast. In der Peterskirche wird eine Ausstellung über das Leiden und die Befreiung der Menschen im KZ vorbereitet. In Oberstenfeld feiert die evangelische Kirchengemeinde ihr 445jähriges Bestehen. Im Gemeindehaus informiert eine Ausstellung über diesen langen Zeitabschnitt. Die Stadt Steinheim ist zur Förderung bei der Altstadtsanierung angemeldet.

In Ludwigsburg wird die vor dem Abbruch gerettete und restaurierte »Musikhalle« eingeweiht. Der Rettungshubschrauber, von Ludwigsburg schon nach Marbach verbannt, kommt endgültig nach Leonberg. Eine Ausstellung »Hemmingen, das Dorf und seine Menschen in alten Aufnahmen«, die im Oktober auch in Buchform erscheint, ist das bedeutendste heimatgeschichtliche Ereignis der Strohgäugemeinde. Kornwestheimer Mitglieder des Geschichtsvereins bringen einen historischen Stadtführer »Ein Gang durch Alt-Kornwestheim« heraus.

Im Ludwigsburger Schloß konferieren im März 50 Teilnehmer aus 13 Nationen, Handelsminister mit ihren engsten Mitarbeitern, drei Tage lang über aktuelle Probleme. Schon drei Wochen zuvor ist mit dem Heizen der Räume begonnen worden. Im Heizungskeller der Friedenskirche wird das Archiv der ehemaligen Garnisonsgemeinde entdeckt. Die Schriften sind mehr als 200 Jahre alt.

Von einem Umzug ist in diesem Monat die Rede: vier Plateosaurier ziehen aus dem Arsenal am gleichnamigen Platz in Ludwigsburg ins neue Naturkundemuseum nach Stuttgart um. Dort sind sie inzwischen schon von vielen tausend Menschen bestaunt worden. An seinem 80. Geburtstag wird Senator Albert Schöchle, früherer Wilhelma-Direktor, »Schlitzohr« und Begründer des »Blühenden Barocks«, von der Universität Hohenheim zum Ehrendoktor ernannt. An die Stadt Ludwigsburg wird Mitte des Monats vom Ausschuß für Raumordnung und Kommunalpolitik der parlamentarischen Versammlung des Europarates die Ehrenfahne verliehen. Die Stadt mit den ältesten Freundschaften über die Landesgrenzen hinweg hat sich um Europa verdient gemacht.

40 Jahre nach dem Krieg versammelt sich das katholische Dekanat im Kreishaus in Ludwigsburg und gedenkt der Persönlichkeiten der ersten Stunde, die den Wiederaufbau initiiert haben. Ministerin Barbara Schäfer und Bischof Dr. Georg Moser sprechen zu den Versammelten. Die tüchtigen Buddler der Landesdenkmalpflege sind jetzt soweit, daß die Grabungsstelle in Bönnigheim besichtigt werden kann. In alten Kellern sind seltsame Töpfe mit Nachgeburten entdeckt worden. Eine wichtige Entscheidung für den Umweltschutz im Landkreis Ludwigsburg: das Kohlekraftwerk Walheim erhält bis Ende des Jahres eine Entschwefelungsanlage. Sie kostet rund 80 Millionen Mark. Und noch ein Beitrag zum Umweltschutz: eine deutsch-amerikanische Arbeitsgruppe

für Umweltschutz Baden-Württemberg wird gebildet. Militärisches drängt sich in den Vordergrund der Tagesnachrichten: die Nike-Stationen der Amerikaner in Sachsenheim soll aufgelöst und in ein Nachschublager umgewandelt werden. Sorgenvolle Mienen bei der Jahresversammlung der Württembergischen Weingärtner Zentralgenossenschaft, WZG, in Mundelsheim. Die Brüsseler Beschlüsse wirken wie ein Schock. Auch Minister Weiser kann die Wengerter nicht trösten.

Am 29. März, traditionsgemäß am Freitag, eröffnen Minister Dr. Engler und Ludwigsburgs Oberbürgermeister Hans-Jochen Henke die neue Saison der Gartenschau »Blühendes Barock«. 100000 Blumen blühen zur Begrüßung des neuen Frühlings. Viele Orden wurden auch im Laufe des Jahres 1985 verliehen. Bundesverdienstkreuze, Landesmedaillen, Eberhard-Ludwig-Plaketten. Selten ist die Auszeichnung mit dem Ehrenzeichen in Gold der Bundeswehr. Standortältester Oberst Wolf-Dietrich Laabs durfte es im März aus den Händen von Generalmajor von Butler entgegennehmen.

Auch die Realschule Schwieberdingen-Hemmingen pflegt freundschaftliche Kontakte über die Grenzen hinweg. Zum 3. mal findet ein Schülerbesuch aus Vaux le Pénil statt und mit dem Children's Choir aus Wilmslow wird im Rahmen der Aktion »Begegnungen der Schulmusik« ein Gemeinschaftskonzert veranstaltet. Im Juli fährt man zum Gegenbesuch nach England.

Anfang April erscheint in Vaihingen/Enz der vierte Band der Schriftenreihe der Stadt über das Konzentrationslager »Wiesengrund« und das Gemeinschaftslager »Brücke«. Viele ehemalige Häftlinge kommen zur Gedenkfeier. Der KZ-Friedhof zwischen Vaihingen und dem Stadtteil Ensingen ist Ziel eines Ostermarsches. Alle sprechen mal wieder vom Wetter. Der Grund: die Vegetation hat sich um zwei Wochen verspätet. Ob das der junge Frühling aufholen kann? Sechs namhafte Firmen aus dem Landkreis sind bei der Messe in Moskau vertreten: Millionen-Aufträge werden abgeschlossen, die der heimischen Wirtschaft neuen Antrieb geben. Von der Grünen Tonne war die Rede. In Asperg heißt es, sei sie ein »voller Erfolg«. Das sagen die Vaihinger von der KZ-Ausstellung in der Peterskirche und die Bietigheim-Bissingener von ihrer diesjährigen Gewerbeschau, die mehr als 250 Aussteller hat.

Für 2,2 Millionen Mark hat die Große Kreisstadt Bietigheim-Bissingen ihre alte Kelter nahe dem Rathaus umgebaut. Das neue Schmuckstück im Herzen der Stadt wird fürderhin viele kulturelle Veranstaltungen erleben. Mit einem »Tag der offenen Tür« stellt die Freiwillige Feuerwehr Markgröningen ihr eben eingeweihtes modernes Feuerwehrhaus der Öffentlichkeit vor. Einer der Höhepunkte im Jahresablauf des Residenzschlosses Ludwigsburg ist alljährlich die »Schwäbische Floriade«. Viele Tausend Menschen erfreuen sich zwischen dem 26. April und 5. Mai an der überwältigenden Blumenpracht. Ministerialrat Alois Sabel vom Landwirtschaftsministerium taufte eine Orchideen-Neuzüchtung auf den Namen »Barock-Perle«. Die Dreieinigkeitskirche am Ludwigsburger Marktplatz, 1724 als reformierte Kirche begonnen, 1781 als evangelische Garnisonskirche eingeweiht und seit 1906 katholische Pfarrkirche, ist nach monatelangen Restaurationsarbeiten in alter Schönheit wiedererstanden. Eine barocke Kostbarkeit der Stadt. Am 27. liegt Schnee auf den Blüten. Der April treibt seine Kapiolen.

Ende des Monats ist wieder »Bietigheimer Tag«. Zum 50. Mal. Mit Franz Steinkühler von der IG Metall und Camping-Pfarrer Winfried Dahlferth. Der Landesverband der Musikschulen feiert im »Haus der Musik« in Kornwestheim sein 25jähriges Bestehen. Vom 27. April bis zum 5. Mai finden in Marbach die Chortage 1985 des Schillergaus statt. Mit einer Aufführung des »Messias« und einem Großchor unter der Leitung von Gauchormeister Hermann Lauer.

In Nußdorf wird der Opfer der Zerstörung des Ortes kurz vor Ende des Krieges gedacht.

Weltmeister Patriz Ilg ist der Star bei der Einweihung des neuen 9 Mio. DM teuren Sport- und Freizeitzentrums in Asperg am 4. Mai. Der BUND für Umwelt und Naturschutz Deutschland im Kreis Ludwigsburg feiert im Rathaus in Besigheim sein 10-jähriges Bestehen. Längst wird ernst genommen, was anfangs gerne als »Spinnerei« abgetan worden war. Die Notwendigkeit seiner Aktivitäten werden nun allgemein eingesehen und respektiert.

In Teilen Ludwigsburgs und des Landkreises beginnt die neue Bildschirm-Ära. Der direkte Draht zum Weltall via Satelliten-Fernsehen. Am Wochenende 4./5. Mai steht Kornwestheim im Zeichen seiner 25-jährigen Partnerschaft mit dem französischen Ville-neuve-Saint-Georges. Staatssekretär Ruder ist der Festredner. Im Kreishaushaus stellt sich der Wirtschaftskontrolldienst der Polizei mit einer Ausstellung vor.

Eigentlich müßte der Chronist eine lange Liste beachtenswerter Ausstellungen beifügen, die es auch im Jahre 1985 in allen Gemeinden des Landkreises gegeben hat. Und gewiß eine noch längere über die vielfältigen kulturellen Veranstaltungen, bei denen die Musik, von Laien wie von Profis, die für den Hausgebrauch wie die der ganz großen Welt, im Vordergrund stand. Der geneigte Leser möge bitte überzeugt sein, daß das Weglassen dem Chronisten schwer fällt.

Die Bietigheimer Feuerwehr ist im Mai 125 Jahre alt. Zum Geburtstagsfest kommen Wehren aus Österreich, Südtirol und Westfalen. Im Ludwigsburger Schloß wird der langjährige Kreissekretär des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Wolfgang Schummer, von Oberbürgermeister Henke mit der Bürgermedaille ausgezeichnet. Dr. Roderich Klett vom Südfunk Stuttgart hält den Festvortrag anlässlich der Stadtgründungsfeier. Am 12. Mai werden die Ludwigsburger Schloßfestspiele, Festspiele Baden-Württemberg, mit Johann Sebastian Bachs Hoher Messe in h-moll eröffnet. Ein ganzvolles Ereignis, dem viele weitere Kostbarkeiten folgen. Eine Riesenhocketse gibt es am 12. Mai zur Zehnjahresfeier der »Fünfer-Union Remseck«. Vor 10 Jahren ist im Zuge der Gemeindereform die neue Gemeinde aus den bis dahin fünf selbständigen Gemeinden Aldingen, Hochdorf, Hochberg, Neckargröningen und Neckarrems entstanden.

Der Mai ist mit Ereignissen geradezu voll gepflöpft. Der Schäfertanz in Markgröningen ist 60 Jahre alt und im Ludwigsburger Schloß findet die 3. deutsch-amerikanische Freundschaftswoche mit einem Empfang ihren offiziellen Abschluß. Im Nachbarchloß Favorite dreht der Südfunk Stuttgart einen Film über Charles de Foucauld, den modernen »Wüstenheiligen«, der erst französischer Offizier, denn Marokkoforscher und schließlich Trappist war. Die französischen Freunde Mundelsheims aus La Motte-Servolex kommen zum 10 Jahre-Partnerschafts-Jubiläum mit 120 Teilnehmern in die Weinbaugemeinde. Und dann ist der 217. Ludwigsburger Pferdemarkt. Vom 17. bis 21. Mai. Die Zeitungen im Kreis berichten jetzt täglich über Abiturfeiern, vor allem über solche, bei denen sich diejenigen, die es geschafft hatten, nette Dinge haben einfallen lassen. Man wird sich lange daran erinnern.

Professor Dr. Rudolf von Thadden wird als Nachfolger von Dr. Rainer Barzel neuer Präsident des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg.

Mit Mitteln des Dorfentwicklungsprogramms ist die Ortsmitte des Steinheimer Ortsteils Höpfigheim neu gestaltet worden. Die Arbeiten sind hervorragend gelungen. Am 1. und 2. Juni gibt's darum ein zünftiges Ortsfest. In Vaihingen/Enz säumen Tausende den Weg des Umzugs zum 279. Maientag. Mit 3000 Gästen feiert die Schule für Körperbehinderte Margröningen ihr 10-jähriges Bestehen. Just zum 7. Sachsenheimer Heimatfest, das am 6. Juni mit einer Gewerbeausstellung »Sachsenheimer Fleiß« beginnt, wird das neue Museum eröffnet. Am Festzug nehmen 2700 Menschen teil. Am 11. Juni vor 250 Jahren haben sich Husaren auf dem Weiler zwischen Ingersheim und Besigheim angesiedelt, der heute ihren Namen trägt: Husarenhof.

Höhepunkt des Besuchs des chinesischen Ministerpräsidenten Zhao Zying in der Bundesrepublik ist am 14. Juni ein Empfang im Ludwigsburger Schloß. Ganz neue Erkenntnisse werden bei den Grabungen des Landesdenkmalamtes in Walheim gewonnen. Hier besteht die bisher erstmalige und vielleicht auch einmalige Chance, ein römisches Lagerdorf zu erforschen. Obwohl die Fundstelle mitten in einem bereits sanktionierten Bebauungsgebiet liegt, gehen die Grabungen noch lange weiter. Und mit immer neuen Überraschungen.

Vom 22. bis 24. Juni tritt der Hardt- und Schönbühlhof an der B10 ins Licht der Öffentlichkeit: er besteht 225 Jahre. In Bietigheims Krankenhaus treffen sich Programm- und Redaktionsmitglieder von Krankenhausrundfunk aus der ganzen Bundesrepublik und am 15. und 16. Juni die Nachwuchsschwimmer der Deutschen Lebensrettungsgesellschaft aus Baden-Württemberg zu ihren Landesjugendmeisterschaften.

Anfang Juli 1985 besucht ein amerikanischer Senator Naturschutzprojekte im Kreis Ludwigsburg. Der Wettbewerb zur Namensfindung ist entschieden: Ludwigsburgs neue Stadthalle, die an der Bärenwiese entsteht, soll »Forum am Schloßpark« heißen. Der Name stößt nicht allseits auf Gegenliebe. Eher auf Gegenvorschläge. Die sich aber nach langem Hin und Her schließlich doch nicht durchsetzen können.

Die Schäferlaufstadt Markgröningen erweist dem letzten Repräsentanten des Wiener Walzers und der Operette, Robert Stolz, ihre Reverenz mit einer Briefmarkenausstellung »Robert Stolz und die Musik«, mit einem Robert-Stolz-Abend und einer Ausstellung über den großen Meister. Viel hochkarätige Prominenz aus dem In- und Ausland kommt zur Feier des 100jährigen Bestehens der Schuhfabriken Salamander in Kornwestheim. Man gedenkt des Gründers Jakob Sigle, dessen Werk große Früchte getragen hat.

In Neckarrems und Neckargröningen gibt es jetzt auch Heimatstuben, in der alten Schmiede bzw. im Schulhaus. An handwerklichem und bäuerlichen Gerät wird hier die Geschichte der fünf Remsecker Ortsteile bewußt gemacht. Steinheim, eben als Stadt 30 Jahre alt geworden, feiert dieses Ereignis drei Tage lang. Am 26. Juni wird der Grundstein für die Glemstalbrücke der neuen Schnellbahntrasse der Bundesbahn gelegt. Ende des Monats kommt Bundestagspräsident Jenninger nach Ludwigsburg.

Die Sprachheilschule des Landkreises im Sonderschuldorf an der Fröbelstraße in Ludwigsburg ist 10 Jahre alt. Mit einem Tag der offenen Tür informiert sie über ihre Arbeit und ihre Erfolge. Anfang des Monats tritt Kreishandwerksmeister Erwin Regele nach 21jähriger Tätigkeit für das Handwerk im Kreis ab. Sein Nachfolger wird Diplom-Ingenieur Uwe Schüle, Obermeister der Bauinnung. Oberbürgermeister Hans-Jochen Henke, Ludwigsburg, wird 40 Jahre alt und zugleich sieben Monate nach Dienstantritt offiziell OB der Kreisstadt. Die Ausstellung des Schillervereins in Marbach zum 150jährigen Bestehen findet weit im Land Interesse.

Bei einem feierlichen Appell werden das Feldjägerbataillon 750 und die US-Militärpolizei durch den Oberbefehlshaber der amerikanischen Landstreitkräfte in Europa, General Glenn K. Otis, geehrt, die Kontakte der Bundeswehreinheit zur 385. Military Police in Kornwestheim bestehen seit 1959. Eine Pleidelsheimer Mutter bringt im Ludwigsburger Krankenhaus Drillinge zur Welt. Neue Württembergische Weinkönigin wird die 19jährige Sonja Nonnenmacher aus Vaihingen/Enz. Kreissparkassen-Direktor Eugen Barth nimmt nach 24 Jahren im Amt Abschied in den Ruhestand. Sein Nachfolger wird das bisherige Vorstandsmitglied Walter Kotz. Junge Bremer erhalten Lehrstellen im Landkreis Ludwigsburg. Knapp 100 Interessenten hatten sich für diese Sonderaktion der Arbeitsverwaltung gemeldet. Ende Juli stimmt die Gemeinderat von Remseck zu, daß das »Untere Remstal« Natur- und Landschaftsschutzgebiet werden soll. Die zum Bürgerhaus umgebaute Tammer Kelter ist fertiggestellt.

Nach Morden im Mai und Dezember 1984 ereignet sich im Bottwartal ein dritter Mord nach einem versuchten Banküberfall in Spiegelberg. Alle drei Verbrechen tragen die gleiche Handschrift. Von nun an wird die Polizei den »Hammer-Mörder« suchen, der die Öffentlichkeit monatelang in Atem hält. 7000 Besucher sind es mindestens, die am 28. Juli das »Fest im Schloß« in Ludwigsburg mit der Aufführung der »Feuerwerksmusik« von Händel erleben. Musik und Feuerwerk synchron.

Im August ist das Goetheinstitut aus Schwäbisch Hall zum 4. mal zu Gast in Ludwigsburg. Mit rund 200 Kursteilnehmern aus 20 Nationen. Zur 250. Wiederkehr des Geburtstages von Philipp Matthäus Hahn, des schwäbischen Mechaniker-Pfarrers, stiftet die Stadt Kornwestheim einen »Pfarrer-Hahn-Preis« für theologische und naturwissenschaftliche Arbeiten. Er ist mit 10000 Mark dotiert. In Ludwigsburgs Stadtteil Poppenweiler werden 6000 Jahre alte Skelette gefunden. Hobbyarchäologen haben in einer Baugrube zwei Höckergräber entdeckt.

Der »Hammermörder« ein Polizist? Am 8. August wird ein Verdächtiger festgenommen. Seine Dienstpistole aber ist nicht die Tatwaffe. Nebenher legt die Polizeidirektion ihre Halbjahresbilanz vor. Es hat 25 Verkehrstote gegeben. In Stuttgart werden im August die Schätze aus dem Grab des Keltenfürsten von Hochdorf (Enz) ausgestellt. Der von Professor Paul Bonatz gebaute Kornwestheimer Rathausurm ist Ende des Monats 50 Jahre alt. Man darf dem 48 Meter hohen Bauwerk aufs Dach steigen. 8000 genießen den Blick über die Stadt. In einer Ausstellung in Kornwestheims Schulmuseum, das vor knapp einem Jahr eröffnet worden ist, sind Karikaturen aus 250 Jahren Pädagogik zu sehen. Ende des Monats ein neuer Höhepunkt der Veranstaltungen in Bietigheim-Bissingen: der Pferdemarkt. Ein neuer Rekord wird mit 809 teilnehmenden Pferden erzielt. Prominenteste Besucher sind Ministerpräsident Lothar Späth und die ASEAN Botschafter.

Das 10. Kolloquium der Internationalen Kommission für Militärgeschichte mit 250 Militärhistorikern aus 36 Ländern stattet Burg Lichtenberg einen Besuch ab und wird Ende August im Ludwigsburger Schloß von Staatssekretär Rühle empfangen. In Markgröningen findet am 24. und 25. August wieder der traditionelle Schäferlauf statt. Am Wochenende davor trafen sich hier Musikkapellen aus Finnland, der Schweiz, Südtirol und der Bundesrepublik. Der als »Hammermörder« verdächtige Polizist ist wieder frei. Er war es nicht; die Suche geht weiter.

Nach den Sommerferien wird es in den Klassenzimmern unsrer Schulen im Kreis 1000 Schüler weniger als vorher geben. Geburtenschwache Jahrgänge.

Anfang September werden die Pläne zur Umgestaltung der Bietigheimer Kelter vorgestellt. Das aus dem 17. Jahrhundert stammende Gebäude soll mit 8,5 Millionen Mark zu einem Bürger- und Kulturzentrum ausgebaut werden. Eine Partnerschaft zwischen Marbach und dem französischen L'Isle-Adam bahnt sich an. 250 Sportler und »Offizielle« sind am 21. und 22. September zu Besuch in der Schillerstadt. Am »Tag der Heimat« wird am 22. September in Asperg ein Mahnmal der Vertriebenen eingeweiht. Am 20. Winzerfest in Besigheim nimmt auch der chinesische Botschafter Prof. Guo Feng Ming teil.

Kurz vor dem endgültigen »Aus« für die Milchwerke Ludwigsburg (MILU) gibt es noch eine Auszeichnung: die Benno-Martiny-Plakette, die bisher erst 30 mal für gute Leistungen verliehen worden ist. Die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft honoriert damit hervorragende Produkte. Für die MILU kommt die Ehrung zu spät.

Wachablösung beim Wasserwirtschaftsamt Besigheim: Paul Rath geht in Ruhe, Joachim Schlaitzer wird neuer Chef.

Die chinesische Stadt Tongling sucht deutsche Partner. Ende September besucht eine Delegation aus der Volksrepublik die Stadt Marbach.

Am 22. September jährt sich zum 100. Male der Busch von Kaiser Wilhem I. in Hemmingen anlässlich einer Heerschau. Der »Kaiserstein« erinnert noch daran.

Am 1. Oktober geht der verdiente Chef des Schiller-Nationalmuseums und des Deutschen Literaturarchivs in Marbach, Professor Bernhard Zeller, in Ruhe. Der Direktor der Trierer Universitätsbibliothek, Ulrich Ott, wird seine Arbeit fortsetzen. Die Stadt Marbach verleiht ihrem hervorragenden Mitbürger die Ehrenbürgerrechte. Und er wird mit dem Großen Verdienstkreuz ausgezeichnet. Eine Artenschutzausstellung in Korntal-Münchingen findet viel Beachtung und rüttelt die Öffentlichkeit auf. Ausstellungsbesucher Prof. Dr. Bernhard Grzimek zollte höchstes Lob. Während der Brandschutzwoche 1985 wird im Kreishaus ein Buch über Feuerwehren im Landkreis vorgestellt. Und im Schloß Favorite ein Buch über den »Naturschutz in den Gemeinden«. Minister Weiser erhält das erste Exemplar dieser BUND-Veröffentlichung.

Die Stadt Bietigheim-Bissingen präsentiert sich auf der Landesgartenschau Heilbronn. 1989 wird sie die Ausstellung ausrichten. Durch Staatssekretär Mathias Kleinert wird hier die erste Tagesstätte für erwachsene Schwerstbehinderte eingeweiht. Sie ist Teil der Erweiterung der Behindertenwerkstätte »auf Laiern«, die 4,4 Millionen erforderte. Nach einem Überfall auf zwei Kassenbotinnen eines Supermarktes wird in Ludwigsburgs Wilhelmstraße ein Terrorist festgenommen. Sein Komplize kann entkommen. Die Weinlese im Kreis beginnt. Die Wengerter erwarten den »kleinsten Herbst« seit 25 Jahren.

Der Aussichtsturm auf dem Eselsberg bei Ensingen ist 60 Jahre alt. Der Schwäbische Albverein feiert das Ereignis mit vielen Freunden. Dr. Theodor Lorch wird nach 15jähriger Tätigkeit als Vorsitzender des Vereins »Werkstatt für Behinderte« im Kreis verabschiedet. Er wird im November 80 Jahre alt. Neuer Vorsitzender wird Dr. Albert Sting, der Chef der Ludwigsburger Karlshöhe.

Mehr als 200000 haben den Keltenfürsten in Stuttgart besucht. Am 20. Oktober geht die sensationelle Ausstellung der Schätze aus dem Keltengrab bei Hochdorf zu Ende. Dann geht sie auf Reisen. Die Erwartungen haben sich bestätigt, es wurde ein »kleiner Herbst«; die Lese war schnell vorbei. Beim Kerner wurden bis 100 Grad Öchsle gemessen.

Die Formation des 1. Tanzclubs Ludwigsburg wird in Braunschweig Deutscher Meister. Wenigstens diese seltene Meisterschaft sei hier erwähnt. Es hat im Laufe des Jahres noch viele andere gegeben, die der Erwähnung wert wären. Muß der Chronist noch einmal um Generalpardon bitten?

Die erste mobile Kindergarten-Verkehrsschule Deutschlands wird in Ludwigsburg in Dienst gestellt. Die Polizei leistet schon seit Jahren wirkungsvolle Schulungsarbeit an Kindern, die sich auf die Teilnahme am Straßenverkehr vorbereiten. Ludwigsburg erhält die Europa-Fahne. Seit 1950 besteht die Partnerschaft mit dem französischen Montbéliard, dem alten Mömpelgard, und seit 1960 mit dem walisischen Rhymney Valley District, vormals Caerphilly.

Endlich herrscht Klarheit über den »Hammermörder«. Ein toter Polizeimeister aus Strümpfelbach wird als der lange gesuchte Täter identifiziert. Das alte Schloß in Hemmingen ist 18 Monate lang umgebaut worden und dient nun der Gemeindeverwaltung als Sitz. Ende Oktober ist Einweihung. Die Saison im Blühenden Barock ist vorüber. Mehr als 1,2 Millionen Besucher hatte sie. Beendet sind auch die Bauarbeiten an der vierspurigen B 27 von Ludwigsburg nach Bietigheim-Bissingen. Sie kann dem Verkehr übergeben werden.

Der Landkreis Ludwigsburg stiftet einen mit 10000 Mark dotierten Umwelt-Preis. Er soll alle zwei Jahre vergeben werden. So hat es der Kreistag beschlossen. Als 16. im Kreis nimmt die Sozialstation Asperg/Markgröningen ihre Arbeit auf.

Am »Forum« in Ludwigsburg wird Richtfest gefeiert. Tausende haben Gelegenheit, sich im Rohbau umzuschauen und sich in Gedanken vorzustellen, wie es hier einmal aussehen wird. Der Landkreis zeichnet 149 Gaststätten aus, die im Wettbewerb »Gute Gaststätte im Landkreis Ludwigsburg« mit der dafür nötigen Punktezahl die begehrte Plakette gewannen. Anfang November gibt es im Kreis 4,4% Arbeitslose.

»Die Römer in Benningen«: Dr. Markus Junkermann und acht Gefährten sind während 40 Tagen im Frühjahr von Verona nach Augsburg marschiert und haben nachvollzogen, was römische Legionäre vor rund 2000 Jahren bewerkstelligt haben. Nun machen die »Neu-Römer« Station im ehemaligen Kastell-Ort.

Zum Volkstrauertag im November kommen nach Kornwestheim Abordnungen aus den Partnerstädten Villeneuve-Saint-Georges und Eastleigh. Professor Dorothea Kuhn, langjährige wissenschaftliche Mitarbeiterin der Deutschen Schillergesellschaft und des Deutschen Literaturarchivs in Marbach, Universitätsdozentin für Geschichte der Biologie an der Universität Heidelberg, erhält am 12. November den Schillerpreis 1985. Sie hat u.a. den Schriftwechsel zwischen Goethe und seinem Verleger Cotta aufgearbeitet. Nun wird sie »für eine hervorragende Arbeit auf dem Gebiet der Landeskunde von Baden-Württemberg« hoch geehrt.

Bietigheim-Bissingen beginnt mit den Arbeiten für die Landesgartenschau 1989. Der erste Spatenstich markiert den Anfang langdauernder Planungen und Arbeiten. Das Land steuert zu den Kosten 6 Millionen bei. Nach mehr als 200 Jahren werden hinter der ehemaligen Manufaktur in der Schorndorfer Straße in Ludwigsburg Scherben der Porcelaine-Fabrique gefunden. Im Museum der Stadt sind sie später zu sehen. Auch die alten Öfen werden im Garten hinterm Haus ausgegraben. Ministerpräsident Lothar Späth versichert in Ludwigsburg, daß die Vollzugsanstalt »noch in diesem Jahrzehnt« einen neuen Standort erhalten wird. Erste Verträge seien schon ausgehandelt.

Im Kreishaus Ludwigsburg wird Mitte November die 80. Ausstellung eröffnet. Sie gilt dem Leben und dem Werk des Sersheimer Maler-Professor Walter Strich-Chapell und findet große Resonanz. Dekan Paul Kopf wird von Papst Johannes-Paul II. zum päpstlichen Ehrenkämmerer mit dem Titel Monsignore ernannt.

Der Winter meldet sich an: Ende November führt erster Schneefall zu vielen Unfällen im Kreisgebiet. Der Gesamtschaden wird mit 25 000 Mark beziffert. Die Räumfahrzeuge sind pausenlos im Einsatz.

Dr. Robert Uhlend, von 1967 bis 1979 Leiter des Ludwigsburger Staatsarchivs, Träger des Schillerpreises, wird zum Professor ernannt. Wissenschaftsminister Prof. Helmut Engler nennt ihn einen »hervorragenden Kenner der württembergischen Landesgeschichte«.

Was Außenstehende kaum zu hoffen wagten, wovon die Tänzer aber fest überzeugt waren, wird Wirklichkeit: die Formation des 1. Tanzclubs Ludwigsburg wird in Berlin Weltmeister in den Standardtänzen. In der Ludwigsburger Musikhalle wird ein triumphaler Empfang bereitet.

Am 22. November ist Eiswein-Lese auf Schloß Schaubeck. Ein Riesling mit 187,5 Grad Öchsle wird eingebracht.

Fast 3000 Bauleute sind an der Erweiterung des GKN II, Gemeinschaftskernkraftwerk Neckar II. Teil, beschäftigt. Die Arbeiten laufen, wie Anfang Dezember mitgeteilt wird, planmäßig. Und ohne Störungen von außen. Die Teilumgebung von Oberstenfeld ist fertig gestellt. Sie hat 7,5 Millionen Mark, gekostet. Im Ort darf man aufatmen. In Murr und Steinheim hofft man noch immer auf die Entlastung.

Kleine Ursache große Wirkung: im Umspannwerk Pulverdinger Holz bei Margröningen legt ein Marder einen 470 Tonnen schweren Transformator lahm. Er ist nicht mehr zu gebrauchen und muß ausgewechselt werden. In Kornwestheim beginnt das

Zeitalter der Fernwärmeversorgung. Auf dem ehemaligen Fabrikgelände der Firma Stotz ist mit 5,2 Millionen Mark ein Fernheizwerk als Pilotprojekt der Neckarwerke gebaut worden. Regierungspräsident Dr. Bulling macht jetzt ernst mit dem Kleinbauten-Erlaß. Ungenehmigten Gartenhäusern in der Landschaft soll es an den Kragen gehen. Eine Delegation aus Friaul in Julisch Venetien besucht Ludwigsburg. Sie sucht Kontakte zu knüpfen. Am 9. Dezember stirbt Dr. Fritz Schenk, einer der Gründer und langjähriger Leiter des Deutsch-französischen Instituts. Peter Huber aus Hemmingen löst Gustav Eppler, Bissingen, als Vorsitzender des Kreisbauernverbandes ab. Unsr Landwirte drücken arge Sorgen: EG-Beschlüsse, steigende Kosten, Überproduktion – nichts reimt sich mehr richtig zusammen. Die Gemeinden im Kreis haben Kummer mit der steigenden Zahl der Asylbewerber. Sie müssen sie unterbringen und ihnen Arbeit geben.

Für's »Helene-Lange-Gymnasium« in Markgröningen kommt das Ende. Der Landtag hat es mit 60:48 Stimmen beschlossen. Im Gelände des Rangierbahnhofs in Kornwestheim müssen rund 70000 Liter Öl abgepumpt und 88500 Tonnen verseuchtes Erdreich beseitigt werden. Rainer Gerhäuser, 31, aus Güglingen wird neuer Bürgermeister von Großbottwar und nach 30 Jahren Nachfolger von Walter Schlitter. Werner Nafz, 41, bleibt Bürgermeister in Hemmingen. Am 3. Advent wird die mehr als 600 Jahre alte Bartholomäuskirche in Markgröningen nach gründlicher Renovierung – 15 Monate Bauzeit, 1,3 Millionen – wieder eingeweiht.

Wie alle Jahre veranstalten die Zeitungen im Kreis Weihnachtsaktionen zugunsten derer, die in körperlicher, seelischer oder materieller Not leben. Und auch in diesem Jahr haben alle Aktionen wieder überwältigende Erfolge aufzuweisen. Im Dezember wird der Menschen gedacht, die vor 40 Jahren im Bombenhagel amerikanischer Flugzeuge starben. In Ludwigsburg 68, in Ingersheim, das zu einem Drittel verwüstet wurde, 21, in Kornwestheim, wo vor allem der Verschiebebahnhof das Ziel war, 30. Von den vielen Verletzten ganz zu schweigen.

Markgröningens »Stadterzähler« Josef Marchart tritt nach 27 Jahren Verlebendigung der Geschichte der Schäferlaufstadt in den Ruhestand. In der letzten Kreistagssitzung des Jahres werden Privat-Dozent Dr. Winfried Roos, Chef der Neurologischen Klinik des Kreises, zum neuen Ärztlichen Direktor für zwei Jahre und Dr. Diethelm Spilker, 45, aus Ulm, zum neuen Chefarzt der Anästhesie gewählt. Chefarzt Dr. Ehmann geht 1986 in Ruhe. 20 Atomgegner besetzen die Ludwigsburger Stadtkirche am Marktplatz. Ministerpräsident Späth empfängt die Tanz-Weltmeister aus Ludwigsburg in der Villa Reitzenstein. Alle Mitglieder der Formation erhalten die goldene Ehrennadel des Landes.

Die Gemeinde Remseck bringt eine Dokumentation über die zehnjährige Geschichte der neuen Gemeinde heraus. Als Band IV der Heimatkundlichen Schriftenreihe. Die Stadt Steinheim überrascht zu Weihnachten mit einer Rezeptesammlung. Der Erlös soll den Schulküchen zugute kommen. In Gerlingen ist in diesen Tagen eine Ausstellung über Christbaumschmuck um die Jahrhundertwende zu sehen. Darunter manches Patriotische und mancher hübsche Edelkitsch. Aus unsrer Sicht.

Der in Ludwigsburg geborene frühere Oberbürgermeister der Stadt Ulm, auch früherer Direktor des Ludwigsburger Krankenhauses, Dr. Hans Lorenzer, empfängt die päpstliche Auszeichnung »Komptur des Sanct-Silvester-Ordens«. Apropos Silvester: Im Fernsehen kommt »Reserl am Hofe«, die im Ludwigsburger Schloß entstandene Verfilmung von Toni-Schumachers vor fast 100 Jahren entstandener hübschen Geschichte. Knapp einen Monat später ist der an gleicher Stelle gedrehte Film über Pfarrer Johann Friedrich Flattich aus Beihingen zu sehen.

Kurz vor Toresschluß des Jahres 1985 gibt Dr. Albert Sting von der Karlshöhe seinen

»Ludwigsburger Kalender« heraus, an dem er ein ganzes Jahr lang gearbeitet hat. Ein wesentlicher Beitrag zur Geschichtsliteratur der Residenzstadt.

Ende des Jahres ziehen die Bürgerinitiativen ihre Klagen gegen den Block II des Kernkraftwerks Gemmrigheim/Neckarwestheim zurück. Sie hatten keine Aussicht auf Erfolg. GKN II darf also weitergebaut werden. Beim Neujahrsempfang der Industrie- und Handelskammer im Bietigheimer Kronenzentrum hält Professor Bernhard Zeller den Festvortrag über Johann Friedrich Cotta, den Verleger, Politiker und Unternehmer.

So endet das – nehmt alles nur in allem – gute Jahr 1985 mit all seinen kleinen und großen Erfolgen und Mißerfolgen, mit seinen Freuden und Sorgen, seinem Alltäglichen und seinen Höhepunkten. Das Wichtigste aber: es war ein Jahr des Friedens. Wenigstens für unser Land. Und das ist der Wunsch des Chronisten am Ende seines Reports, daß er uns auch in Zukunft erhalten bleibe. Und um mit Johann Wolfgang von Goethe zu enden: »Ein neues Jahr hat neue Pflichten, ein neuer Morgen ruft zur frischen Tat!«

Herbert Saar

Buchbesprechungen

Die Eingliederung der Vertriebenen im Landkreis Ludwigsburg. Ein Rückblick auf die vier Jahrzehnte seit 1945. Hrsg. vom Landkreis Ludwigsburg. Eigenverlag des Landkreises. 1986. 280 S. mit zahlr. Abb.

Die Veröffentlichung zur gleichnamigen Ausstellung faßt die Ergebnisse einer vom Kultur- und Schulausschuß des Kreistages Ludwigsburg eingesetzten Arbeitsgruppe zusammen, die eine Dokumentation zum Thema erstellen sollte. Anliegen der entstandenen Publikation – so Landrat Dr. Hartmann im Vorwort – »ist es, aufzuzeigen, wie die dramatischen Ereignisse ... sich auf die Betroffenen selbst, auf den Kreis und auf seine eingessene Bevölkerung ausgewirkt haben« (S. 6). Der Arbeitsgruppe, deren Leitung bei Erich Tomschik lag (er hat auch die meisten Beiträge verfaßt), ist dies in überzeugender Weise gelungen. Welche Veränderungen der vor 40 Jahren einsetzende Zustrom von Heimatvertriebenen in der Bevölkerungsstruktur des Landkreises bewirkt hat (1952 betrug der Anteil der Heimatvertriebenen an der Gesamtbevölkerung des Landkreises 24 %), vor welche Probleme er Verwaltung und Kirche stellte, wie die eingessene Bevölkerung reagierte und vor allem wie die Lebensumstände der »Neubürger« aussahen und sich entwickelten, ist äußerst anschaulich, streckenweise geradezu spannend beschrieben. Daß die Verfasser zum Teil selbst aus den Reihen der Vertriebenen stammen und – wie etwa die spätere Ludwigsburger Stadträtin und Kreisverordnete Waltraut Zips – in Selbsthilfeorganisationen der Vertriebenen tätig waren, daß das »Erinnern« der Autoren oft persönliche Erinnerung ist, merkt man dem Buch immer wieder an, nicht nur in den Schlußkapiteln (»Das Erbe«, »Das Ergebnis«). Überhaupt haben die Aussagen beteiligter, noch lebender Zeugen des Geschehens die Darstellung stark geprägt. Eingeflossen sind auch die Ergebnisse von eigens für die Dokumentation durchgeführten Befragungen bei allen Städten und Gemeinden sowie bei den evangelischen Pfarrämtern des Landkreises. Und natürlich hat man auch auf Akten zurückgegriffen, wobei freilich eine umfassende Durchsicht des Schriftguts aller beteiligten Behörden und aller in irgendeiner Weise betroffenen Organisationen, Parteien und Verbände nicht geleistet werden konnte. So hat man sich aus verständlichen Gründen weitgehend auf die Überlieferung des Landratsamtes beschränkt und besonders intensiv die Jahresberichte ausgewertet.

Die äußere Gestaltung des übersichtlich gegliederten Buches ist vorbildlich. Unzählige Fotografien sind wiedergegeben; sie stammen oft aus privatem Besitz und sind nun durch die Veröffentlichung der Nachwelt als Quelle gesichert. Zahlreiche schriftliche Dokumente wurden als Abbildung in den laufenden Text integriert (vgl. z.B. S. 8, 77–79 und 86) und lassen so den Leser die Arbeit des Historikers am schriftlichen Niederschlag einer geschichtlichen Entwicklung nachvollziehen. Der Einsatz von Karten und Tabellen wurde dagegen auf das Notwendigste beschränkt, was der Lesbarkeit zugute kommt.

Der »Rückblick auf die vier Jahrzehnte seit 1945« stellt nicht nur für die Geschichte des Landkreises Ludwigsburg einen wesentlichen Beitrag dar, er dürfte als exemplarisches Arbeitsergebnis auch für die allgemeine zeitgeschichtliche Forschung von Interesse sein. In weiten Partien und besonders am Schluß aus der Sicht der Vertriebenen geschrieben, dokumentiert er zugleich die Verarbeitung der Vertreibung und des Neubeginns in fremder Umgebung durch die zuvorderst Betroffenen selbst im Jahre 1986.

Robert Kretzschmar

Andrea Hähnle, Gerald Brocks, Lothar Reinhard. Möhringen. Aus acht Jahrhunderten Ortsgeschichte. Mit einem Beitrag von Herbert Bühler. Wegra Verlagsgesellschaft. Stuttgart 1985. 256 S. mit zahlr. Abb.

Nachdem schon 1845 Karl Pfaff eine Möhringer Ortschronik verfaßt und 1969 Hermann Vietzen dem Stuttgarter Stadtteil eine weitere gewidmet hatte, ist nun im Auftrage der Möhringer Bank eine dritte Ortschronik erschienen, die das vergriffene Buch von Vietzen ersetzen und die Geschichte des Fildervorortes fortschreiben soll. Die Vor- und Frühgeschichte übernahm Lothar Reinhard, die Abschnitte über Mittelalter und die Frühneuzeit Andrea Hähnle, den Zeitraum vom beginnenden 19. Jh. bis zur Gegenwart Gerald Brocks. Der Anhang bietet Editionen und Übersetzungen zentraler Quellen, Bemerkungen Herbert Bühlers zu dem im Buchdeckel als Faksimile beigegebenen Ortsplan von 1827 und Erläuterungen Lothar Reinhard's zu Möhringer Flurnamen. Eine Übersicht über die Entwicklung der örtlichen Vereine sowie Kurzbiographien »berühmter Möhringer« schließen den Band ab. Alle Beiträge, die – anders als in vielen Ortschroniken mehrerer Autoren – in Aufmachung und Qualität völlig miteinander harmonisieren, sind professionell geschrieben, was sich auch in den fachmännischen Anmerkungen am Ende des Buches sowie im Quellen- und Literaturverzeichnis niederschlägt. Ein Blick hierin genügt, um zu erkennen, daß die Darstellung auf gründlichen Archiv- und Literaturstudien beruht. Besonders Gewicht wurde auf die wirtschaftliche Entwicklung des einstigen Bauerndorfes und die mit ihr verbundenen sozialen Veränderungen gelegt. Ohne Nostalgie, ohne Verklärung vergangener Zustände lassen die Verf. den Leser nachvollziehen, »daß sich in den vergangenen 50 Jahren ... mehr verändert hat als in 500 Jahren davor« (S. 5). So kommt auch – wiederum anders als in vielen Ortschroniken – die Zeit des Dritten Reiches nicht zu kurz. Und stets geht der Blickwinkel über den Ortsetter hinaus, ist das Bemühen spürbar, die Geschichte von Möhringen im Kontext der allgemeinen historischen Entwicklung zu begreifen und zu beschreiben. In den Abbildungen sieht man, glücklich ausgewählt, Dokumente (z. B. Urkunden, Lagerbücher, ein Leibeigenenverzeichnis, ein Visitationsprotokoll, eine Ratssatzung), die dem Leser ein Stück Quellenkunde vermitteln, und natürlich auch Siegel, Karten und unzählige Fotografien; die Verbindung zum darstellenden Text ist durchweg gelungen.

Berichtigend zu S. 97 sei angemerkt, daß die württembergische Amtsversammlung sich nicht aus Vertretern der Oberämter, sondern der Gemeinden eines Oberamtes zusammensetzte, ergänzend zu S. 245, daß 1986 im Staatsarchiv Ludwigsburg der Bestand F 202 II (Amtsoberamt Stuttgart) summarisch erschlossen wurde und nunmehr für die Forschung benutzbar ist.

Robert Kretzschmar

Hans Dietl: Steinheim an der Murr in alten Ansichten. Zaltbommel/Niederlande (Europäische Bibliothek) 1985, 76 Abb.

Das in der bekannten Reihe »In alten Ansichten« erschienene Bändchen enthält 76 sparsam kommentierte Nachdrucke von einigen Ansichtskarten, drei Handzeichnungen und einem Aquarell sowie von Fotoaufnahmen, die in der Zeit vor 1930 meist von Fotoamateuren gemacht wurden. Gesamtansichten und Bilder von einzelnen Gebäuden, von Ereignissen im Gemeindeleben, von Firmenbelegschaften, Vereinen und Schulklassen zeigen beispielhaft, wie Steinheim mit den heute eingemeindeten Orten Höpfigheim und Kleinbottwar einstmals aussah, sollen Erinnerungen wecken und zwingen den Kundigen zum Vergleich mit der Gegenwart.

Wolfgang Schmierer

Württemberg im Spätmittelalter. Ausstellung des Hauptstaatsarchivs Stuttgart und der Württembergischen Landesbibliothek. Katalog bearbeitet von Joachim Fischer, Peter Amelung und Wolfgang Irtenkauf, Stuttgart 1985, 191 S., 85 Abb.

Im Gefolge der 900-Jahr-Feiern des Hauses Württemberg im Jahre 1983 war der Plan entstanden, einzelne Epochen bzw. Themenbereiche der württembergischen Geschichte in Ausstellungen zu repräsentieren. Die gemeinsam vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart, dem eigentlichen Veranstaltungsort, und von der Württembergischen Landesbibliothek konzipierte und erarbeitete Ausstellung „Württemberg im Spätmittelalter“ machte im Jahre 1985 den Anfang und setzte zugleich Akzente. In neun großen Abteilungen der Ausstellung wie des Kataloges wird querschnittartig am Beispiel Württembergs dem vielschichtigen Charakter namentlich der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Rechnung zu tragen versucht. Im einzelnen sind es die Bereiche Haus Württemberg, Territorium und Territorialpolitik, Hof, Verwaltung, Gerichtswesen und Landesverteidigung, Landstände, Bevölkerung und Sozialstruktur, Gewerbe, Handel und Münzwesen, kirchliche Verhältnisse, Kultur und Bildung, die durch eine Vielfalt ausgewählter Dokumente, aber auch einige gegenständliche Denkmäler verdeutlicht werden. Mit großem Fleiß wurden von den drei Bearbeitern des Kataloges das umfangreiche Material ausgewählt und zusammengestellt sowie die zum Teil sehr umfassenden und detaillierten Begleittexte erarbeitet. Die qualitätvollen, farblich einwandfreien Abbildungen tragen das Ihre dazu bei, daß der Leser diesen prachtvollen Katalog gewinnbringend zur Hand nehmen kann und sich vom breiten Spektrum des 15. Jahrhunderts (– wonach man die Ausstellung vielleicht eher hätte benennen sollen –) faszinieren läßt.

Norbert Stein

Bildnachweis

- Titelbild: Kurt A. Schupp
S. 7–28: Kurt A. Schupp, Landesdenkmalamt
S. 31–76 s. Hinweis S. 76
S. 77–180 s. Hinweis bei den Bildunterschriften
S. 185–200: Stadt Kornwestheim

»Ludwigsburger Geschichtsblätter« 1900–1986

Heft	Jahr	Seiten	Redaktion	
1	1900	87	Christian Belschner	vergriffen
2	1901	100	“	“
3	1903	106	“	“
4	1905	186	“	“
5	1909	115	“	“
6	1911	88	“	“
7	1913	57	“	“
8	1916	48	“	“
9	1923	119	“	“
10	1926	107	“	“
11	1930	133	“	“
12	1939	46	“	“
13	1957	140	Dr. Oscar Paret	lieferbar
14	1960	66	“	“
15	1963	162	Heinrich Gaese	“
16	1964	203	“	“
17	1965	207	“	“
18	1966	192	“	“
19	1967	164	“	“
20	1968	196	“	“
21	1969	92	Dr. Willi Müller	“
22	1970	116	“	“
23	1971	195	“	“
24	1972	272	“	“
25	1973	141	“	“
26	1974	141	“	“
27	1975	199	“	“
28	1976	161	“	“
29	1977	179	“	“
30	1978	128	Dr. Paul Sauer	“
31	1979	148	Dr. Wolfgang Schmierer	“
32	1980	188	“	“
33	1981	256	“	“
34	1982	176	“	“
35	1983	180	“	“
36	1984	242	“	“
37	1985	245	“	“
38	1985	196	“	“
39	1986	224	“	“

Von den Veröffentlichungen des Historischen Vereins ist noch lieferbar:
Hermann Stroebel »Ludwigsburg, die Stadt Eberhard Ludwigs – Ein Beitrag zur Geschichte der landesfürstlichen Stadtbaukunst um 1700«, Ludwigsburg 1918.

Bestellungen:

Geschäftsstelle des Historischen Vereins,
7140 Ludwigsburg, Städt. Museum (Kulturzentrum);
Buchhandlung Aigner, 7140 Ludwigsburg, Arsenalplatz



Handwritten notes: "Ar m 8/89 315" and a large checkmark.